

Stanisław Benski

Natan
Glycynders
Lachen

*Geschichten nach dem
Warschauer Getto*



www.AUTONOMIE-UND-CHAOS.berlin
www.dissoziation-und-trauma.de

Titelbild:

"Warsaw Ghetto destroyed by Germans, 1945" von Zbyszko Siemaszko
(Central Photographic Agency, CAF)

Quelle: WARSZAWA 1945-1970 (Warszawa, 1970, seite 76-77).

Lizenziert über Wikimedia Commons.

Die originalausgabe erschien in warszawa 1982 und kraków 1985 (unter dem titel TA NAJWAŻNIEJSZA CZĄSTECZKA [Das wichtigste Molekül]), deutsch unter dem titel NATAN GLYCYNDERS LACHEN in berlin/DDR 1986 (übersetzt von karin wolff).

Diese erste neuausgabe enthält abbildungen, anmerkungen sowie ein nachwort des herausgebers (ab seite 246).

Neuauflage 2015

© für diese auflage
Verlag Autonomie und Chaos Berlin
In zusammenarbeit mit
www.dissoziation-und-trauma.de

ISBN 978-3-945980-03-3

Diese online-veröffentlichung kann
zum privaten bedarf heruntergeladen werden.

Das Jahr 1963 – In einer kleinen Warschauer Straße baut man ein großes Haus. Menschen treffen ein.

Innerhalb eines Monats beziehen hundert Personen das Haus: hundert Juden, die während des zweiten Weltkriegs Getto und Lager durchlebt hatten. Hundert verwundete Juden unterschiedlichen Alters. Männer und Frauen. Die verschiedensten ärztlichen Diagnosen. Einsam, krank, mehr oder minder physisch leistungsfähig. Jeder, jede mit schweren Traumata, viele nach eben erst überstandenen schweren körperlichen Leiden. Alt und jung, ihrer Familie beraubt, erwarten sie hier, in diesem Haus, ärztliche Hilfe, Heilung, Verständnis und Wärme.

Abram hat der Okkupant die Frau und drei Söhne ermordet. Abram hat sich mit Małka angefreundet. Mann und Sohn Małkas sind in Treblinka umgekommen, die Tochter im Getto. Abram und Małka bezogen Zimmer Nummer 16.

Efraim ist ein frommer Jude, Helena ist Katholikin. Helena hat eine jüdische Familie gerettet. Unter Einsatz ihres Lebens hatte sie unter dem Fußboden ihrer Hütte ein Ehepaar und drei Kinder versteckt. Efraim kümmert sich um Helena. Helena ist gelähmt.

Paar, Grüppchen, Gruppen. Freundschaften wechseln sich mit Reibereien ab, Konflikte wandeln sich zu Freundschaften und gegenseitigem Verständnis.

Ich fordere mir selbst, dem Arzt, den Schwestern und dem Hilfspersonal ein Maximum an Anstrengungen, an Einsicht und Nachsicht ab.

Die ersten Wochen, die ersten Schwierigkeiten. Wir und sie. Das Personal und die Heimbewohner.

Dann schon nicht mehr "wir" und nicht mehr "sie".

Chana schied nachts, still wie ein Mäuschen. Małka litt und rief Mutter, Vater und Gott an. Abram schlief ein und erwachte nicht mehr. Schmerz und Trauer.

Gebete im Gemeinderaum im Parterre. Für die Seelen der Verstorbenen, um Frieden. Festtagsgebete, Sabbatgebete, Neujahrsgebete ... Winter, Frühling, Sommer, Herbst und wieder Winter. Die Jahre vergehen.

In einer großen Stadt in einem hellen Haus in einer kleinen Straße entstand ein jüdisches Shtetl: Die Korridore waren die Gassen, die Vorhalle war der Markt, die Zimmer waren die Häuschen, und im letzten Stockwerk lag das Shtetlhospital.

An den Samstagen spazieren festtätlich gekleidete fromme Juden durch die Korridorgäßchen. Es ist Zeit zum Gebet. Im Bethaus öffnet Chaim die Fenster, tummelt sich, ruft die, die sich verspäten, zusammen. Langsam und gewichtig, ohne zu eilen, treten die Männer ein.

Zu Helena kam der Priester. Helena sagte: "Na, geh schon, Efraim, beeil dich! Im Bethaus warten sie. Ich bete hier inzwischen mit dem Herrn Pfarrer. Geh, Efraim."

Pessach. Efraim, Chaim und Mojsche zerteilen die Mazze für alle Heimbewohner.

Ostern. Die Köchinnen tragen für alle Heimbewohner Napf- und Osterkuchen aus.

Das Shtetl besitzt seine eigene koschere Küche. In der Küche waltet Róza. Sie lehrt das Küchenpersonal, wie man Karpfen jüdisch, Leber jüdisch und viele andere traditionelle Speisen zubereitet. "Für die Partisanenabteilung hab ich in sieben Töpfen einen solchen Tschulent gekocht, daß unser Anführer für mich einen Extrabefehl erließ", erzählte Róza. "Dieser Befehl enthielt ein großes Dankeschön für Róza. Und unsere Abteilung zählte vierunddreißig Juden, sechs Belorussen und fünf Polen, und alle haben sie Tschulent gegessen."

In das Shtetl-Haus ziehen neue Bewohner ein. Frau Apotheker, Herr Rechtsanwalt, eine Rabbinertochter. Fromme und weniger Fromme. Katholiken, Russisch-Orthodoxe, Evangelische und Nichtgläubige. Und alle essen sie das unter Rózas Aufsicht zubereitete koschere Frühstück, das koschere Mittagmahl, das koschere Abendbrot.

Die Jahre verrinnen.

Einige finden Verwandte wieder, ziehen um oder reisen aus. Doch die Mehrzahl geht fort ... zu ihren Angehörigen, die in den Gettos, in den Wäldern und an der Front ihr Leben ließen. Sie verlassen uns und nehmen einen unsäglich kostbaren Schatz mit: die Traditionen, das Wissen um ein Volk, die Geschichte des kleinen Städtchens, die Geschichte des Dorfes, der Siedlung, des Hauses, der Werkstatt und des Ladens armer ehrlicher oder weniger ehrlicher, reicher, gläubiger oder nichtgläubiger polnischer Juden.

Wie das retten?

Ich bin mit ihnen zusammen seit zwanzig Jahren. Vor zwanzig Jahren waren ihrer hundert, dann waren es hundertfünfzig. Heute sind es dreißig.

Meine Bücher widme ich allen, die in den Gettos, in den Wäldern, in den Lagern, an der Front und in der Fremde ihr Leben ließen.

Meine Bücher widme ich denen, die überlebt haben, und denen, die fortgegangen sind aus unserem Haus-Schtetl mit seinen Korridorgassen, Zimmerhäuschen und seinem Vorhallenmarkt.

Meine Bücher widme ich meiner Mutter, meinem Vater, meinem Bruder und der übrigen Familie, die während des zweiten Weltkriegs im Warschauer Getto und außerhalb des Gettos umgekommen sind.

Stanisław Benski



Dom Pomocy Społecznej „Wójtowska”¹

¹ <http://www.wcpr.pl/1-wykaz-dps/dom-pomocy-spoecznej-wojtowska/>

Das Urenkelchen des Zaddiks

Chaim erhob sich stets bei Tagesanbruch. Er aß wenig. Brot, Eier, Kartoffeln, manchmal ein Stück Hering oder andern Fisch. Chaim trug einen schweren Kaftan noch aus der Vorkriegszeit, Hosen ebenfalls aus der Vorkriegszeit und sogenannte Zizes oder, um mit der Hilfsschwester Marysia zu sprechen, eine Fransenweste. Zum Gebet hüllte sich Chaim in einen Tallis, den sie Umschlagtuch nannte, und legte Teffilin an, die bei ihr Gebetsschächtelchen hießen.

"Er ist heilig", sagte Marysia einmal. "Gestern hat er mich angesehen, und gleich waren meine Zahnschmerzen weg."

Eines Sonntags bat sie ihn, ihre kleine Kamila zu segnen, die seit einer Woche hohes Fieber und einen trockenen Husten hatte. Chaim blickte auf Marysia, und anderntags war Kamila gesund. Man nannte ihn einen Heiligen, und einige behaupteten, er sei ein Zaddik. Aber es gab auch solche, die Marysia nicht glaubten, doch das waren nur wenige. Zum Beispiel die Putzfrau Hanka, die Wäscherin Julka und der Heizer Walek, der sich mit Marysia zu zanken pflegte, wenn diese ihm vorhielt, daß seine Nase schon ganz rot vom Wodkatrinken sei.

Ausschließlich Marysia durfte bei Chaim aufräumen. Das andee Hilfspersonal hatte zu seinem Zimmer keinen Zutritt.

In Chaims Krankengeschichte hatte der Arzt geschrieben: "Autistisch. Schweigsam. Ohne Kontakt." Und weiter, in Klammern: "Schizophrenie". Mit Fragezeichen.

Chaim wußte nichts von seiner Krankengeschichte; Medizinisches kümmerte ihn ohnehin nicht. Nur einmal, es war kurz vor dem Purimfest, bekam er Durchfall, doch nach zwei Tagen war er wieder völlig genesen, und die Medizin, die ihm die Krankenschwester gegeben hatte, stand draußen auf dem Korridor.

Kurz vor Pessach fuhren sechs Taxis vor. Dem ersten entstieg Nachum. Er schaute sich auf der Straße um und hob die rechte Hand. Unverzüglich entstiegen Juden auch den übrigen Taxis, gemach und würdevoll, in lange schwarze Röcke und runde Fuchskapen gekleidet, mit weißen Strümpfen an den Beinen und glänzend-schwarzen

Lackschuhen an den Füßen. Aus dem letzten Taxi stiegen zwei Frauen: eine junge mit einem in ein schwarzes Tuch gewickelten Säugling auf dem Arm und eine ältere ganz in Schwarz. Die ältere Frau betrat als erste das Heim, ihr folgten die junge und die Männer.

"Und die Herrschaften kommen in welcher Angelegenheit?" fragte die verblüffte Pförtnerin.

"Wir sind aus New York und möchten Herrn Chaim sprechen, der hier bei Ihnen wohnt", erklärte einer der Besucher.

Nachum wollte schon die Treppe emporsteigen, aber die Pförtnerin rief ihn zurück: "Herr Nachum, Sie wissen doch, daß man nicht so viele Leute auf einmal mitbringen darf. Herr Nachum, ich möchte doch bitten ..."

Nachum zog sich zurück.

"Die Herrschaften sind doch irgendwie seltsam angezogen, stimmt's nicht, Herr Nachum?" redete die Pförtnerin weiter. "Die Leute hier denken sich so verschiedenes. Ich persönlich seh solche zum erstenmal. Und überhaupt, Kranke darf man bloß einzeln besuchen; naja, allerhöchstens zu zweit oder zu dritt."

"Meine Liebe", wandte sich die ältere der beiden Frauen an die erschreckte Pförtnerin. "Wir sind von sehr, sehr weit her nach Polen gekommen. Mit dem Flugzeug und nur auf drei Tage. Wir möchten jetzt mit Chaim sprechen."

Nachum trat an die Pförtnerin heran. "Frau Helenka," sagte er laut, "Sie wissen, daß Chaim mit keinem reden will, aber wenn Sie ihm sagen, daß die Frau eines frommen Juden aus demselben Schtetl, aus dem Chaim stammt, gekommen ist, dann ..."

"Entschuldigen Sie, daß ich mich einmische", ließ sich einer der Besucher, ein Greis mit langem, grauem Bart vernehmen. "Bitte, sagen Sie ihm, daß es die Frau des Rebben ist, die Gattin des Wunderrabbi."

"Scht! Scht!" beschwichtigte ihn Nachum. "Wozu brauchen die Leute gleich zu wissen, daß amerikanische Juden angereist sind, um das Grab des Zaddiks zu besuchen ..."

"Wir sind polnische Juden", unterbrach die Frau des Wunderrabbi Nachum. "Und daß wir zum Grab meines Mannes gekommen sind, daran gibt's nichts zu verheimlichen. Aber wir wollen auch Reb Chaim sehen."

"Daraus wird nichts", meldete sich schließlich die Pförtnerin. "Er spricht auch mit mir nicht. Marysia ist nicht da. Nur sie darf zu ihm gehen, und auf sie hört er, das wissen Sie doch, Herr Nachum."

Auf der Treppe erschien Fajwel und gleich hinter ihm Róza.² Róza stieg ein paar Stufen herunter und musterte die Fremden. Fajwel machte kehrt, doch nach einer Weile tauchte er mit einigen Heimbewohnern wieder auf: Unter ihnen der blinde Mojżesz, die blinde, völlig taube Sara mit Samuel, der auf seinen von der Littleschen Krankheit verdrehten Beinen wankte, der alte Juliusz und der noch ältere Dawid.

Nachum ging ihnen auf der Treppe entgegen.

"Da sind Gäste für unseren Chaim", sagte er laut, und gleich darauf wiederholte er noch lauter: "Da sind Gäste für unseren Chaim! Sie kommen von weit her!"

"Was?" fragte der schwerhörige Juliusz. "Von weit?"

"Man sieht, daß sie von weit her sind", bemerkte Samuel. "Aber Chaim empfängt keine Gäste."

"Genau das habe ich auch gesagt", fügte die Pförtnerin hinzu. "Sie müssen eben auf Marysia warten."

"Rebbezin", wandte sich Nachum an die Witwe des Zaddiks. "Ihr müßt auf Marysia warten."

"Na, dann schickt nach dieser Marysia", entschied die Witwe des Zaddiks. "Wir haben Dollar, wir zahlen auch dafür."

"Sie wohnt bei Warschau. Auf dem Land", erklärte die Pförtnerin. "Das ist weit."

"Weit oder nicht weit, Reb Nachum, man muß dort hinfahren", bestimmte die Witwe des Zaddiks und entnahm ihrer Handtasche ein paar grüne Banknoten.

Plötzlich warf die Witwe des Zaddiks die Geldscheine in ihre Handtasche zurück und sagte mit Nachdruck: "Ich werde zu ihm gehen, mit mir redet er bestimmt. Führen Sie mich bitte, Reb Nachum! Gehen wir!"

Die Pförtnerin schaltete den Fahrstuhl ein, und Nachum fuhr zusammen mit der Witwe des Zaddiks in den dritten Stock hinauf. Die übrigen Gäste ließen sich auf Stühlen und Sesseln in der Halle nieder. Sie warteten.

Das Grüppchen Heimbewohner stand noch immer auf dem Treppenabsatz. Neugierig betrachteten sie die von weit angereisten Juden mit ihren Bärten und Pejjes.

² Zur aussprache polnischer buchstaben siehe:
https://de.wikipedia.org/wiki/Aussprache_des_Polnischen
[Alle Fußnoten durch den herausgeber der neuausgabe, MvL]

Fajwel kam als erster herunter. "Ihr seid Juden?" fragte er laut.

"Wie man sieht", sagte einer, der in Fensternähe saß.

"Ihr seid reich?"

"Nein."

"Arm?"

"Nein."

"Was seid ihr dann für welche?"

"Ehrliche und fromme Juden."

"Nicht jeder Ehrliche ist fromm", kommentierte Fajwel. "Ich bin ehrlich, aber nicht gläubig."

"Dann bist du kein Jude", sagte der älteste der Besucher.

"Ich war immer ein Jude und werde immer ein Jude bleiben", entgegnete Fajwel erregt. Und nach einer kurzen Pause aufgebracht: "Und wer von euch ist im Getto gewesen? Häh?"

Sie schwiegen.

Fajwel näherte sich dem Mann am Fenster. "An Jom Kippur haben sie meine Frau umgebracht. Zu Pessach haben sie meinen kleinen Awrum verbrannt! Kann ich ein frommer Jude sein? Kann ich glauben?"

Róza zog Fajwel beiseite. "Nicht doch, nicht," sagte sie leise, "nicht, die begreifen nichts."

"Herr Fajwel", ließ sich die Pförtnerin vernehmen. "Sie dürfen sich nicht aufregen, Herr Fajwel! Wissen Sie noch, was Donnerstag war? Ja? Sie dürfen sich nicht aufregen. Ich klinge gleich nach der Schwester."

"Er ist ja ganz ruhig", sagte Róza und rettete damit die Situation. "Ich bleibe bei ihm. Sie brauchen nicht zu klingeln, Frau Helenka. Er wird friedlich sein. Er wird nicht schreien."

Dawid, Juliusz und Samuel kamen die Treppe herunter und umstellten Fajwel.

"Was ist denn passiert?" fragte Samuel.

"Ich kann einfach nicht mit denen reden," erklärte Fajwel, "vielleicht daß du ..."

Der älteste der Besucher erhob sich und trat an Samuel heran. "Wir haben ein paar Dollar für euch gesammelt."

"Nicht nötig", entgegnete brüsk der noch immer aufgebrachte Fajwel.

"Aber sicher ist das nötig!" rief Samuel aus. "Wir kaufen Saft und Apfelsinen für die, die im vierten Stock liegen."

"Dort liegen sie – ?" interessierte sich der Gast.

"Ja, die Gelähmten, Blinden, Schwerkranken", erläuterte Juliusz.

"Aber dort kümmern sich Pflegerinnen, Schwestern und Ärzte um sie. Keine Sorge, sie haben gute Pflege. Wirklich!"

"Säfte und Apfelsinen kommen immer zustatten", fügte Samuel hinzu. "Sie haben keine Familien, haben keine Verwandten, Säfte und Apfelsinen sind durchaus dienlich."

"Was ist das für ein Kind?" fragte Dawid und zeigte auf den Säugling, dem eben die junge Jüdin die Brust zu geben versuchte.

"Ein krankes Kind, ein sehr krankes Kind", erwiderte bekümmert der Greis. "Es ist das Urenkelchen des Zaddiks. Wir sind hergekommen, um das Kind gesundzumachen."

"Wie, gesundmachen?" fragte Róza und näherte sich der jungen Mutter.

"Wir werden zum Grab des Zaddiks fahren und ihn um Erbarmen anflehen für dieses Kind. Der Zaddik macht bestimmt seinen Urenkel gesund. Ich bin mir dessen ganz sicher."

"Möge er ihm viel, viel Gesundheit und Glück schenken", flüsterte Róza. "Ich hatte drei Kinder. Drei wundervolle Söhne. Ich hätte Enkel und Urenkel, und Ururenkel ..."

"Ich hätte auch einen Urenkel gehabt", bemerkte Fajwel.

"Darf ich den Kleinen mal halten? Ich trag ihn ein bißchen", bat Róza.

"Nimm", sagte die Mutter und reichte Róza das Kindchen. "Aber halt ihn vorsichtig und laß ihn nicht fallen."

Róza trug das Kind stolz in die Halle und im angrenzenden Speisesaal herum, wo die Pflegerinnen gerade über dem Mittagessen saßen.

"Wer hat sich denn da einen kleinen Balg zugelegt?" meinte Józia lachend und ging zu Róza.

"Das ist nicht meins, das ist ein heiliges Kind. Das Urenkelchen eines Zaddiks. Aber ihr wißt ja nicht, was das heißt: Zaddik. Es war da so einer, vor dem Krieg. Jetzt gibt es keine Zaddikim mehr. Sie sind alle tot, umgekommen ..."

"Und du hast schon mal so 'nen Zaddik gesehen?" fragte Józia, und die Finger ihrer breiten Hand strichen spielend über das Köpfchen des Kleinen, der eben leise zu weinen anfang.

"Ruhig, Kleines, ruhig, ruhig." Róza legte das Kind vom linken in den rechten Arm. "Ich habe Zaddikim gesehen, natürlich hab ich sie gesehn, Ich war am Hof Kozienickis und von dem aus Góra Kalwaria. Mit meinem Vater bin ich zu ihnen gefahren. Der lieferte ihnen Stoff für Kaftane, für Anzüge. Mein Vater war von Beruf Mützenmacher, er machte auch Hüte und Barette, aber das war einmal ... Ja, ja, ich erinnere mich noch, wie in Kozienice die Chassidim Majufes tanzten

und so manch einem die Mütze vom Kopf fiel und die Pejes ihnen nur so um die Ohren flatterten und wie sich die Schöße der Kaftane in die Lüfte hoben und sie immerzu sangen und tanzten, sangen und tanzten. Es frohlockte das jüdische Volk an Symches Tojre, es frohlockte an anderen Festtagen, wenn sich zu freuen geboten war, aber das ist lange, lange her, mehr als zwanzig Jahre ..."

Der winzige Urenkel des Wundertäters weinte immer lauter. Alles Bemühen Józias, alles Flüstern Rózas: "Still, Kleiner, still, Kleiner" waren vergebens. Die Mutter des Kleinen hatte offenbar sein Weinen gehört. Aufgeregt und besorgt eilte sie herbei. "Er schreit! Er weint!" rief sie, zu der verblüfften Józia gewandt, die noch immer ihre Finger über das Köpfchen des Kleinen gleiten ließ. "Halten Sie Ihre Hand über mein Kind", bat die Mutter. "Bitte, ich bitte Sie sehr ..."

"Ich verstehe nichts", sagte Józia.

"Seit seiner Geburt weint er nicht, schreit er nicht. Seit seiner Geburt schweigt er. Er ist krank, und die Ärzte glauben nicht, daß er unsre Reise überlebt. Und jetzt weint er! Welch ein Glück! Mein Kind weint! Hört ihr? Es weint ..."

"Sie sind jung, und Sie sprechen Polnisch", unterbrach sie Józia. "Und ich habe gedacht, nur die Älteren erinnern sich noch an unsre Sprache."

"Wir wohnen in der 12. Straße, und da wohnen auch Polen, und alle sprechen sie Polnisch."

Von dem außergewöhnlichen Ereignis in Kenntnis gesetzt, umringten die amerikanischen Gäste die Frau mit dem Kind. Der Kleine schrie jetzt aus vollem Halse. Schließlich erklärte Róza triumphierend: "Er hat eingepullert! Er hat ordentlich Pipi gemacht!"

Die Männer kehrten zu ihren Plätzen zurück, und die Frauen wechselten dem Urenkelchen des Zaddiks die Windeln.

Auf der Treppe erschien die Witwe des Zaddiks, dann Chaim und hinter ihm Nachum. Die Gäste fuhren von ihren Sesseln und Stühlen auf.

"Chaim hat sein Zimmer verlassen?" rief Fajwel verwundert aus. "Ist sowas möglich?"

"Er möchte sich mal an die Wand stellen", sagte der Mann, der am Fenster saß. "Wir machen ein Foto von ihm."

Alle hatten sie Fotoapparate, und alle bauten sich fast in einer Reihe vor Chaim auf.

"Als ob sie unsern armen Chaim erschießen wollten", bemerkte Fajwel und ging zur Pförtnerloge, wo die Pförtnerin Helenka saß. Chaim stand einen Moment lang still, erschreckt vom Blitzlicht und der nicht alltäglichen Szenerie; schließlich machte er kehrt und trippelte auf die offene Fahrstuhltür zu, verhielt den Schritt, wandte sich nach links und stieg entschlossen die Treppe empor.

"Reb Chaim!" rief Nachum. "Reb Chaim – es war doch vereinbart, daß Sie mit den Gästen hier reden, so war das doch ausgemacht!"

Aber Chaim erstieg langsam die Treppe und war bald hinter der Biegung verschwunden.

Farbige Zeichnungen

Sie waren neun: Chaskiel, Abram, Boruch, Julian, Chaim, Nachum, Fajwel, Samuel und Eliasz.

"Worauf warten wir?" fragte der stets ungeduldige Nachum.

"Wir warten auf den zehnten", erklärte Samuel sachlich.

"Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun", zählte Fajwel.

"Oj, Fajwele kann zählen. Hast Amerika entdeckt, bist ungemein klug", bemerkte Samuel.

"Aus dem Gebet wird nichts, uns fehlt der zehnte, wir können uns trollen", entschied Julian und erhob sich vom Stuhl.

"Warten wir doch noch", sagte leise der blinde Abram. "Vielleicht kommt noch wer."

Julian trat ans Fenster. Er öffnete es weit, schloß es aber gleich wieder. Draußen fiel Schnee, und der Wind blies einem direkt in die Augen. Julian kehrte zu seinem Platz zurück. Er setzte sich an den Tisch, auf dem die Gebetbücher lagen.

"Wir hätten uns für alle Fälle einen Juden zurückbehalten sollen", sagte Fajwel.

"Versteh nicht", murmelte Boruch.

"Du verstehst ja nie was", kommentierte Fajwel lachend. "Vor ein paar Wochen haben uns doch die amerikanischen Juden besucht und gefragt, was wir brauchen. Als sie mit dem Urenkelchen des Zaddiks zu seinem Grab gekommen sind, um sein Erbarmen zu erleben. Der Zaddik sollte seinen Urenkel gesundmachen. Ja, das war ein sehr krankes Kind. – Und als sie uns gefragt haben, was wir brauchen, hätten wir vorschlagen sollen, uns einen amerikanischen Juden zum Gebet dazulassen. Für seine Dollar hätte sich dieser Mensch ein anständiges, ordentlich möbliertes Zimmer mieten können, und mit der Verpflegung hätte es auch keine Schwierigkeiten gegeben. Für wenig Geld hätte er bei uns koscheres Frühstück, koscheres Mittag- und koscheres Abendessen haben können. Nu, und am Sabbat ... Malka hätte ihm ein Huhn gekocht. Ich weiß nicht, ob ihr euch entsinnt: Da war unter den Amerikanern so ein rotblonder Junggeselle. Noch jung. Er wohnt im Stadtteil Bronx, hat er mir gesagt, nu, und hier würde er

mitten im Zentrum von Warschau wohnen. Seine selige Mutter stammte aus der Geşiastraße, sein Vater war aus Sochaczew ..."

"Außerdem hätten wir ihn zum Beispiel mit Rywka verheiraten können", mischte sich Julian ein. "Ich weiß, ihr sagt, sie ist lahm, sie hat bloß ein Bein, und dazu noch das linke; sie ist arm, aber sie entstammt einer ordentlichen Familie. Man sollte sie unbedingt verheiraten. Chaskiele ist auch jung, aber ihn will sie nicht; denn Chaskiele hat, wie man sieht, einen kleinen Fehler, das heißt einen Buckel. Es gibt Mädchen, die lieben Bucklige, aber es gibt auch solche jungen Dinger, die suchen nur gradegewachsene Burschen. Zu denen gehört unsre Rywka."

"Nein, ich bin es ... Also, es ist so, daß nämlich ich sie nicht will", empörte sich Chaskiel. "Rywka gefällt mir nicht. Ich hab einen ganz anderen Geschmack."

"Er liebt die Großen, Geraden, Korpulenten. Solche um die hundert Kilo Lebendgewicht", sage Julian, prustend vor Lachen, und beugte sich dabei so weit nach hinten, daß er fast vom Stuhl gefallen wäre.

"Wir wollten hier das Gebet für die Toten sprechen", mahnte Samuel.

"Müssen wir Juden andauernd traurig sein? Müssen wir andauernd über das Unglück reden? Schenken wir unsrer Rywka ein bißchen Lachen, ein bißchen Hoffnung", sagte Nachum. "Sie muß heiraten, ja, das Heim verlassen und sich selbständig machen. Das Mädchen kocht, wäscht, hilft in der Küche, füttert die Kranken."

"Sie stickt und zeichnet", fügte Julian hinzu.

"Sie singt sogar", ergänzte Chaskiel.

"Schön singt sie", bestätigte Chaim.

"Ich habe sie auch schon gehört", sagt Eliaz und dachte an den Spaziergang mit Rywka an der Weichsel entlang.

Sie waren damals langsam gegangen und hatten anfangs nicht viel miteinander gesprochen. Rywka war immr wieder stehengeblieben und hatte ein Steinchen gehoben und es ins Wasser geworfen. Der Tag war heiß gewesen, und auf der anderen Seite des Flusses sah man eine ungezählte Schar von Frauen, Männern, Kindern, die im Sand lagen oder am Ufer entlangspazierten. Ihre Körper waren braun in allen Schattierungen, sie steckten in Badekleidung, trugen Hüte, Mützen, Mützchen oder hatten rote, weiße, hellblaue, grüne Tücher auf dem Kopf. Hier und da waren die Pilze großer Sonnenschirme dem Sand entsprossen, bunte Decken, Plaids und Handtücher lagen im Sand und auf kleinen Grasinselchen ausgebreitet, und all das schuf ein

bewegliches, sich alle Augenblicke wandelndes, buntschillerndes Bild. Ein Gewirr von Stimmen, Rufe, Schreie und sogar Klänge aus Transistorradios wehten über den Fluß. Oberhalb des Badestrandes, hoch am Horizont, präsentierten sich dem Auge vier schlanke, weißen Schachteln gleiche Hochhäuser. So sahen die unlängst erbauten Wohnhäuser des neuen Praga³ aus. Eliaz dachte oft, wie das wäre, wenn er dort im höchsten Stockwerk wohnte. Aus seinem Fenster könnte er die Gnojna Góra⁴, die Altstadt, die Neustadt, Häuserdächer und die Weichsel sehen. – "Du hast dich heute hübsch gemacht", bemerkte Eliaz. Er blieb stehen und betrachtete Rywka aufmerksam. "Ein rotes Kleid mit weißen Tupfen, ein schönes Halstuch um ... Ho, ho, ho!"

"Das fällt dir jetzt erst auf?" sagte Rywka lachend. Sie beugte sich vor, suchte aus einem Häufchen Steine den größten heraus und warf ihn mit Schwung ins Wasser. Es platschte, der Stein war verschwunden.

Eliaz griff einen flachen Stein, der neben seinem Schuh lag, und warf ihn Rywkas Stein hinterher. Der Stein hüpfte einmal, zweimal, ein drittes Mal auf der Wasserfläche, und fort war er. Rywka klatschte in die Hände: "Du bist geschickt, Eli. Wie machst du das?"

"Ich hab's von meinem Freund gelernt."

"Du hast einen Freund?" fragte sie ungläubig. "Und ich habe gedacht, du bist allein."

"Ich habe einen Freund, der mir einst geholfen hat, aber ich bin allein."

"Ich verstehe nicht, Eli."

"Mein Freund wohnt weit weg."

"Was ist denn das für einer?"

"Ein Mensch, ein wirklicher Mensch ... Dir hat doch auch jemand das Leben gerettet. Sie haben dich versteckt, und du lebst. Stimmt's?"

"Ja. Das war meine Mutter."

"Mutter?" fragt Eliaz verblüfft.

"Meine zweite Mutter", verbesserte Rywka. "Ich hab sie sehr, sehr liebgehabt, aber der Herrgott hat sie mir genommen, und nun bin ich wieder allein. – Eine Eisenbahnerwitwe," fuhr sie in ihrer Erklärung fort, "Frau Bahnwärter Wojciechowska. Sie war es, die auf den Gleisen ein verletztes jüdisches Mädchen fand, das aus einem fahrenden Zug gesprungen war. Dieser Zug aber raste in den Ofen, dieser Zug raste

³ Historischer Vorort und jetziger Stadtbezirk Warschaus.

⁴ "Misthügel": ein Steilhang in der Altstadt von Warschau, im 17. Jahrhundert Mülldeponie.

nach Treblinka ... Das Mädchen hieß Rywka. Frau Wojciechowska konnte keine Kinder haben, und der gute Gott schickte ihr ein fremdes, das sie wie ihr eigenes Kind aufnahm. Die göttlichen Richtsprüche und Pläne sind unerforschlich."

"Ja, ja", bestätigte Eliaz. Einen Moment lang schweig er, dann setzte er hinzu: "Du bist noch jung und hübsch."

"Äh, laß ... Meine Aussteuer ist meine Krücke", sagte Rywka und streckte die Krücke weit von sich. Ein Weilchen stand sie so, auf ihrem einen Bein, und sah Elias unverwandt ins Gesicht.

"Vorsichtig!" rief Eliaz und trat dicht an Rywka heran. Zart umfaßte er sie.

Rywka lächelte und hüpfte zur Seite. Sie stand noch immer auf einem Bein. "Siehst du, wie geschickt ich bin? Siehst du? Arme hab ich gesunde und starke." Sie streckte die Hände aus: "Sieh, o sieh doch! Faß einmal an!"

Eliaz ergriff mit beiden Händen die Hände des Mädchens. Und wieder machte sich Rywka frei und hüpfte zu der in der Nähe stehenden Bank. Sie setzte sich. Eliaz folgte ihr. "Ja, das ist wahr. Du bist stark. Du weißt dir zu helfen."

"Ich sag dir was." Rywka hob den Kopf und wandte sich ab. "Eli, ich wollte dich küssen. Auf die Wange. Du bist ein sehr guter Mensch, Eli. Ich schäme mich."

"Die Menschen brauchen einander", seufzte Eli. "Manchmal für einen Augenblick, manchmal für einen Tag oder eine Nacht, manchmal auch für ein ganzes Leben. Man weiß nie."

"Ich weiß nichts, ich weiß überhaupt nichts ... Ich will nicht denken," Rywka sprach wie zu sich selbst. "Ihr begreift ja nicht ... Aber ich hab so verschiedene Träume, so verschiedene Halluzinationen. Dir kann ich's ja sagen. Aber zu keinem ein Wort. Schwöre!"

"Ich schwöre!"

Rywka nahm die Umhängetasche ab und holte zwei Papierrollen hervor. "Du hast geschworen?" fragte sie.

"Ja, ich habe geschworen", versicherte Eliaz.

Sie entrollte das Papier, und Eliaz erblickte die farbige Zeichnung eines Kindergesichtchens mit großen grünen Augen und einem hellblonden Haarschopf. Das Kind hielt in einem Fäustchen eine gelbe Rose und in dem anderen etwas, das an einen Bleisoldaten ohne Kopf erinnerte. Der Bleisoldat hatte auf der Brust ein schwarzes Hakenkreuz. Über dem Kopf des Kindes schwebte ein gelber Vogel. Rywka legte die Rolle neben sich auf die Bank und wickelte die zweite auf. Jetzt sah

Eliasz einen hellblauen Eisenbahndamm, auf dem ein mit bunten Blumengirlanden geschmückter geschlossener Güterwagen stand. In der Blumengirlande gab es Sonnenblumen, Röschen, Mohn und Stiefmütterchen und Tulpen, und alles war durchflochten und durchwirkt mit grünen Blättchen, roten Schleifchen und Bändern, mit Pünktchen und Streifchen. Der Waggon war hellbeige mit hellblauen Streifen und hatte ein schwarzes Dach, und aus dem schwarzen Schornstein quoll schwarzer Rauch. Neben dem Waggon stand die undeutliche, winzige Gestalt einer Frau. "Und wer ist das?" fragte Eliasz.

"Das ist meine neue Mutter, die nicht mehr ist."

"Schön zeichnest du", lobte er. "Du wirst einmal eine berühmte Malerin."

"Ach, du! Red nicht so! Sonst hör ich auf zu zeichnen. Und ich zeige dir nichts, aber auch garnichts mehr."

Er lächelte und setzte sich endlich neben das Mädchen. "Ich sage die Wahrheit. Das sind sehr gute Zeichnungen." Eliasz gab dem Mädchen die Rolle zurück.

"Weißt du, Eli, ich würde so gern wollen, daß alles, was war, nicht war. Daß du sagst, daß das, was Rywka erlebt hat, Lüge ist, Einbildung, ein böses Märchen, ersonnen von einer bösen Fee, einer Baba Jaga, einer auf dem Besen reitenden Hexe. Sag, Eli, sag, daß ich nur phantaschiere. Ich bitte dich sehr, Eli ..."

"Das kann ich nicht, nein."

"Sag es!"

"Gut, schon gut. Wenn du willst, dann sag ich es: Du lügst. Es hat keinen Krieg, kein Getto, kein Treblinka gegeben. Da ist eine Straße und in dieser Straße steht ein Haus, ein kleines Haus, und in diesem kleinen Haus wohnt ein Mädchen mit seinen Eltern. Das Mädchen ist hübsch. Nein, es ist wunderschön und glücklich, und es lernt Arithmetik und Polnisch und Geographie und Zeichnen, und später wird es eine große Malerin, bekannt auf der ganzen Welt, und es heiratet einen frommen Juden und hat Kinder, und ihre Kinder heiraten und haben wiederum Kinder, und all das geschieht in einem kleinen Städtchen, wo ein Bethaus ist und eine Kirche, wo es einen Rabbi gibt, einen Apotheker und einen Notar, eine Apotheke und eine Schenke und ein winzig kleines Hotel, und wo es bis zur nächsten Bahnstation zehn Kilometer sind - "

"Sieben Kilometer", fällt Rywka ein, verstummt aber gleich wieder, denn Eliasz fährt fort: "Das Häuschen unserer Malerin steht da so auf einer breiten Straße. An Sommernachmittagen, wenn die Sonne sticht, ist die Straße leer, nur hier und da liegt ein Hund faul herum, und auf einem Mauervorsprung oder Fensterbrett kann man eine Katze schlummern sehen. Gegen Abend belebt sich die Straße. Nach ihrer Tagesarbeit auf den Feldern und in den Werkstätten oder Läden treten die Menschen aus ihren Türen, lassen sich vor ihren Häuschen auf Bänkchen, Schemelchen, manche auf den Stufen nieder, einige sogar auf leeren Fäßen oder Kisten. Alte und Kranke werden auf den Hof hinausgeführt, und man tritt ihnen die besten Sessel ab und steckt ihnen weiße, frischbezogene Kissen hinter den Rücken. Alle unterhalten sich. Die Männer streichen sich die Bärte und diskutieren über Politik oder reden ein bißchen vom Geschäft, jammern ein bißchen, stöhnen ein bißchen, aber häufig lachen sie. Die Frauen rücken immer wieder ihre Perücken zurecht und schwatzen, oder sie tauschen gute Ratschläge über Kochen, Backen, Waschen und Reinemachen aus. Die Buben und Mädchen, wie das eben so ist mit Buben und Mädchen ... Die Kleinen spielen allerlei Spiele, jagen sich, schreien, hüpfen und schlagen Purzelbäume im Sand. Die Älteren lesen entweder Bücher, irgendwo unter einem Baum, auf einer Veranda oder im Gärtchen am Haus, oder necken sich. Und besonders die Mädchen mit den Jungen. Na, und die Jungen wollen manchmal ein schlagfertiges Mädchen ärgern, ziehen es an den Zöpfen, aber nicht zu fest, nur gerade soviel wie nötig. Wenn in dieser Zeit ein Pferdewagen die Straße entlang rollt, erhebt sich hinter ihm gleich eine dichte Staubwolke, die für einen Augenblick die Aussicht verhüllt, und man kann nur noch das Kreischen der Kinder und das Gejammer der Frauen hören. Danach beruhigen sich alle wieder und kehren zu ihren Abendunterhaltungen zurück, bei denen man Kwaß trinkt oder Limonade, dicke Milch, Kamillentee oder ganz gewöhnlichen Tee mit Konfitüre ... Im Städtchen gibt es auch einen Markt, und auf diesem Markt sind im Halbkreis Stände aufgebaut. Am ersten verkauft man Schuhwerk: Damenschuhchen, Stiefel und Stiefelchen, Männer- und Kinderschuhe. Am zweiten Pferdegeschirr, Stricke, Schnüre, Ketten und Eimer. Am dritten Teller, Löffel, Messer, Teekessel und Schüsseln. Am vierten, vor dem immer Gedränge herrscht, Knöpfe, Knöpfchen, Bänder, Schleifen, künstliche Blumen, Schnallen, Spangen und rote Kleidchen mit weißen Tupfen."

"Schön hast du das erzählt", unterbrach ihn Rywka und hob die Hand, um sie Eliaz auf den Arm zu legen, zog sie aber gleich wieder zurück.

"Und jetzt haben wir Sommeranfang und sind wieder in Warschau," sagte Eliaz, "und ein Teil der Warschauer läßt sich von der Sonne bräunen und der andere Teil arbeitet; die Kinder haben Ferien und ihren Spaß in den Bergen, am Meer, auf Wiesen oder in Wäldern. Auf dem Gdąnsker Bahnhof fährt der internationale Zug aus Paris und Oostende ein, in den Geschäften verkaufen sie Brot, Brötchen und Butter, und Rywka sitzt mit Eliaz auf einer Bank am Weichselufer."

Eliaz brach ab. Rywka sah auf, und da gewahrte er ein winziges weißes Blümchen am Ausschnitt ihres Kleides. Es war eine Brosche, die wie eine Marguerite aussah. Und gleich darauf bemerkte er auch den Ohrring, der ebenfalls ein Blümchen, eine Marguerite, war, nur kleiner als die Brosche. Einst, vor langer, langer Zeit, Großmutter brachte ihn in den Cheder, hatten sie vor dem Verkaufsstand von Reb Ajzyk haltgemacht, und Großmutter Pesia hatte eine ähnliche Brosche gekauft. Er erinnerte sich daran, als sei es heute gewesen; denn Großmutter handelte mit Reb Ajzyk, als wäre die Brosche aus purem Gold ...

"Sag doch etwas", bat Rywka.

Aber Eliaz sagte nichts mehr. Er hielt die Augen geschlossen und saß da, in Gedanken versunken, ein paar Minuten lang, vielleicht auch länger, und da hörte er das Mädchen singen. Es sang leise, ganz leise, und Eliaz wußte, daß das ein Lied für ihn war. Er verstand zunächst die Worte nicht; es war mehr ein Summen als ein Gesang, irgendwelche Silben, Rufe. Doch von Zeit zu Zeit drangen auch einzelne Worte deutlich an sein Ohr: "Du und ich im Tanz ... Junge, Mädchen ... auf sonnigem Weg ..."

Als er die Augen öffnete, war Rywka verschwunden. Erst nach einer Weile erblickte er sie, wie sie in Richtung Gnojna Góra ging, und da zweifelte er, ob er wirklich eben erst hier mit ihr gesessen und ob er mit ihr geredet und ob Rywka wirklich das Lied vom Tanz und dem sonnigen Weg gesungen hatte.

Unterdessen entfernte sich Rywka immer mehr. Sie schritt rasch davon, die Krücke weit ausschwingend, neigte sich bald nach links, bald nach rechts, überholte immer wieder Spaziergänger oder wich ihnen aus. Das rote Kleid ging unter in der Menge und tauchte wieder auf.

Eliasz folgte ihr in einem gewissen Abstand. Plötzlich beschleunigte er seinen Schritt. und dicht vor den Stufen hatte er sie eingeholt.

"Gehen wir Eis essen", schlug er vor.

"Einverstanden", sagte sie. Und während sie die Treppe emporstieg oder eher von Stufe zu Stufe emporhüpfte, sumgte sie noch immer das Lied, das er erst vor kurzem gehört hatte.

So schweiften Elis Gedanken, während er an dem Tisch mit den Gebetsbüchern saß und gemeinsam mit den anderen auf den zehnten Juden wartete.

Der große Rundgang

Julian kümmerte sich um Lejzor seit dreizehn Jahren. Er behandelte ihn wie seinen Sohn: Er lobte und tadelte ihn, weckte ihn morgens, hielt ihn an, sich Hals und Ohren zu waschen ... Tabletten zu schlucken, seine Socken zu waschen und sich den spärlichen Bart zu rasieren. Sie gingen gemeinsam einkaufen, spazieren und beten. Lejzor lief immer voraus, Julian trippelte hinter ihm her.

"Renn nicht so, Lausebengel", wies Julian Lejzor zurecht. "Du kommst pünktlich genug. Paß auf die Autos auf. Wenn dich eins anfährt, endest du wie Symche, den ein Lastwagen getötet hat, als er nach Sodawasser ging. Paß auf, Schlingel, immerhin bist du schon dreißig."

Lejzor nickte und eilte weiter voraus.

Julians Arbeitstag begann mit dem *Großen Rundgang*. Zuerst ging er zu Zimmer sechzehn im ersten Stock, in dem zwei Marias wohnten, und fragte mit seinem kräftigen Bariton, von Husten unterbrochen: "Was soll man der verehrten Frau Maria kaufen und was für die verehrte Frau Maria bestellen?"

"Für mich eine Zeitung und ein halbes Kilo Äpfel", antwortete stets die ältere Frau Maria.

"Und für mich Sodawasser", antwortete die jüngere Frau Maria.

Danach klopfte Julian an einige Zimmertüren im zweiten Stock und an einige Saaltüren im dritten, um weitere Bestellungen entgegenzunehmen.

An den Freitagen suchte er auch die blinden Deremans auf. Diesen Freitag hatte er bei ihnen seinen Rundgang begonnen. "Heute haben wir, Gott sei Dank, Freitag", sagte Julian. "Soll ich Striezel kaufen, ein Hühnchen und ein Päckchen Kerzen?"

"Ja", erwiderte, wie stets an einem Freitag, der blinde Dereman. "Und wenn du das Hühnchen gekauft hast, dann trag es zum Schächter. Małka nimmt es dann später aus und kocht es. Gib acht, daß auch alles kosher ist, ich hab heute keine Kraft zum Brühekochen. Der Kopf tut mir weh."

"Petersilie und eine Mohrrübe müssen auch noch gekauft werden", fügte Małka für gewöhnlich hinzu, die auf dem Korridor umherspazierte und ab und an den Kopf in das Zimmer der Deremans steckte.

"Was muß gekauft werden?" fragte laut die fast taube und blinde Sara Dereman.

"Julian ist gekommen wegen der Bestellung zum Sabbat!" brüllte Dereman seiner Frau ins Ohr. "Er kauft uns Striezel, Huhn und Kerzen."

"Ach, wie gut, daß uns jemand die Sabbatstriezel, das Huhn für die Suppe und Kerzen für den Leuchter kauft! Gott segne ihn und schenke ihm viel, viel Gesundheit und Glück!"

Von den Deremans aus ging Julian direkt zu Masza. "Und was soll ich für dich kaufen?" fragte er. "Heute ist Freitag."

"Freitags kaufst du mir immer ein viertel Kilo Bonbons", erinnerte ihn Masza.

"Himbeer, Zitrone oder Pfefferminz?"

"Himbeerbonbons", entschied Masza.

Im Sechsbettsaal hielt sich Julian ein wenig länger auf. Hier waren die Bestellungen mannigfaltig und sogar kompliziert. Bella zum Beispiel bat um sechs Äpfel, die aber zusammen nicht mehr als ein Kilo wiegen sollten. Anna bestellte einen gefüllten Schokoladenriegel, aber die Füllung mußte Kaffeegeschmack haben. Die kleine Chaja wollte unbedingt ein geflochtenes Weißbrot, einen "Zopf", während Rywka um Mohnbrötchen bat. Genau solche Mohnbrötchen hatte vor dem Krieg ihr Mann Abram gebacken, und Rywka sprach bei jeder Gelegenheit davon, was das für ein Backen war bei ihnen in der Bäckerei und davon, daß in ihrer Bäckerei ein deutscher Offizier ihren Mann Abram ermordet hatte, der dann auf dem Tisch lag, wo er immer diese Brötchen fabriziert hatte.

"Und der Tisch war so weiß, ganz weiß von Mehl," pflegte Rywka zu sagen, "und Abrams Gesicht war weiß, ganz, ganz weiß wie fein gesiebtes Weizenmehl."

"Was hab ich mit euch am Hals! Was hab ich mit euch am Hals!" wiederholte Julian in einem fort. "Dauernd redet ihr davon, was mal gewesen ist, und eure Einkäufe tätigt ihr so anspruchsvoll wie, mit Verlaub gesagt, die Baroninnen Rothschild. Bloß nicht für Tausender, sondern für ein paar armselige Groschen. Und all das fällt auf mein armes, graues Haupt."

Zum Schluß seines Rundgangs betrat Julian das Zimmer von Rechtsanwalt Bodol.

"Meine Verehrung, Herr Anwalt", begrüßte er ihn. "Wie steht's mit der werten Gesundheit? Wie hat man geruht?"

"Nehmen Sie doch bitte Platz", lud ihn der Rechtsanwalt ein. Julian ließ sich in einem Sessel nieder. Der Rechtsanwalt richtete sein Kissen und schloß die Augen, um den Neuigkeiten zu lauschen.

"Also, Dwojra hatte in der Nacht einen Anfall", erzählte Julian. "Sie hatte Schmerzen in der Gallengegend, und die Schwester hat ihr zwei Injektionen gemacht. Eine um eins in der Nacht, die zweite um sechs Uhr früh. Fredek hatte wieder einmal einen Epilepsieanfall und schrie wie gewöhnlich zu laut."

"Ich hab das gehört, ja, es war sehr laut", pflichtete der Anwalt bei.

"Bella klagt über Halsschmerzen," fuhr Julian fort, "und Frau Doktor ist gestern zum Mittagessen zu spät gekommen und hat kalte Piroggen essen müssen. Die Hauptbuchhalterin hat zwei Stunden nach Gehaltsgeldern Schlange gestanden. Die Pflegerin Kasia ist krank geschrieben, sie hat Angina oder ist schwanger. Der Hausmeister und der Heizer haben zusammen ein Auto mit Mehl und Zucker ausgeladen und haben das in einer halben Stunde geschafft. Lejzor ist gestern dreißig geworden und klagt über Schmerzen in der Seite, was bestimmt die Leber ist. Und die ältere Frau Maria fühlt sich besser, denn sie hat endlich wieder angefangen, auf die ganze Welt und halb Amerika zu schimpfen. Und Sie, Herr Bodol, rauchen noch immer diese stinkigen Zigaretten", fügte Julian als Abschluß hinzu und griff nach dem leeren Siphon auf dem Tisch.

"Bitte, warten Sie noch", sagte Rechtsanwalt Bodol. "Wissen Sie, Herr Julian, ich muß immerzu an dasselbe denken. Ich kann diese Gedanken nicht verscheuchen. Das sitzt im Kopf fest, und es gibt keine Erklärung ..."

"Sie dürfen sich nicht unnötig aufregen. Hier geht Ihnen nichts ab. Sie haben ein sauberes Bett, Wärme, ein Dach über dem Kopf, Arznei, Essen, nu, und Sie haben mein tägliches Sodawasser. Ich kaufe, was Sie möchten."

"Aber ich weiß nie, wer ich eigentlich bin. Ich frage mich, ich frage Sie, und damit ist es schon zu Ende."

"Was, bittschön? Was ist zu Ende?" unterbrach Julian Rechtsanwalt Bodol. "Sie vergiften sich das Leben. Der Krieg ist lange vorbei und die Okkupation auch. Lesen Sie Zeitungen, Bücher, hören Sie Radio und gescheite Leute, solche wie Julian aus Zimmer zwölf."

"Herr Julian," der Anwalt sank aufs Kissen zurück, "ich begreife einfach nicht. Weiß nicht, ob das nötig war."

"Ich weiß es auch nicht." Julian kratzte sich den Kopf. "Vielleicht ja, vielleicht nein."

"Na, sehen Sie! Sie haben auch Zweifel."

"Einen Moment!" Julian stand auf und ging ans Fenster. Er betrachtete ein Weilchen die zwei Spatzen, die sich auf dem Balkongitter raufeten. Schließlich wandte er sich um. "Sie mußten so handeln. Ich verstehe das."

"Sie hat mir das Leben gerettet." Der Rechtsanwalt setzte sich wieder im Bett auf. "Täglich gerettet. Hat mich aus dem Getto geholt. Gestapoleute wohnten eine Etage tiefer. Dann kam der Sohn zur Welt. Mein Sohn! Man mußte ihn taufen lassen. Na, und auch ich ..."

"Ich sag Ihnen was", unterbrach Julian den Rechtsanwalt. "Das, was in jenen Zeiten geschehen ist, wird keiner jemals verstehen, das heißt," korrigierte sich Julian, "die Jungen werden's nie verstehen, und die, die damals irgendwo hinter den Bergen, hinter den Meeren lebten ... Die haben kein Recht, uns zu verdammen, und die haben kein Recht uns zu rühmen. Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Rechtsanwalt, das ist längst vorbei. Jetzt ist das wichtigste ein guter Stuhlgang, ein guter Urin, gutes Essen, eine gute Pflegerin, eine gute Schwester, ein guter Arzt und der gute Julian aus Zimmer zwölf im ersten Stock."

"Ich werde mir unser heutiges Gespräch notieren." Der Rechtsanwalt zog unter dem Kopfkissen ein dickes Heft hervor.

"Ist da viel?" fragte, neugierig geworden, Julian.

"Viel, – was viel?"

"Na, Geschriebenes."

"Fast das halbe Heft schon. Das schafft mir Erleichterung. Ich notiere unsere Gespräche und Ihre Weisheiten."

"Oj, das bin ich nicht wert. Ich bin ein großer Sünder. Ich trinke zuviel. Ich war Kellner im Restaurant *Savoy*. Das ist mir geblieben. Eine Berufskrankheit. Ich weiß, daß ich zuviel trinke. Wenn ich fühle, daß diese schlimme Phase kommt, schlucke ich gleich Phenactyl und andre Mittel, aber oft verspäte ich mich mit meinem Vorgefühl. Es ist, als versäumte ich einen Zug und bliebe allein auf dem leeren Perron zurück."

"Schön gesagt."

"Ich bemühe mich." Julian erhob sich und steckte den Siphon in die Aktentasche. "Na, nun sind wir uns einig, ja?"

"Ja, ich denke doch, wir haben uns verständigt. Das ist sehr wichtig."

"Für mich und für Sie", schloß Julian.

Unten in der Halle saß Lejzor auf dem Fußboden und spielte. Er ordnete Münzen in zwei Reihen. Die kleinen in einer Reihe, die größeren in einer anderen.

"Was machst du?" fragte Julian.

"Ich zähle Geld."

"Aber du kannst doch gar nicht zählen."

"Doch kann ich."

"Nein."

"Doch."

"Steh auf, Schlingel, wir gehen einkaufen."

Und da auf einmal würde ihm übel, und ein wenig später überfiel ihn Unruhe. Er setzte sich in einen Sessel und legte den Kopf zurück. Die Unruhe nahm zu, und Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er knöpfte sich das Jackett auf, nahm den Hut ab und legte ihn aufs Tischchen.

"Gehen wir", sagte Lejzor und erhob sich vom Fußboden.

"Warte!" Julian war wütend. "Warte, du Taugenichts. Wir gehen nicht. Ich fühle mich elend, Rotzbengel. Und weißt du, warum ich mich elend fühle? Ich weiß, warum, aber du weißt es nicht. Du kapiert nichts und fühlst dich wohl dabei. Ich kapiere alles, und mir ist mies." Er schlug mit der Faust auf den Tisch. "Der Herr Rechtsanwalt leidet! Er weiß nicht, wer er ist, aber ich weiß es! Das ist ein guter Mensch, doch er denkt, daß er sich verunehrt hat, und da hilft ihm nichts. Er wird so denken bis ans Ende seines Lebens. Ich leide auch, ja, ich auch. Denn ich sehe das und kann nicht helfen. Verstehst du?"

"Du trinkst wieder Wodka, du wirst Wodka holen, ich trag nicht wieder rein und raus", sagte Lejzor ganz deutlich.

"Woher weißt du, daß ich trinken werde? Nichts kapiert dieser Rotzbengel, weiß aber, daß ich trinken werde. Nein! Heute darf ich nicht. Ich hab soviel zu erledigen."

Der Hund Bärchen, der bisher in der Fensterecke gefaulenzt hatte, erhob sich träge und stolchte zu Julian, beschnupperte dessen Schuhe und Hosenbeine und wedelte mit dem Schwanz.

"Auch du verstehst es?" wunderte sich Julian. "Auch du bemerkst etwas? Ach laß den Schmonzes, Hündchen, da kann man nichts machen."

"Ich trag nicht wieder rein und raus" wiederholte Lejzor. "Kauf selber, kauf sie dir selber, die Flaschen."

"Ruhig, ruhig, mein kleiner Lejzor, ich muß ausruhen; wir reden später." Julia stand auf und ging durch die Halle, doch er ließ sich gleich wieder in einen Sessel fallen. Er wußte genau, kaum ein paar

Minuten würden vergehen, er brauchte sich nur etwas besser zu fühlen, und er würde in die nächste Bar gehen und um ein Glas Wodka bitten. Dann würden das zweite und dritte Gläschen folgen und später dann die Flasche Korn oder Klarer, der mit dem roten Etikett, mit der er sich auf der Weichelböschung an einem verschwiegenen Ort auf einer von der Witterung geschwärzten, aber bequemen, weil breiten Bank niederlassen würde. Er sieht die Bank vor sich, und er sieht die unten fließende Weichsel. Das Wasser ist grau, und die Häuser in Praga sind grau. Über die Weichsel gleitet langsam ein Schiff. Das Deck ist voller Menschen, man hört Musik aus Lautsprechern, und Julian ist sich ganz sicher, daß sie dort auf dem Oberdeck tanzen. Ja, ja, bestimmt tanzen die jungen Paare, aber vielleicht auch ältere Leute, solche wie er. Und schon stellt er sich vor, daß er mit Rywka tanzt. Sie tanzen und tanzen, und auf einmal erheben sie sich in die Lüfte, schweben über dem Schiff, über der Weichsel, über der Stadt und segeln dahin wie auf diesem Bild von Marc Chagall. Julian hatte bei sich im Zimmer eine Reproduktion dieses Bildes. Die Reproduktion hing über seinem Bett und erinnerte ihn an den Tag seiner Hochzeit mit Rachel, die im Lemberger Getto verhungert war. Aber jetzt erhebt sich Julian mit Rywka in die Lüfte, und beide schweben sie auf das kleine Städtchen zu, in dem Rywka noch unlängst Milchbrötchen gebacken hat, die ihr Mann Abram mit Mohn bestreute und für fünf Groschen das Stück in einem kleinen, blitzsauberen, mehlweißen Lädchen verkaufte. Plötzlich war das Bild verschwunden, und Julian bedauerte, daß es gerade jetzt verschwinden mußte, wo er mit Rywka in diesem Städtchen war. Er öffnet die Augen und schließt sie wieder, doch das Bild kehrt nicht zurück; dafür hört er irgendwelche Stimmen. Ja, das ist Lejzor, der redet mit dem Hund, und der Hund bellt und jault zur Antwort. – Die Halle überquert Schwester Lodzia.

"Frau Lodzia!" ruft Julian die Krankenschwester. "Fräuleinchen, mein teuerstes, komm zu einem armen Juden."

"Da bin ich, Herr Julian, ich bin bei Ihnen. Was fehlt Ihnen denn?"

"Frau Leokadia, Frau Lodzia, ach wie tut das gut, daß Sie da sind! Genau zur rechten Zeit. Bitte, nehmen Sie mir das Geld, die Tasche und den Hut ab. Bitte, alles. Sie wissen schon ... Ich möchte gern schlafen. Soll ein anderer Sodawasser, Huhn und Striezel kaufen."

Julian zieht aus der Hosentasche ein paar zerknitterte Geldscheine und drückt sie Schwester Lodzia in die Hand, dann dreht er die Jackettaschen um, nimmt die Handvoll Geldstücke, die zerdrückten Zigaretten und die Streichholzschachtel und legt alles zusammen aufs

Tischchen. Ein paar Münzen fallen zu Boden. Lejzor hebt sie auf und reicht sie der Schwester: "Er will Flaschen haben, er wollte eine Flasche kaufen, aber jetzt kauft er sie nicht, weil man ihm die Złotys wegnehmen muß."

"Gut, schon gut, Lejzorchen", beruhigt die Schwester Lejzor. "Wir wollen Julian aufs Zimmer bringen."

"Ich geh allein", sagt Julian und geht langsam, wie in Gedanken versunken, auf den Fahrstuhl zu. "Na, auf geht's, Frau Leokadia, fahren wir. Fahren wir nach Bettendorf bei Deckendorf. Ab geht die Post!"

Die Krankenschwester Lodzia läßt Julian und Lejzor den Vortritt, dann schließt sie die Fahrstuhltür. Lejzor drückt den Knopf mit der Aufschrift *1. Stock*, und der Fahrstuhl schwebt empor.

Brillanten und Glas

Herr Szmul Rautman vel Rodakowski vel Karmiński hatte die Okkupation mit arischen Papieren, als Szymon Stefan Rodakowski und von 1943 an als Szymon Stefan Karmiński, überlebt. Im Heim nannten sie ihn anfangs Rodakowski, später Rautman, und seit zwei Jahren hieß er Herr Piłsudski, weil er sich auf Zureden der Stationsschwester einen schönen grauen Schnurrbar à la Piłsudski hatte stehenlassen.

Herr Szmul Rautman hatte die Ärzte, Schwestern, Pflegerinnen und sich selber davon überzeugt, daß er an Kehlkopfkrebs litt. Die Untersuchungsergebnisse widersprachen dem zwar, aber das berührte ihn wenig. Bei jeder ärztlichen Konsultation knüpfte er an dieses sein eingebildetes Leiden an. Täglich, ja sogar ein paarmal täglich, schaute er sich in den Hals. Er baute sich in seinem Zimmer im Bad, ja selbst in der Halle im ersten Stock vor dem Spiegel auf, öffnete den Mund und sagte: "Aaaa! Ooooo! Ooo! Eeee!" In Eifer geraten, senkte er den Kopf, schluckte hastig den Speichel herunter und öffnete erneut den Mund, um erneut "Aaaa! Oooo! Eeee!" zu sagen.

Herr Szmul wohnte allein, liebte aber Gesellschaft. Ihn besuchten Julian mit Lejzor, bisweilen der alte Dawid, der unruhige Fajwel mit der ruhigen Róża, ab und an die fürwitzige Małka oder die einbeinige Rywka, doch am häufigsten besuchte ihn Abraham Roman Miedow.

Sie saßen dann am Tisch, Herr Rautman im Sessel, Herr Midow auf einem Stuhl. Herr Rautman faltete die Hände auf seinem ein wenig vorstehenden Bauch; Herr Miedow dagegen legte seine ungemein lebhaften Hände auf den Tisch, und wenn er sprach, ließ er die Hände mitsprechen, so daß er nicht selten den Aschenbeher oder eine Vase umwarf.

"Warum werfen Sie mir Vase und Aschenbecher um?" fragte gerade Herr Rautman. "Stecken Sie Ihre schmutzigen Pfoten weg! Sie werden mir noch die Zuckerdose umstoßen und das Salz verstreuen, und Salz verstreuen bedeutet bekanntlich Ärger im Haus."

"Salz?" fragte ungläubig Herr Miedow.

"Ja. Ich habe in der Zuckerdose Salz und im Salzstreuer Pfeffer. Sie wundert das?"

"Nein, mich wundert überhaupt nichts", versicherte Herr Miedow und fügte sofort hinzu: "Meine Hände sind von vorbildlicher Sauberkeit; ich wasche die Hände und die Finger einer jeden Hand vor jeder Mahlzeit und nach jeder Toilettenbenutzung, wie es jüdischer Brauch ist."

"Sie sind vielleicht mosaisch, aber was jüdische Bräuche sind, davon haben Sie keine Ahnung."

"Na na", entrüstete sich Herr Abraham Roman Miedow. "Immerhin ist mein Großvater Schammes gewesen."

"Und der Vater?"

"Na, was ändert das, daß mein Vater mit meiner Mamele in die Stadt geflohen ist und sie dort Schwein gegessen haben. Trefe ist trefe, aber nahrhaft. Schließlich haben wir im Krieg trefe gegessen, und man hat irgendwie gelebt. Und überhaupt tut es mir leid, daß ich Ihnen von mir und meiner Familie erzählt habe."

"Langsam, langsam! Einen Moment. Seien Sie nicht gleich beleidigt, nicht so hastig!" sagte Herr Rautman lachend. "Wir haben beide unsre Jahre und können einander nicht mehr schaden. Ich glaube, daß die Offenbarung der Geheimnisse unsres Lebens jetzt unerlässlich, ja sogar absolut notwendig ist. Wie Gewichte werden wir diese Geheimnisse von uns werfen. Gewichte, die da irgendwo in unserer Brust, was weiß ich, vielleicht gar in unserem Gehirn hängen. Ich öffne mich, und schon trage ich ein Gewicht weniger mit mir herum, schon ist es leichter, friedlicher. Und nun das nächste Gewicht und so weiter, bis zum Ende, bis zum allerletzten Ende."

"Beichte", bemerkte Herr Miedow.

"Reinigung, auskehren."

"Von Unrat?"

"Aber nein." Herr Rautman überlegte, dann fügte er rasch hinzu: "Das ist kein Unrat, kein Kehricht. Das sind kostbare Steine, Brillanten des Lebens. Tauschen wir diese Brillanten unter uns. Ich gebe Ihnen einen, Sie geben mir einen."

"Ich habe viele davon", sagte Herr Miedow und senkte den Kopf. "Aber ich habe nicht nur Brillanten", ergänzte er nach einer Weile. "Bei mir finden Sie auch Glas oder ganz gewöhnliche Steine."

"Das hängt vom Standpunkt ab."

"Mag sein", äußerte Herr Miedow verzagt. "Aber Brillant ist Brillant, und Glas ist Glas, da können Sie nichts machen. Ich werd Ihnen jetzt was erzählen, und Sie sagen mir, ob das ein Brillant ist oder erbärmliches Fünfgroschenglas. Gut?"

"Einverstanden", antwortete Herr Rautman.

Abraham Roman Miedow rückte den Stuhl zurecht, legte die Beine übereinander, nahm die Brille ab, rieb mit den Daumen die Brillengläser, legte die Brille zusammen und steckte sie in die Jackettasche, seufzte und begann zu erzählen: "Mein Vorname ist Abraham, aber es gab eine Zeit – ich erzähle Ihnen gleich, wann das war –, da nannte man mich Romaniek, Roman oder Romeczek. Ich bin ein Militär, – ein Soldat", verbesserte er sich. "Ich hatte einen Unteroffiziersrang, eine gutgeschnittene Uniform und Stiefel, blitzblank wie eine Hundeschnauze, die Speck gefressen hat. Ich habe gekämpft, und davon werd ich hier nicht reden. Vielleicht ein andermal. Der Krieg war zu Ende, und ich beabsichtigte, in mein heimatliches Shtetl zurückzukehren. Nu, und was tut der gute Gott? Der gute Gott heißt mich ein Restaurant betreten, ein ordentliches, ziviles Mittagessen einnehmen und eine bildhübsche Kellnerin kennenlernen. Die Kellnerin servierte mir einen Teller Kohlsuppe, und ich weiß bis heute nicht, ob das auch der Herrgott gemacht hat oder bloß meine zukünftige Frau ... Ob so oder so, wahr ist, daß sie dicht bei meinem Tisch stolperte und die Kohlsuppe sich auf meinem Jackett, meiner Krawatte, meiner Hose wiederfand. Durch diese Kohlsuppe und unseren Gott stand ich eines Tages vor dem Standesbeamten und sagte ja. Und auch sie sagte ja. Und wir waren ein Ehepaar. Ach, Herr Rautman, wie schön sie war! Ich hab mich selber gewundert, daß ich ein so schönes Mädchen hab und daß das meine Frau ist, daß wir zusammen ins Bett gehen, daß ich sie in diesem Bett lieblose. Und damals erst hab ich verstanden, warum mein Soldat Jegor Arbunow sich in den Kopf geschossen hat, als er erfuhr, daß seine Braut einen Invaliden, einen Major, der eher aus dem Krieg zurückgekehrt war als Jegoruszka, zum Mann genommen hatte. Und erst damals verstand ich, warum ein zweiter Soldat von mir, Felek Nurek, aus dem Schützengraben gekrochen war und darauf gewartet hatte, daß ihn ein deutscher Scharfschütze erwischte. Er hatte nämlich einen Brief von seiner Mutter bekommen, daß die Hitlerfaschisten Krysia, sein Mädchen, auf dem Markt aufgehängt hatten."

"Und hat ihn ein Scharfschütze erwischt?" fragte Herr Rautman.

"Nein!" antwortete fast schreiend Herr Miedow.

"Na, zum Glück!" seufzte Herr Rautman.

"Ja, ja, zum Glück –", wiederholte Her Miedow. Er rückte an den Tisch heran und legte die Hände aufs Tischtuch. "Ich mußte Felek dafür eins auf die Schnauze haun, daß er ohne Befehl herausgekrochen war. Aber später dann in Zivil hat er sich nicht schlecht revanchiert. Doch das erzähl ich noch. Kehren wir also zu meinem Mädchen,

unserm Bett, unserm Verliebtsein zurück und zu dem, was daraus entsprang. Und es entsprang daraus ziemlich viel ... Ich hab Ihnen ja bereits erzählt, daß meine Gattin so hübsch und fesch war, daß sie nicht einmal nach Fleisch, Mehl, Brot, Kino- oder Theaterkarten anstehen mußte. Und Ende der vierziger Jahre waren die Schlangen lang."

"Ja, ich erinnere mich", bestätigte Szmul Rautman.

"Mein Mädchen stellte sich einfach neben so einen Typ, lächelte, zeigte ihre schneeweißen Beißerchen, schaute ihn mit ihren tiefbraunen Augen treuherzig an und sagte: "Nicht wahr, ich habe vor Ihnen gestanden?"

"Und diese Kerle antworteten immer: *Aber natürlich!*", stellte Szmul Rautman lakonisch fest.

"Immer und überall", betätigte Herr Miedow mit Nachdruck und fuhr dann in seiner Erzählung fort: "Eines Tages sagte mein Mädchen: *Von heute an heißt du nicht mehr Abraham Miedow, sondern Roman Miedow, Romeszek, Romanek. Und ich heiße Małgorzatka, Małgosia, Maga.* Und sie erklärte mir, daß wir jetzt ein neues Leben begönnen; denn sie habe eine neue Anstellung in einem anderen Restaurant erhalten, und zwar als Sängerin im Musikensemble *Unsre Asse*. Nu, dachte ich mir damals, hier endet also Abramek und beginnt Romanek. Und ich dachte auch, daß das kein allzu gutes Leben werden würde. Denn will ein Mann eine schöne Frau behalten, muß er um sie herum eine Herde Eunuchen haben, doch woher sollte ich die Eunuchen nehmen, wo sich rings herum lauter Prachtkerle tummelten!? Kurz gesagt, ich wurde mißtrauisch. Jeder, der sie anlächelte oder ihr was Freundliches sagte, kam mir verdächtig vor. Ja, ich verdächtigte sogar die ganze Band, die Kellnerin und den Geschäftsführer, die zwei Garderobiere und den Koch. Das war durchaus nicht komisch, Herr Rautman, das war unerträglich! Ich spionierte ihr nach, aber ich konnte ihr nichts beweisen. Wir waren Tag und Nacht zusammen. Warum Tag und Nacht? Weil wir im selben Restaurant arbeiteten: ich als Kellner und sie, wie schon gesagt, als Sängerin."

"Ich hab gar nicht gewußt, daß Sie Kellner waren. Wirklich nicht." Herr Rautman ist erstaunt.

"Nun, dann wissen Sie es jetzt, Herr Rautman, und ich muß Ihnen sagen, daß ich es nicht bereue. Ich habe gelernt, aus der Sicht des Kellners die Leute zu betrachten. Eine ungemein interessante Sicht. Hören Sie zu: Ein Vergnügungsort mit Musik und Künstlerauftritten ist ein Ort, wo der Besucher essen, trinken, tanzen, flirten, Klatsch

hören, Musik hören, sich ausplauschen, aussingen, austanzen möchte, seine Stimmung wechseln, mit einem Wort, den Alltag für ein, zwei Stunden auslöschen, wo er vergessen oder sich erinnern, mit Gaumen, Zunge, Ohren, Augen, Nase, mit seinem ganzen Selbst das Leben auskosten möchte. Der Kellner wird zum Diener und der Gast zum Herrn. Der Koch ist ein Diener, der Garderobier ist ein Diener; das Orchester, die Künstler, das Büfettfräulein, der Saalchef, die Putzfrau – alle stehen sie für den Gast bereit. Willkommen! Guten Tag! Meine Verehrung! Ich habe die erschöpften Gesichter der Diener gesehen, habe den erschöpften Geiger, Saxophonisten, Schlagzeuger, die Köche, die verschwitzten Tänzerinnen, den verschwitzten Sänger und die zum Umfallen müde Sängerin gesehen. Mein Herr! So ein Vergnügungsort ist der erfüllte Traum einer Woche, eines Monats, eines Jahres. Für Geld, kleines und großes Geld, kaufen wir hier Musik und Karbonade, einen Tango auf dem Parkett, ein Gläschen Schnaps, ein Kellnerlächeln, eine Kellnerverbeugung und Tee mit Zitrone, Mineralwasser und Sekt. Hier lernen sich die Leute kennen, singen und tanzen zusammen, zanken sich, prügeln sich auch. Hier werden Geschäfte abgewickelt, Absprachen und Verabredungen getroffen, werden Neuigkeiten ausgetauscht. Ich erzähl Ihnen nichts Neues, nicht wahr? Aber ich wollte, daß Sie die Situation erfassen. – Mein Onkel Jakob, der Bruder meiner Mutter, hatte eine Schenke. Dort kamen Menschen jeglicher Art zusammen: Juden, Belorussen, Polen, Zigeuner. Und einmal tauchte dort sogar ein Tartar mit seinem Söhnchen auf. Die Gäste saßen an langen Tischen und aßen gemeinsam. Freilich gab es auch drei kleinere Tische, aber die deckte man an Markttagen oder für ganz besondere Gäste. Onkel Jakob sagte mehr oder weniger so: *Ich gebe den Leuten, was sie in diesem Augenblick am meisten brauchen. Meine Schenke ist das Paradies, und ich tue gute Taten. Im Winter suchen die Menschen Wärme, da geb ich ihnen Wärme und dazu ein Glas heißen Tee aus dem Samowar. Im Sommer suchen sie Kühle, da geb ich ihnen Kühle und dazu einen Becher eiskalten Kwaß. Sie wollen schlafen – bitte sehr! Da ist ein saubres, warmes Bettchen mit Unter- und Federdecke. Man möchte lustig sein – bitte sehr! Da haben wir ein Viertelliterchen Branntwein. Und falls einer beim Branntwein a bissel weinen möchte – seine Sache, er zahlt und darf verlangen. Und selbst wenn er nicht zahlt und verlangt, hat er bei mir immer Kredit wie ich bei unserm Gott. Wie viele Male hat Gott der Herr mir schon Kredit gegeben! Einmal bei dem Pogrom in der Ukraine, vor der Revolution, einmal, als ich in ein Eisloch fiel und Lungenentzündung bekam, und einmal erkrankte ich an der*

Spanischen Krankheit. Wenn unser Gott mir Kredit gibt, warum kann ich's dann nicht für andre tun? – Nein, ein Geizhals war Onkel Jakub nicht. Zu meiner Bar mizwa machte er mir eine dicke Taschenuhr zum Geschenk, aber die hab ich nicht mehr, und meinen Onkel Jakub hab ich nicht mehr."

"Sein Kredit beim Herrgott war erschöpft", murmelte Herr Rautman nachdenklich.

"Wie Sie sehen," fuhr Herr Miedow fort, "erinnere ich mich bisweilen an meine Kindheit, und dann fange ich an zu denken, wie ich damals gedacht habe, und ich spreche sogar ein ganz klein bisschen mit jüdischem Akzent, so wie mein Onkelchen Jakub sprach. Vergangen, dahin, aber es den Leuten überliefern muß man. – Meine Arbeit in dem Restaurant mit Dancing und Bar war anstrengend, aber interessant. Und wie in die Schenke meines Onkels von Zeit zu Zeit ein gewisser Dichter aus der fernen Stadt hereinschaute, der eine schwarze Pelerine trug, so schauten auch in unser Lokal ziemlich häufig, ja sogar häufiger als nötig, Dichter, Maler, Schriftsteller und Studenten hinein. Einige schrieben ihre Verse, Aphorismen oder auch Sentenzen, wie zum Beispiel *"Pilzchen zum Wodka, Geigen zum Schampus"*, auf die Servietten. Ich hab diese Papiersevietten ziemlich lange aufgehoben, aber irgendwie sind sie mir dann später abhanden gekommen. Äh, Herr Rautman, was ich dort gesehen, was ich dort gehört hab! Aber gehen wir zum Wesentlichen über. Einmal, es war zu Anfang des Frühlings, im Mai oder gegen Ende April, nötigte mich ein Gast, ein großes Glas Wodka mit ihm zu trinken. Der Gast war ein Hauptmann mit einem Haufen Orden und Ehrenzeichen, und man sah, daß er gekämpft hatte, denn auf der Stirn hatte er einen Schmiß, und von seinem linken Ohr war nur noch ein Fleischzipfelchen übrig. Mit so einem nicht zu trinken ist Sünde. Wir tranken zusammen jeder zwei Hunderter. Anschließend kehrte ich in die Küche zurück, und natürlich wurde mir schlecht. Der Chef und die Kellnerin Ula schleiften mich in einen kleinen Nebenraum und betteten mich auf ein Sofa. Ich schlief ein."

"Nach so einem Wodka schläft man fest", bemerkte Herr Rautman.

"Ich erwachte so gegen Mitternacht, und auf einmal sah ich, daß im Sessel die Kellnerin Ula schlief. Auch sie erwachte gleich, oder vielleicht hatte sie auch gar nicht geschlafen, ich weiß nicht. Jedenfalls erhob sie sich aus dem Sessel und sagte: *Dein liebes Frauchen ist mit dem heldenhaften Hauptmann abgehauen; sie liebt die Sterne.* Ich auf und hin zur Tür, doch die war zugesperrt. Da half kein Bitten. Ula gab den Schlüssel nicht her und lachte und spottete bloß über mich. Mir tat der

Kopf weh, und ich fühlte mich überhaupt miserabel. Ich war noch betrunken. Ula belegte meine Frau mit den schlimmsten Schimpfwörtern, verfluchte und verwünschte sie. Sie gab mir dicke Milch und redete mir zu, mich wieder schlafen zu legen. Als ich in dieser Nacht zum zweiten Mal erwachte, lag Ula neben mir. Und was sagen Sie, Herr Rautman, sie war durchaus nicht schlechter als meine Frau. Gegen Morgen zog ich mich an und verließ das Zimmerchen. Ich wollte etwas trinken, also lenkte ich meine Schritte zum Büfett. Da hörte ich jemanden laut schnarchen: Es war mein Hauptmann, der am andern Ende des Saals auf zusammengestellten Tischen seinen Rausch ausschließte."

"Ich versteh nichts", bemerkte Herr Rautman irritiert.

"Ich für meinen Teil habe bald verstanden. Ja, Herr Rautman, ich habe meine schöne Frau betrogen, nicht umgekehrt. Leider erfuhr sie es innerhalb weniger Stunden. Und noch dazu behauptete jemand Eifriges ihr gegenüber, daß ich mit dieser Ula schon seit Monaten ... Nach einem großen Krach trennten wir uns. Ich fing an zu trinken. Ich trank, weil ich mich elend fühlte. Ich wechselte das Restaurant, aber das ging nur kurz. Ein betrunkenener Kellner ist eine schlechte Visitenkarte für ein Lokal der Kategorie S. Eines Tages traf ich an der Bushaltestelle meinen Soldaten Felek Nurek. Felek war auf der Durchreise, und darum lud ich ihn zu mir ein. Er aß bei mir Abendbrot und wollte schon gehen, weil er's zum Zug eilig hatte, da sagte ich zu ihm: *Mir geht's wie dir damals oben auf dem Graben und ich warte darauf, daß mich ein Scharfschütze erwischt.* Darauf Felek: *Ich hau dir eins in die Schnauze, dann hörst du auf, ohne Befehl rauszukriechen,* und blieb bei mir, zwei Tage, denn ich war völlig fertig. Die zwei Tage lang redeten wir vom Krieg und von unsern Kameraden, den lebenden und den toten. – Ja, Herr Rautman, die gemeinsamen Erinnerungen haben mir in dieser Zeit geholfen. Sie haben mir sehr geholfen."

"Ich kann Sie vollkommen verstehen", pflichtete Herr Rautman Herrn Miedow bei. "Heute nennen sie das Therapie oder so."

"Psychotherapie", verbesserte Herr Miedow Herrn Rautman.

"Richtig, Psychotherapie! Der Mensch sucht stets einen andern Menschen, und wenn er den findet, den er im Augenblick sucht, dann ist er wahrhaft glücklich zu nennen."

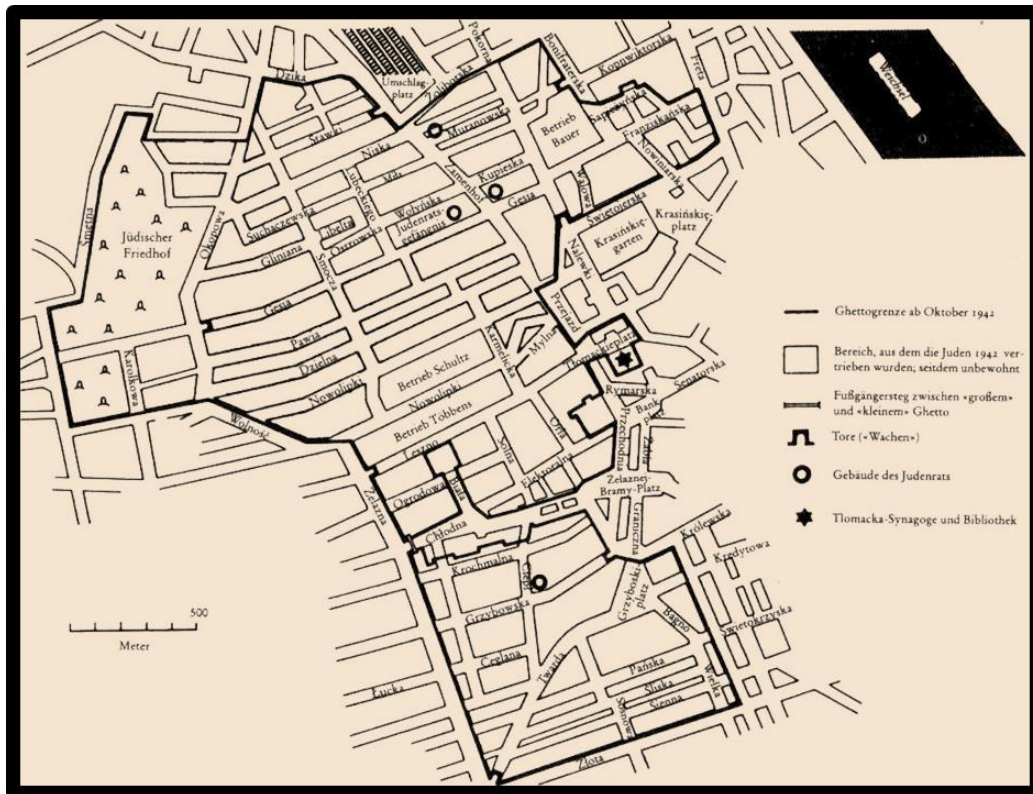
"Ja, da haben Sie völlig recht. Heute bin ich ein anderer. Ich hab mich geändert. Und Sie haben sich bestimmt auch geändert. Warschau hat sich geändert. Alle ändern wir uns. Ich lebe hier mit meiner blinden Marianna, die schließlich das absolute Gegenteil jener Frau ist. Ich bin,

wie man so sagt, von einem Extrem ins andere gefallen. Marianka sieht nichts und hat geschwollene Beine und verkrümmte Finger von der Gicht, und von einer schweren Operation her hat sie einen Bruch. Aber Marianka ist mein, und Marianka ist klug. Sie ist zwar keine Schönheit in weißen Linnen, hat keinen *Atlasleib*. – Woher ich diesen Vergleich habe? Den Vers vom Atlasleib und dem Seidengelock seiner schönen Geliebten hat mir einer der Dichter auf einer Papierserviette hinterlassen. Ich hab ihm mal zehn Złoty fürs Taxi geliehen. Das ist die einzige Serviette, die ich noch habe. Ich zeig sie Ihnen mal bei Gelegenheit. – Marianka braucht meine Hilfe. Wir achten einander, und außerdem ist sie sehr intelligent. Seit acht Jahren leben wir zusammen und haben uns noch nie gestritten. *Ich wär ein altes Fräulein geblieben, wenn ich dir nicht begegnet wäre*, sagt manchmal meine Marianka. *Ich hab mich gegrämt, war schon hysterisch, wollte mich erhängen und vergiften. Alle meine Kolleginnen, Cousinen, Freundinnen haben geheiratet, nur ich blieb eine alte Jungfer. Und jetzt, auf meine alten Tage, da ich krank und hinfällig bin, da ich längst alle Hoffnung aufgegeben hatte, hab ich meinen Jungen, meinen Mann, hab ich einen Menschen gefunden*. So spricht Marianka. Marianka, die aus einer reichen Professorenfamilie stammt, Marianka – die Lehrerin für Französisch, Griechisch, Latein und Polnisch. Im Vergleich zu ihr bin ich doch nur ein Rüpel, ein Tolpatsch und Ignorant. Na, und jetzt, Herr Rautman, können Sie wählen, was an dem allen Brillanten sind, was gewöhnliches Fünfgroschenglas ..."

"Es steht gar nicht so schlecht, Herr Miedow", sagte Herr Rautman lächelnd. "Ein bißchen Glas ist schon dabei, aber da sind auch hochkarätige Brillanten, lupenrein. Hauptsache, Sie haben jetzt ein paar Gewichte weniger in Ihrer kranken Brust. Das ist's, was zählt."

"Ja, das zählt", stimmt Abraham Roman Miedow zu und erhebt sich von seinem Stuhl. "Sie erlauben, daß ich mich jetzt verabschiede. Sie macht sich bestimmt schon Sorgen, weil ich so lange ausbleibe."

"Verstehe, verstehe vollkommen", sagt Herr Szmul Rautman und geleitet seinen Gast hinaus.

Das Warschauer Ghetto ⁵

⁵ Quelle: Adina Blady Swajgler: DIE ERINNERUNG VERLÄSST MICH NIE (München/Leipzig 1993). Siehe auch das Video einer heutigen Autofahrt durch das Gebiet des damaligen Warschauer Ghettos, von Jacques Lahitte (www.shabbat-goy.com), auch auf YouTube: <https://youtu.be/KnT2py7bDHE>.

Zwei Straßen und Ziegenhörnchen

Sie gehen die Straße entlang; der bucklige Chaskiel und der blinde Abram. Chaskiel stammt aus einem kleinen Städtchen, Abram ist in Warschau geboren, und hier hat er gewohnt bis zum Jahre 1939. Sie waren sich 1942 in Samarkand begegnet.⁶ Damals standen sie nach heißem Wasser an, und so lernten sie sich kennen. Später, als sie Tee tranken, sprachen sie von Polen. Abram kam dadurch zu spät zur Arbeit und mußte sich vor dem Vorarbeiter rechtfertigen. Er sagte: "Ich hab einen Verwandten von der Weichsel getroffen, und wir haben uns verplauscht."

Nun führt Chaskiel Abram durch die Straßen des alten Warschau, denn ein anderes erkennt Abram nicht an.

"Du sagst, wir sind Ecke Nowolipie-Smocza?" fragt Abram.

"Ja, das hab ich gesagt, und ich kann darauf einen feierlichen Eid schwören."

"Und Straßenbahnschienen sind da?"

"Sind da."

"Sie biegen von der Smocza aus in die Nowolipie und von der Nowolipiestraße in die Żelazna ein?"

"So sieht's mir aus. Aber zur Żelazna kommen wir erst."

"Ich weiß. Du mußt mich nicht belehren. Ich könnte dich führen!" Abram ist aufgeregt.

"Was regst du dich auf? Schließlich ist alles in Ordnung", besänftigt ihn Chaskiel.

"Ich höre keine Leute, ich höre kein Straßenbahnklingeln. Ich höre überhaupt nichts! Heißt das, daß ich zu allem Überfluß auch noch taub geworden bin? Die Welt hab ich seit 1944 nicht mehr gesehen, wegen dem verwünschten Star; aber seit der Zeit hab ich angefangen zu hören. Hab die Welt gut gehört."

⁶ Nach dem Ende der babylonischen Gefangenschaft im 6. vorchristlichen Jahrhundert zog eine Gruppe freigelassener Juden über die Seidenstraße Richtung Osten und ließ sich in den damaligen Wirtschaftszentren Buchara und Samarkand nieder. Hier entstand eine blühende jüdische Kultur. Ab 1939 flohen Tausende Juden aus Westpolen in die Sowjetunion. Viele von ihnen versuchten, sich in Buchara, Samarkand oder Usbekistan niederzulassen (bzw. wurden zum Teil von der sowjetischen Machthabern dorthin deportiert).

"Hörst nichts, weil's hier nichts zu hören gibt."

"Du, belehr mich nicht! Ich hab's dir schonmal gesagt. Immerhin sind hier Läden und Häuser und Lädchen, und Menschen gehen. An der Ecke sind das Friseurgeschäft von Herrn Sewek und ein Zeitungskiosk, dann kommen die Straßenbahnhaltestelle und der Gemüseladen, und im Tor stehen zwei Händlerinnen, Weibsbilder mit einem tüchtigen Mundwerk, und verkaufen Bajgle – ich kenn diese Weibsbilder. Und gleich auf der andern Straßenseite sitzt Frau Szajndla neben ihrem Stand. Ja, ja, sie sitzt neben ihrem Stand und nicht dahinter und verkauft Bonbons, Zuckerstangen und Konfekt von *Domański*, *Plutos* und *Fuchs*. Und jetzt, wenn du dich ein Stückchen nach rechts drehst, siehst du dicht beim Trottoir ein paar zweirädrige, aus dicken Brettern zusammengenagelte Karren, so eine Art Rollwagen, mit langer Deichsel. An der Deichsel gleichlaufend mit ihr ist ein dickes Seil, das in eine Art Kummet ausläuft. Du kannst das nachprüfen! Dieses Kummet legt sich der Karrenbesitzer an. Zum Beispiel Josek Bojm. Der legt sich so ein Ding über die linke Schulter, packt mit der rechten Hand die Deichsel und ruft: *Hüh!* – Du fragst, was sie transportieren?"

"Ich frage gar nichts."

"Sie transportieren alles, und sie kosten weniger. Alles, was die Firma Hartwig auf einem Rollwagen mit Gummirädern und einem Gespann brauner Rösser befördert, befördert er, Josek Bojm, mit einer Karre, wenn auch in zwei Touren, dafür schneller, besser und billiger. Schließlich ist der Mensch genauer als ein Paar Pferde. Walache sind bestimmt stark, aber langsam, träge und stumpfsinnig. – Bring mich jetzt hinüber auf die andre Straßenseite. Aber vorsichtig, jetzt höre ich endlich Stimmen. Das sind sicher die beiden Juden, die immer über Politik diskutieren. Aha, du weißt ja nicht, wer die zwei Juden sind, die immer über Politik diskutieren. Man muß dir erklären ... Der erste, der mit dem rötlichen Bärtchen, heißt Mendel Hajnt, und der andre ohne Bart ist Mojżesz Flaum. Komische Namen. Hajnt – genau wie die Zeitung. Weißt du, es hat nämlich mal eine Warschauer Zeitung gegeben, die *Hajnt* hieß.⁷ Herr Flaum handelt nicht mit Flaum, auch nicht mit Bettfedern oder Federbetten, er ist vielmehr Eigentümer eines Ladens, in dem Heringe verkauft werden, und Herr Hajnt hat hier ganz

⁷ הַיִּנֵּט, auch Haynt (Heute) erschien 1908-1939 mit einer Auflage von 100.000 vor dem Ersten Weltkrieg und etwa 50.000 danach. Es war die bedeutendste jiddische Tageszeitung in Polen; seit 1920 unter der Redaktion von Icchak Grünbaum und Abraham Goldberg zionistisch orientiert. Vgl. Bundesarchiv u.a. (Hrsg.): DIE VERFOLGUNG UND ERMORDUNG DER EUROPÄISCHEN JUDEN DURCH DAS NATIONALSOZIALISTISCHE DEUTSCHLAND 1933-1945, BAND 4: POLEN SEPTEMBER 1939-JULI 1941 (Oldenburg 2011, Seite 601).

in der Nähe ein Seifengeschäft. Jedesmal, wenn ich an dem Laden mit Heringen und dem Laden mit Seife und Petroleum vorüberkam, sah ich in der Tür des einen Ladens Herrn Hajnt und in der Tür des andern Ladens Herrn Flaum stehen, und immer, zu jeder Tages- und Nachtzeit, erörterten die beiden die bedeutsamsten politischen Fragen dieser Welt. Sie sahen Kriege voraus, Staatsstrieche, Demissionen von Regierungschefs, Ministern und Generälen, prophezeiten Wirtschaftskrisen und Umstürze in Asien, Amerika und Europa. Da gab's was zu hören! Herr Hajnt war Spezialist für europäische Fragen, und Herr Flaum war Fachmann für die Probleme Lateinamerikas. Bisweilen gesellte sich zu ihnen ein Krawatten- und Hühneraugenpflasterverkäufer, Herr Bodo, der nichts mit dem Filmschauspieler Eugeniusz Bodo zu tun hatte. Der Krawatten- und Hühneraugenpflasterverkäufer hieß nämlich Szlamek. An den geraden Tagen soll Szlamek Bodo seine Krawatten und an den ungeraden die Hühneraugenpflaster verkauft haben. Seine Ware trug er in einem grünen Kofferchen mit sich herum. Die Pflaster bot er auf dem Basar zwischen der Lesznio- und der Nowolipiestraße feil. Mit den Krawatten ging er wohl im Umkreis der Muranowska- und Gęsiastaße bis hin zur Przebieg hinter dem Plac Broni hausieren. Hörst du mich?"

"Ich höre", meldet sich Chaskiel.

"Wir wollen hier ein wenig stehenbleiben. Ich möchte verschnaufen", bittet Abram, den Kopf hoch erhoben. Seine Lippen bewegen sich, er murmelt lächelnd vor sich hin.

Indessen schaut sich Chaskiel in der Staße um und sieht sie so, wie sie wirklich ist: breit, hell, die Häuser eben erst verputzt, ohne Straßenbahnhaltestelle und ohne den Stand, an dem Frau Szajndla Süßigkeiten der Firmen *Plutos*, *Domański* und *Fuchs* verkauft. Er sieht weder Karren noch Träger, hört und sieht auch Herrn Hajnt, Herrn Flaum und Herrn Bodo nicht. Die Leute tragen Mäntel, Anoraks und Schafspelze; sie hasten vorüber, haben es eilig. Ein paar Halbwüchsige rennen zu enem anfahrenden Autobus. Ein junges Mädchen mit Brille schiebt mühsam einen Kinderwagen durch den an dieser Stelle tiefen Straßenschmutz. In diesem Augenblick hat ein Kleinwagen gehalten, und ein Mann mit rötlichem Bärtchen ist ihm entstiegen. Das könnte Herrn Hajnts Sohn sein oder gar Herr Hajnt selbst; also fragt Chaskiel: "Sag, Abram, hatte Mendel Hajnt einen Sohn?"

"Nein, er hatte keinen Sohn. Er hat zu seinem Unglück vier Töchter."

"Wieso zu seinem Unglück?"

"Weil er sich für jede Tochter um eine Aussteuer bemühen muß", erläutert Abram. "Herr Flaum hingegen hat drei Söhne, und Herr Bodo ist ein alter Junggeselle. Daraus folgert, daß drei Flaum-Söhne plus ein Herr Bodo die vier Fräulein Hajnt ehelichen könnten, aber unter uns gesagt: Armut sollte nicht mit Not Hochzeit halten."

"Ja, so ist es", pflichtet Chaskiel bei und schaut sich aufs neue auf der Straße um.

Die Fahrbahn bedeckt Schnee, aber man sieht deutlich vier parallel verlaufende, in den Asphalt eingelassene Straßenbahnschienen, die von der Smoczastraße zur Nowolipie einen weiten Bogen beschreiben, um hier unvermutet zu enden – alle vier an der gleichen Stelle, wie gerade abgeschnitten.

"Du könntest dich verheiraten", sagt Abram. "Du bist jünger als ich. Es gibt noch Jüdinnen ... Vielleicht findest du irgendwo eine."

Chaskiel schweigt. Er kann dem immerhin frommen Abram ja nicht sagen, daß er Alicja kennengelernt hat. Er darf sein Geheimnis nicht ausplaudern, denn er weiß selber nicht, was aus dieser Bekanntschaft einmal werden wird.

Alicja ist Witwe und bewohnt ein kleines Zimmer im zweiten Stock eines alten, zum Abriß bestimmten Mietshauses. Jedesmal, wenn er den Fuß auf die Holztreppe setzt, überlegt er, wann wohl diese knarrenden, morschen Bretter einstürzen und ihn in den Keller hinunterbefördern werden. Alicja lacht nur darüber. "Ich bin größer und stämmiger als du und hab keine Angst, aber du, mein Krümelchen, zitterst wie ein geprügelter Hund", pflegt sie zu sagen. Ihm gefällt es, wenn sie ihn an ihre großen Brüste drückt und ihn *mein Krümelchen* nennt. Manchmal nennt sie ihn auch *Schneider Nadelchen* oder *Schneider Knöpfchen* und hin und wieder *Chaskiel Spulchen*. Alicja näht bei sich zu Hause Männerhosen für den Schneidermeister Herrn Eugeniusz Lubirski, bei dem die elegante Warschauer Kundschaft und sogar einige ausländische Gäste ein und aus gehen, und Chaskiel hilft ihr bei dieser Arbeit. Er näht Knöpfe an oder Reißverschlüsse ein, trennt die Heftnähte, reinigt die alte Nähmaschine Marke Singer, die Alicja 1945 in den Trümmern des Gettos gefunden

hatte.⁸ Alicjas Wohnung duftet nach frischem Brot, doch der Duft rührt von den Semmeln her, die sie in Streifen zu schneiden und auf dem Ofen zu trocknen pflegt. In der Kredenz stehen stets ein paar Tüten dieser Zwiebäcke – für alle Fälle.

"Woran denkst du, Chaskiel?" fragt, beunruhigt von dem langen Schweigen seines Gefährten, Abram.

"Ach," erwidert Chaskiel, "ich denke einfach bloß so, daß all die Leute hier ringsum ihre Wohnungen haben, Ehefrauen, Kinder, eine Küche, einen Ofen, Tisch, Schrank ..."

Und während er das sagt, erinnert sich Chaskiel an das gestrige Gespräch mit Alicja. Er war gerade dabei, einen Knopf an eine schicke graue Hose zu nähen, und sie goß Tee ein, als sie sich plötzlich umdrehte und sagte: "Du bist ein kleines buckliges Jüdlein, du mein Krümelchen, und ich bin nun mal eine Beschützernatur, dagegen läßt sich halt nichts machen. Du bist Schneider, ich bin Schneiderin, wir kommen zurecht. Ich hab einen Fehler, du hast einen Fehler. Ich evangelisch, du mosaisch. Uns hilft der Standesbeamte, der bestimmt an gar nichts glaubt. Danach schreiben wir ein Gesuch ans Wohnungsamt, und sie teilen uns eine große, schöne Wohnung zu ..."

"Ich hab 'ne Menge Bekannte", unterbricht Abram Chaskiels Grübeleien. "Hier in Nr. 65", Abram zeigt mit dem Finger vor sich hin, "wohnt im Keller, im Souterrain, der Träger Fajwel mit Frau und fünf Kindern, aber höher, im ersten Stock, wohnt der Inhaber einer koscheren Fleischbank, der hat drei Zimmer mit Frau, Schwiegermutter, Mutter, Vater und einer tauben Tante als Zugabe, aber dafür mit nur einem Sohn, Adaś."

"Hier gibt's keine Nr. 61. Die Straße endet bei Nr. 31, und auf der anderen Seite ist 28", informiert Chaskiel.

Abram achtet nicht darauf und fährt fort: "Dieser einzige Sohn war ein paar Jahre älter als ich, aber wir hatten uns angefreundet. Er spendierte mir einen Kinobesuch, wir waren zusammen im *Jüdischen Theater* in der Dzielna und einige Male zum Boxkampf im Saal des Theaters *Nowość*. Er interessierte sich fürs Boxen, stark und behende, wie er war. Einmal sagte er mir, er werde nach Amerika gehen, um Weltmeister im Boxen zu werden, und stell dir vor, er ist wirklich von zu

⁸ Im Juli 1942 kam die Ankündigung der Nazis, daß fast alle Gefangenen des Warschauer Ghettos deportiert würden. Ausgenommen waren unter anderem Personen, die in Betriebsstellen beschäftigt sind. Der Vorsitzende des "Judenrats", Adam Czerniakow, schreibt in der letzten Eintragung seines Tagebuchs: "In der Stadt drängt alles, Werkstätten zu eröffnen. Eine Nähmaschine kann Leben retten." Eine Stunde nach der Niederschrift nahm er sich das Leben.

Hause fortgelaufen, bloß nicht nach Amerika, sondern nach Krakau. Später kehrte er nach Warschau zurück und wurde Meister der Hohen Schule auf dem Kraftrad. Er leitete ein gefährliches Unternehmen unter dem Handelsnamen *Todeswand*, gemeinsam mit einer verrückten Katholikin aus Krakau, einer gewissen Paulina."

"Und dieses Unternehmen bestand worin?" fragt Chaskiel interessiert.

"Das war eine Todeswand im übertragenen Sinne. Eigentlich war's ein riesiges Holzfaß, oben offen, wie unser halber Hof so breit und fast bis zum ersten Stockwerk hoch. Zum oberen Teil des Fasses führte außen eine Treppe hinauf. Dort oben gab es ringsum Steh- und Sitzplätze, und von diesen Plätzen aus konnte man ins Faßinnere blicken, wo Adaś zeigte, was er konnte. In einem schwarzen Overall, in schwarzer Kappe und in schwarzen Schaftstiefeln, ganz wie Herr Mephisto persönlich, bestieg er das schwarze Kraftrad. Mit einem derben Fußtritt auf irgendein Pedal setzte er's in Gang, drehte irgendwo am Lenkrad, und ab ging's mit Getöse; erst langsam, dann schneller und immer schneller brauste er auf der Innenwand des Fasses. Ein paar Minuten lang umkreiste er die Wand, darauf verband er sich die Augen mit einer schwarzen Binde und jagte blind auf der Wand dahin. Im zweiten Teil der Vorstellung setzte sich Fräulein Paulina, eine niedliche Blondine, auf ein rotes Kraftrad. Auch sie sah blendend aus. Sie trug einen roten Overall, ein rotes Barett und rote Stiefel. Paulina kreiste von rechts nach links über die Wand, Adaś von links nach rechts, und auf diese wahnwitzige Weise verfehlten sich die beiden knapp um einen oder zwei Zentimeter. Unbeschreiblich, was sich währenddessen im Publikum abspielte. Köchinnen wurden ohnmächtig, Kinder quietschten, und die Männer starrten neidisch und begehrllich auf das schlanke Figürchen der blonden Paulina, die als *Miss Motocyklowa* auftrat."

"Ja, das ist interessant. Ich hab nie eine Todeswand gesehen", sagt Chaskiel. "Ich hab manches zu Gesicht bekommen, aber so etwas noch nicht."

"Unterbrich nicht!" tadelte ihn Abram. "Im Hinterhaus zweite Etage wohnte Hanka Goldwajsel. Einmal hat sie mich zu ihrem Geburtstag eingeladen. Die Einladung sah folgendermaßen aus: Hankas Mutter traf meine Mutter in der Trinkhalle von Herrn Majzels. Bis Herr Majzels unsere Siphons mit Sodawasser füllte, hatte Frau Goldwajsel meine Mutter von dem Geburtstag unterrichtet und gesagt: *Ich lade Ihren Sohn für den Sonnabend um fünf Uhr nachmittags zum Kakao ein. Putzen Sie*

ihn ein wenig heraus, es werden einige Kinder aus gutem Hause dasein. Ich stand daneben und sah Herrn Majzels bei der Arbeit zu, aber ich hatte alles gehört. Zu Hause meuterte ich und erklärte rebellisch, daß ich zu dem Geburtstag nicht gehen werde und daß ich die Bälger aus gutem Hause nicht ausstehen könne, weil sie allesamt eingebildet und boshaft seien. Außerdem würden deren Geschenke bestimmt teurer und besser sein. Mein Vater war auf meiner Seite, er brachte ein gewichtiges Argument vor: Herr Goldwajsel besuche nur an Jom Kippur die Synagoge, und an Pessach aßen die Goldwajsel's Chomez. Meine Mutter war fortschrittlicher, denn sie sagte, daß sie das wenig angehe, ich aber eine Zukunft vor mir habe, weil Hanka Goldwajsel eine gute Partie sei ... Doch Hanka ist kurz vor Kriegsbeginn zu ihrer Großmutter nach England gefahren."

"Und du warst auf dem Geburtstag?"

"Natürlich. Ich hab Kakao getrunken, Cremetörtchen gegessen, und wir haben Lotto gespielt."

"Und deine Braut ist später nach England gefahren?"

"Sie war nicht meine Braut. Sie war damals zehn."

"Und du?"

"Elf. Fast elf."

"Als ich elf war, hab ich Ziegen gehütet", sagt Chaskiel. "Vier Ziegen. Eine Ziege war unsre, eine gehörte der Großmutter, die dritte Ziege der andern Großmutter und die vierte unserem Nachbarn. Alle Ziegen hatten himmelblaue Augen. In Warschau gibt's keine Ziegen."

"In Warschau? Wart mal, wart mal, hier in der Nowolipie, Nr. 66, im zweiten Hof ist ein Stall, und im Stall stehen zwei Kühe, – aber Ziegen hab ich keine gesehen."

"Meine Ziegen", fährt Chaskiel fort, "waren, sage und schreibe, unserem Nachbarn Reb Zalman ähnlich. Er war grau, hatte ein graues Kinnbärtchen, himmelblaue Augen, und er mahlte fortwährend mit den Kiefern, und wenn er die Mütze abnahm, war man darauf gefaßt, Reb Zalmans Ziegenhörnchen zu erblicken."

"Hör weiter!" ruft Abram Chaskiel zur Ordnung. "Im dritten Stock wohnt Ajzyk Ton. Sein Vater, Efroim Ton, hatte eine Glaserei in der Nähe der Smocza, aber ein paar Schritte weiter. Ich weiß noch, wie ich einmal mit Ajzyk in der Werkstatt gewesen bin. Noch nie hab ich so viel Glas auf einmal gesehen. Dicke Tafeln, mittlere, hauchdünne und große und kleine. Überall lagen Sägespäne, und an den Wänden hingen Spiegel, ebenfalls große und kleine, runde und eckige, in glatten oder verzierten Holz- oder Metallrahmen. Wir spiegelten uns in diesen

Spiegeln, und Ajzyk sagte, daß die Glaserei voller Ajzyks sei, denn wohin er sich auch wende, er sehe überall sich. Auch von mir war die Glaserei voll, und das von vorn und von der Seite und von oben. Und in einem Spiegel, zwei Meter lang und drei Meter breit, sah ich wie ein Affe aus. Das war ein Spezialspiegel. Eine Sonderanfertigung für Herrn Kornsztajn. Herr Icek Kornsztajn wohnte in der Nowolipie, irgendwo in der Nähe des Velodroms, und Herr Icek führte ein Vergnügungsetablisement eigener Art. Er mietete für kurze Zeit leere Läden und dort organisierte er Photoplastiken oder Auftritte verschiedener Monstren, zum Beispiel der Welt schwersten Mann, die kleinste Frau Europas, den Pferdensch, der seine Augen fast in den Schläfen hatte, die Frau mit dem Giraffenhals oder Liliputaner, die auf einem gewöhnlichen Tisch zwischen Tellern und einer Terrine mit heißer Suppe Tango oder Walzer tanzten. Jedesmal, wenn ich mit Ajzyk zu einer solchen Vorstellung ging, regte ich mich furchtbar auf. Ich fürchtete mich vor etwas, doch ich hätte nicht sagen können, wovor. Mir war heiß, ich schwitzte, und ich muß an dieser Stelle eingestehen, daß ich mir einmal sogar in die Hose gemacht habe. Aber das ist lange, lange her."

"Bei uns im Shtetl gab's keine Monstren", sagt Chaskiel und reibt sich die kalten Hände. "Manchmal kam ein Zauberer in Frack und Zylinder und mit einer so hübschen Frau, daß viele Männer statt ins Bethaus zu der Vorstellung gingen. Kurz vor dem Krieg präsentierte sich ein Zirkuskünstler an einem Trapez. Das Trapez hing am höchsten Baum im Shtetl, nahe beim Haus von Reb Zalman, und der Akrobat führte daran allerlei Kunststücke vor. Er hing an den Händen, an den Beinen, turnte auf verschiedene Art und Weise. Das war nicht ungefährlich. Das Geld bei den Zuschauern sammelte seine Tochter ein, ein kleines Mädchen in Krakauer Tracht. In Samarkand hab ich zweimal geträumt, daß ich an dem Trapez hänge und nicht runter kann ..."

"Hast interessante Träume, Chaskiel."

"Ich hab sehr interessante Träume", bestätigt Chaskiel. "Interessanter als mein Leben. Ehrlich gesagt, ich würde am liebsten immer träumen."

Chaskiel verstummt. Und da stehen sie nun zu zweit am Rand des Bürgersteigs, unweit eines Zeitungskiosks, und fröstelnde Menschen laufen an ihnen vorüber, die um diese Zeit von der Arbeit zu ihren warmen Behausungen eilen. Und eben jetzt denkt Chaskiel, daß es an der Zeit wäre, Abram zu sagen, daß das, wovon er immerzu erzählt,

längst Vergangenheit ist: daß es hier keine alten Miethäuser und keine Juden mit Pejes, keine kleinen mit gestopften Säcken, Kisten und Fäßchen mit Sauerkohl oder Matjeshering vollgestellten Läden, keine Deiselkarren und keine Bajgelverkäuferinnen mehr gibt. Und daß er, der blinde Abram, schläft und träumt.

Aber all das sagt Chaskiel nicht; denn als er sich umdreht, sieht er Abram bald nach links, bald nach rechts den Kopf wenden und dabei lächeln. Und wann lächelt der blinde Abram schon einmal ...

Ein paar Gläschen Kognak

"All das hat vor langer Zeit angefangen", sagt laut Herr Antoni, um jedoch sogleich mit gedämpfter Stimme fortzufahren: "Eines Tages orientierte ich mich ... ja, ja, ich orientierte mich, daß ich besser, schärfer sehe und sogar immer besser höre. Zuerst hab ich die Stimmen von unten, von den tieferen Stockwerken, und dann die von den höheren Stockwerken vernommen. Später kamen die von der Straße noch hinzu, ach, was sag ich, die von dem Zeitungskiosk, der von dem Haus, in dem ich wohnte, hundert, hundertfünfzig Meter entfernt war. Ich wunderte mich und überlegte hin und her, woher diese Wandlung kam, und ich wußte nicht, ob das gut war oder schlecht. Aber ich sehe keine Notwendigkeit, Medikamente einzunehmen, die dem Fleisch der Leber schaden, der Gallenblase und dem Dünn- oder Dickdarm. Ich habe das Recht, über meine Eingeweide zu verfügen. Das ist mein persönliches, ich betone, mein persönliches Recht. Man kann einen Menschen nicht dafür bestrafen, daß er besser sieht und mehr hört. Es gibt nicht viele wie mich ..."

"Ich verstehe", fällt Boruch Herrn Antoni ins Wort. "Aber daran ist doch nichts Außergewöhnliches. Ich zum Beispiel sehe schwach und trage, wie Sie bemerkt haben, eine Brille, Gläser plus drei, aber ich höre ausgezeichnet. Eine Fliege fliegt vorüber, eine Mücke summt oder, Gott behüte, eine Maus raschelt – ich hör's! Oj! Jetzt zum Beispiel weiß ich, daß Rywka den Korridor entlangkommt. Hören Sie?"

"Nein. Das geht mich nichts an; ich höre Gespräche."

"Und mich gehen Gespräche überhaupt nichts an."

"Nein?" staunt Antoni.

"Nein. Aber vielleicht, Herr Antoni, wechseln wir besser das Thema. Hören Sie schon auf, mir andauernd zu erzählen, was Sie sehen und hören – das ist uninteressant. Ich bin, Gott sei Dank, schon ein paar Jährchen hier und möchte gern das Thema wechseln."

Antoni steht von seinem Stuhl auf und strafft sich: "Leutnant Antoni Gwiliński meldet sich Partisanenführer Boruch zum Rapport!"

"Na, schon besser so", sagt Boruch schmunzelnd und siedelt von dem kleinen Sessel aufs Bett über. Eine Weile sitzt er da und schaut

unverwandt auf das Bildchen mit der Gottesmutter von Częstochowa, das über Gwilińskis Bett hängt, dann seufzt er und bemerkt: "Ein frommer Jude und ein frommer Katholik in einer Behausung – das hätt ich mir wahrlich nie träumen lassen."

"Oder ich erst", bemerkt Herr Antoni, um gleich darauf zu fragen: "Und, es geht dir schlecht mit mir?"

"Aber mit mir geht es Ihnen schlecht – ?" fragt, statt zu antworten, Boruch Herrn Antoni.

"Da wir seit geraumer Zeit zusammen wohnen, heißt das, daß wir uns wohlfühlen", folgert Her Antoni.

"Ich denke auch", bestätigt Boruch.

Rywka öffnet die Tür. Sie verharrt einen Moment lang auf der Schwelle und tritt schließlich ein.

"Stör ich?" fragt sie.

"Setz dich, Rywka", lädt Herr Antoni ein. "Boruch freut sich, daß du gekommen bist."

"Und Sie, Herr Antoni?" Rywka setzt sich auf die Stuhlkante.

"Nein, du störst nicht. Du hast schöne Augen."

"Ach, scherzen Sie doch nicht, Herr Antoni." Rywka versteckt ihr Gesicht in den Händen. "Nein, Sie sollen keine solchen Scherze machen. Das schickt sich nicht. Sie sind ein eleganter Herr, Sie sollten in einem Salon, in einem Hotel, in irgendeinem Pensionat wohnen."

"Rywka, Rywka! Hör auf!" sagt Boruch und hebt, wie das seine Gewohnheit ist, den rechten Arm.

"Nimm den Arm runter", bittet Rywka. "Sonst platzt die Naht unter der Achsel, und ich kann wieder nähen."

"Nähen Sie ruhig, Frau Rywka, nähen Sie. Ich könnte auch noch was dazulegen."

"Für Sie immer, Herr Antoni." Rywka wendet errötend den Kopf.

"Und überhaupt sollten wir uns duzen", schlägt Herr Antoni vor. "So wird's besser sein."

"Das gehört sich nicht", läßt sich Boruch venehmen. "Sie sind gebildet, intelligent und aus gutem Hause – "

"Und aus was für einem Haus bist du?" unterbricht Antoni Gwiliński Boruch und schlägt mit der Faust auf den Tisch. "Na, aus was für einem, verehrter Herr Boruch?"

"Mein Vater war Balagula⁹ ... Fuhrmann," verbessert sich Boruch, "und ich bin auch Fuhrmann gewesen, aber unser Haus war ordentlich. Fünf Brüder, zwei Schwestern, Zwillinge, die Mutter, unser roter Kater."

"Was hat der Kater damit zu tun?" interessiert sich Rywka.

"Das war ein schmucker, pieksaubrer roter Kater." Boruch schließt die Augen. "Ich seh ihn deutlich vor mir. Ohne diesen Kater kann ich mir unser Zuhause nicht vorstellen. Er hatte keinen besonderen Namen; er hieß einfach *Kater* und darauf hörte er. Ein weiches, sanftes Fell. Du streichelst es, und schon bist du ruhig. Ich sehe dieses Katervieh und meine Mutter, meinen Vater und jeden Bruder der Reihe nach, meine zwei Schwestern, die Zwillinge, und ein ordentliches jüdisches Haus am Sonnabendnachmittag ..."

"Entschuldigung! Warum am Sonnabend?" unterbricht Rywka schüchtern.

"Weil dann alle zu Hause sind und sich gerade anschicken, Mittag zu essen. Wir sitzen an einem großen Tisch, den die Mutter mit dem weißen Sabbattischtuch gedeckt hat. Jeder hat seinen bestimmten Platz und seinen Teller und seine Gabel und seinen Löffel. Und der Kater, der *Kater* heißt, liegt unter dem Tisch dicht bei meinen Füßen und gibt vor zu schlafen. Im Stall stehen zwei Pferde. Soweit ich mich erinnere, haben sie immer gestanden. Sie fraßen im Stehen, und sie schliefen im Stehen. Hennen und Hühnchen verlassen den Hühnerstall später als sonst. Der Hahn kräht sogar leiser. Nur die Schwalben arbeiten. Bald fliegen sie aus dem Nest, bald kehren sie zurück, schweben tief über dem Hof, plötzlich schießen sie hoch in die Wolken und sind gleich darauf wieder da. Zum Mittag haben wir natürlich Tschulent und einen ausgezeichneten Kugel, von der allerbesten Hühnerbrühe mit Nudeln oder von Leber mit Ei gar nicht zu reden. Vor dem Abend stellt Mutter ein Glas Tee und den besten Strudel in Polen vor mich hin. Und ausgerechnet am Sabbat, als die Schwalben, die keinen Sabbat halten, arbeiten – denn sie arbeiteten wirklich, machten Jagd auf Fliegen und andre Insekten –, ja, ausgerechnet an einem Sabbat kamen die Gendarmen und deutsche Soldaten ... Unser Haus brennt, unser Stall brennt und unser Hühnerstall brennt, und es brennt sogar unser alter löchriger Zaun, den noch unser Urgroßvater Szmul, auch ein Balagula, aufgestellt hatte ... Ich hatte nie zuvor eine Pistole gesehen, und auf einmal hab ich vier Granaten, ene Pistole und einen Finnendolch und Polizeihandschellen und Patronen in der Tasche und noch

⁹ Bałagula (poln.): "magerer, schwatzhafter, ungeschickter Mensch"; balagúla (jidd.) jüdischer Fuhrmann (Paul wexler: JEWISH AND NON-JEWISH CREATORS OF "JEWISH" LANGUAGES; Wiesbaden 2006, S. 240)

Reservemunition ... Wir sitzen im Gehölz, Sümpfe ringsherum, und wieder Schwalben und Wildenten, und so ein großer Vogel, der Rohrdommel heißt, spaziert umher ..."

"Wozu sitzt ihr denn da?" fragt Rywka.

"Wir verstecken uns. Frauen und Kinder sind dabei. Wir wollen überleben, ausharren, zurückkehren."

"Und wozu die Handschellen?" Rywka ist gespannt.

"Die hab ich in der Tasche eines Hitleroffiziers gefunden und konfisziert."

"Und der Offizier?" Rywka läßt nicht nach.

"Was schert dich der Offizier?" ereifert sich Boruch. "Um was du dich nicht alles kümmerst! Das war ein ganz gewöhnlicher Bandit."

"Interessant ist", fährt Boruch in seiner Erzählung fort, "ich hatte Kategorie D und war untauglich fürs Militär, aber hab ich diese Kategorie D nie gemerkt. Ich lag stundenlang im Dreck, schlief unter freiem Himmel, rannte durch die Felder wie ein Hase, kletterte auf Bäume, kroch zwei, drei, vier Tage ohne einen Bissen im Leib umher und badete dazu noch in eisigem Wasser, ja schrubbte mir sogar die Füße mit Schnee ..."

Boruch unterbricht seine Erzählung. Herr Antoni steht von seinem Stuhl auf und geht zum Schränkchen, entnimmt ihm drei Gläschen und eine Flasche Kognak, stellt alles aufs Tischchen, geht danach zur Tür, öffnet sie, steckt den Kopf auf den Korridor hinaus und zieht ihn wieder zurück, schließt die Tür und dreht den Schlüssel im Schloß herum.

"In Ordnung. Trinken wir auf unsre liebe Gesundheit. Du, der Partisan, Sie, Rywka, und ich, der Leutnant."

"Muß ich ein ganzes Glas trinken?" fragt Rywka nach dem ersten Schlückchen.

"So gehört sich's", antwortet Herr Antoni. "Aber du brauchst es nicht auf einmal auszutrinken."

"Stark", sagt Rywka.

"Du bist jünger als wir, Rywka, und kannst getrost ein zweites und dann ein drittes Gläschen trinken", neckt sie Herr Antoni. "Du kannst dir noch einen Mann suchen. Irgendeinen Burschen. Der holt dich von hier weg, und du fährst in die Welt hinaus."

"Sie denken ans Ausland?" mischt sich Boruch ein. "Sie fährt nirgendwohin – wohin auch? –, und keiner holt sie von hier weg."

"Wer nimmt einen Krüppel, wer nimmt eine Frau mit einem Bein?" Rywka spricht ganz leise, man hört sie kaum. "Schließlich mußte ich aus diesem Waggon springen."

"Nu, sicher." Boruch nickt. "Anders ging's nicht. Die hätten Rywka sonst in den Ofen geschoben und Seife aus ihr gemacht. Ich hab so'ne Seife aus Menschenfett mal gesehen ..."

"Ich will euch auch was erzählen." Herr Antoni läßt sich auf seinem Bett nieder und stellt das leere Gläschen beiseite. "Wir hatten eine Gruppe Deutscher gefangengenommen. Bei einem von ihnen fand ich Fotos aus Warschau. Auf dreien davon war ein Mädchen zu sehen, sage und schreibe meine Nachbarin Zosia aus der Żelazna, und neben ihr ein kleiner Junge und ein schon etwas älteres Kind. Der Deutsche schwor, daß er nichts von diesem Mädchen, das heißt von meiner Zosia, wisse. Sie stand, sagte er, im Tor eines Hauses an der Lesznostraße, und dort habe er mit seinem Apparat geknipst. – Und jetzt kehre ich, wenn ihr erlaubt, zum August 1939 zurück. Wir wohnten Vorderhaus, vierter Stock. Wer im Vorderhaus wohnte, nach vorne heraus, galt als etwas Besseres – im Unterschied zu den Mietern im Hinterhaus oder Seitenflügel. Die Vorderhausbewohner waren wohlhabender; ihre Wohnungen waren groß und vornehm, mit einem Kücheneingang von der einen und einem durch die Diele von der andern Seite. Wer in die Küche ging, ging nicht ins Zimmer, wer durch die Diele kam, betrat nie die Küche. Meine Mutter war sehr zart, immer blaß, kränklich, anämisch, oft bettlägerig. Mein Vater, ein hochgewachsener, stattlicher Mann – ungefähr meine Statur –, erlitt im August 1939 einen Herzanfall und starb. Wir blieben mit der Mutter zurück. Wir – das waren meine Schwester Halina und ich und dazu die Mutter meiner Mutter, Großmütterchen Tosia. Die Zügel im Haus nahm selbstverständlich Großmutter Tosia in die Hand, und Halina entschloß sich, zu unserer anderen Großmutter nach Gdynia zu fahren, wenigstens sagte man zu Hause, daß Halina nach Gdynia fährt. Sie verließ uns vor Kriegsausbruch. Wir hatten Geld und ein Häuschen mit Garten in Łochów, wo wir übrigens unsere Sommerferien zu verbringen pflegten und das Weihnachtsfest. Im März vierzig holte mich ein Polizist von der Straße weg und brachte mich aufs Kommissariat. Dort, in einem kleinen Zimmerchen, schlug mich ein deutscher Geheimer ins Gesicht, der mich unentwegt fragte, wo Halina ist. Ich stürzte zu Boden, da traktierte er mich mit Fußtritten. Ich erinnere mich noch genau an die Stiefel. Lange Schäfte, wie mir schien, zu lange, fast bis übers Knie, spiegelblank, mit dem Geruch nach Guttalin, der rechte Schaft eine

Winzigkeit länger, die Stiefelspitzen oval; auf der einen, ja, auf der linken bemerkte ich ein kleine Stelle, wo das Leder abgeschürft war, und auf der rechten spiegelte sich als Lichtpünktchen der Schein der Glühbirne aus der Schreibtischlampe. Ach, diese Stiefel sehe ich immerzu, meine kleine Rywka! Ich höre sie knarren, rieche ihren Guttalingeruch ... Unsre Offiziersstiefel sind ganz anders, anders genäht, andre Fassung, Schick, Eleganz ... Bei uns gab's einen Schuhmacher, Herrn Hiszpański. Wer hatte je einen solchen Schuhmacher?! Keiner! Wer hatte schon einen Schuhmacher als Nationalhelden? Wir. Wie hieß er doch gleich?"

"Er hieß Kiliński"¹⁰, sagt Boruch lachend und fügt hinzu: "In unserm Shtetl war auch ein Schuster, Mojżesz Wajntraub. Er nähte den Herren Offizieren Stiefel, angeblich sogar dem Herrn Grafen Radziwiłł, dem Magnaten aller Magnaten, der sich seine Stiefel auch in Paris bestellen konnte. Na und, was sagen Sie dazu? Verzeihung, was sagst du dazu?"

"Ich sage dazu, daß bei uns jeder Schuster ein Künstler seines Faches war."

"Erzählen Sie, bitte, Antós ... Herr Antoni, erzählen Sie doch bitte weiter", stammelt Rywka.

"Gut. Ich erzähle weiter. Nach zwei Tagen kam ich aus dem Kommissariat frei. Ich hatte ja auch wirklich nicht gewußt, wohin mein Schwesterchen verschwunden war. Aus den Fragen, die sie mir stellten, konnte ich nur so viel entnehmen, daß man sie und einen Belorussen namens Aleksander suchte. Mutter starb am dritten Tag nach meiner Rückkehr. Später lernte ich ein paar tapfere Burschen kennen; zusammen gingen wir in die Berge und überschritten dort die Grenze. Und weiter ging's, durch Ungarn nach Frankreich und weiter, weiter ... *Wie ist es doch im Krieg so schön, wenn der Ulan vom Pferdchen fällt*, kennt ihr das Lied? Ich bin nicht gefallen. Ich kehrte zurück und fand das Mädchen von der Fotografie wieder. Obgleich meine Zosia andauernd wiederholte, daß das auf dem Foto nicht sie war, daß sie den Jungen auf dem Foto nicht kennt und auch nicht weiß, was das für ein Kind neben dem Jungen ist. 1945 heirateten Zosia und ich. Von ihrer Seite kam eine zahlreiche Familie zur Hochzeit, von meiner Seite

¹⁰ "Jan Kiliński (* Dezember 1760 in Trzemeszno; † 28. Januar 1819 in Warschau) war ein polnischer Aufständischer. Er war einer der Kommandanten des Kościuszko-Aufstandes. Von der Herkunft Schuhmacher, befehligte er den Warschauer Aufstand von 1794, eine Erhebung gegen die russische Garnison, die dort seit der Zweiten Teilung Polens stationiert war. Er wurde auch Mitglied der provisorischen Regierung." (*Wikipedia*)

erschieden drei Kameraden mit ihren Frauen, und Schluß. Dir hab ich's schon mal erzählt, Boruch."

"Hast du", bestätigt Boruch.

"Und jetzt komm ich zum Kern der Sache", fährt Herr Antoni fort und füllt aufs neue die Gläser. "Zum erstenmal sah ich das Mädchen von dem Foto im Jahr neunundfünfzig. Es war Sommer. Eines Nachts, wir schliefen bei offenem Fenster, weckte mich das ohrenbetäubende Geknatter eines Lkw. Meine Frau schlief, doch mich regte dieser Idiot von Kraftfahrer auf. Ich stand auf, lehnte mich aus dem Fenster und schimpfte ihn den allerletzten Flegel und einen Volltrottel. Danach ging ich ins Badezimmer, brauste mich lauwarm ab, wickelte mich in meinen Bademantel, und mit der Absicht, mich aufs Sofa schlafen zu legen, ging ich ins andre Zimmer. Nein, hinein ging ich nicht. Ich blieb in der Tür stehen und weiter keinen Schritt ... Auf dem Sofa lag eine Frau. Sie trug ein langes, rotes Kleid ..."

"Eine fremde Frau?" fällt Rywka ihm ins Wort. "Eine völlig Fremde?"

"Nein. Es war meine Frau. Ich zog mich zurück und schaute ins Schlafzimmer. Auch dort lag, zugedeckt mit einer schwarzrotkarierten Decke, meine Frau."

"Zwei Frauen." Rywka wundert sich und trinkt ihr Glas auf einmal aus.

"Wieder knatterte der Lkw. Wütend knallte ich das Fenster zu. Meine Frau wachte auf."

"Welche Frau?" fragt Rywka ungeduldig.

"Die im Schlafzimmer. Die andre war längst entschlüpft", erklärt Herr Antoni. "Ich hab den Fall lange hin und her erwogen. Meiner Frau hab ich kein Wort gesagt. Sie hätt's nicht geglaubt."

"Jetzt kapier ich", sagt Boruch.

"Aber ich verstehe überhaupt nichts", gesteht Rywka. "Ich verstehe ja nie was ..."

"Begrreif doch, Rywka, Herr Antoni hat auf dem Sofa das Mädchen von der Fotografie gesehen", erklärt Boruch.

"So ist das, meine kleine Rywka. Ich sah das Mädchen von der Lesznostraße", bestätigt Herr Antoni. "Aber ganz genau hab ich mir das Mädchen ein Jahr später angesehen. Sie saß auf einem stolzen Rappen. Ein prächtiges Pferd, wenn auch ein Zirkuspferd. Das Geschirr reich vergoldet, auf dem schöngeformten Kopf ein roter Federbusch, ein wunderbarer Sattel, Schaum vor dem Maul, schlanke Fesseln, die Hufe geschwärzt, der Schweif bis an die Grenze des Unmöglichen frisiert."

Und mein Mädchen gekleidet wie ein ungarischer Husar – in Rot, Gold und Schwarz."

"Das haben Sie geträumt!" Rywka kann ihre Zunge nicht im Zaum halten.

"Ich habe überhaupt nicht geträumt", entrüstet sich Herr Antoni. "Ich bin im Zirkus gewesen und hab dort das Mädchen von dem Foto erblickt. Ich wollte sie gern kennenlernen, doch tags darauf stellte mir der Direktor jemand ganz anderes vor. Ein anderes Mädchen. Ich muß euch erklären, daß dieses Zirkusspektakel die bislang verborgenen Eigenheiten meiner Sinne freigesetzt hat. In dem Scheinwerferlicht, das damals von oben auf mich herabfiel, als man die Manege erhellte und einen Teil der Logenplätze rund um die Manege, dort wo ich saß, erlitt ich eine Art Schock. Eine gute Weile war ich wie geblendet, dann sah ich sie hoch zu Roß, und gleich darauf war alles verschwunden. Dunkelheit, Stille, Leere. Ich sehe nichts, ich höre nichts, und auf einmal ist es, als wächst von weither kommend ein Rauschen, Tosen an. Musik, Stimmen, Lachen, Wehklagen, und alles fließt ineinander. Plötzlich ein Knall, dicht vor mir platzt eine Granate; aber das war gar keine Granate, das war ein Peitschenknall. Und im Dämmerlicht ist Kanonendonner, und jedes Wort, das meine Lippen hervorbringen, ist ein Schrei. Ich halte mir die Ohren zu, aber ich hörte immer mehr, immer deutlicher, immer lauter ... Seit dieser Zeit höre ich besser, immer besser, und ich sehe schärfer." Herr Antoni Gwiliński verstummt. Er hebt sein Gläschen, hält es einen Augenblick lang vor die Augen und leert es dann in einem Zug.

"Schluß mit dieser Trinkerei", sagt Boruch. "Es war ein bißchen viel heute."

"Ich hab einen Schwips," sagt lachend Rywka, "und ich fühle mich sehr, sehr wohl. Nur ein bißchen heiß ist mir, und eben denk ich, daß ich zwei Beine habe; denn ich muß euch sagen, wenn ich morgens aufstehe, denke ich immer, ich habe zwei Beine. Auch das Bein, das irgendwo tief in der Erde begraben ist, dicht bei den Bahngleisen, die nach Treblinka führen. Und daß dieses mein liebes Bein weh tut, wenn ich die Zehen bewege ... die ich nicht habe. Zuerst bewege ich nur den großen Zeh und dann alle zusammen."

"Wir sind stark verwundet, und jeder von uns bildet sich etwas ein", erklärt Boruch. "Ich zum Beispiel gehe von Zeit zu Zeit durch die Ogradowa, weil meine Mutter mir erzählt hat, daß sie in dieser Straße zur Welt gekommen ist und dort bis zum fünften Lebensjahr gewohnt

hat. Und manchmal ist mir, als sähe ich in dieser Straße ein Mädchen, das aufs Har meiner Schwester gleicht."

"Welcher von den beiden?" fragt Rywka.

"Der einen wie der anderen", antwortet Boruch. "Aber jetzt hab ich mir gesagt, daß ich nicht mehr dorthin gehen werde."

"Auflehnung!" sagt Rywka. "Du lehnst dich auf und hast recht. Ich gehe auch nicht in die Ogródowa. Ich werde nie hingehen!"

"Weshalb solltest du auch hingehen?" frsagt Boruch erstaunt. "Du kennst doch die Straße gar nicht."

"Ich kenn alle Ogródowa-Straßen," erwidert Rywka laut, "aber ich werde nie hingehen. Ich gehe mit Herrn Antoni in den Zirkus. Nein, da geh ich auch nicht hin. Ah, ich weiß schon, wo wir alle hingehen können. Wir gehen ins Kino und sehen uns – "

Rywka bricht ab, denn es klopft an der Tür, und die Stimme einer Pflegerin ertönt: "Herr Boruch! Herr Antoni! Zeit zum Abendessen. Bitte herunterkommen, der Tee wird kalt!"

"Gut, gut, Frau Katarzyna! Wir kommen schon!" läßt sich Boruch vernehmen und steht vom Bett auf. Er geht zum Waschbecken, dreht den Hahn auf, nimmt Wasser in beide Hände, hebt sie auf, beugt sich sacht zurück und begießt sich das Gesicht mit kaltem Wasser.



Anatoli Kaplan: Meine Großmutter¹¹

¹¹ In: Gertrud Heider: ANATOLI KAPLAN – KERAMIK (Berlin/DDR 1977)

Der einhundertdreiundvierzigste Tag

Schwester Maria versuchte, die Nadel in eine Vene dicht über der Handwurzel der rechten Hand zu stechen.

"Scheiße, keine Nadel, stumpf dieser Mist", ereiferte sich Maria.

Die Kranke lächelte. "Ich sterbe tatsächlich", flüsterte sie. "Soll sie meinetwegen stumpf sein, es tut nicht weh."

"Was Sie aber auch reden, Frau Helenka, Sie werden noch ein bißchen leben." Die Schwester hatte die Nadel endlich in der Vene und drückte langsam den Kolben der Spritze nieder. "Diese Injektion bringt Sie wieder auf die Beine. Wir geben Ihnen eine ganze Serie, – und der Schieber muß ordentlich ausgescheuert werden, der Geruch ist nicht der beste. Ich sag gleich einer Hilfsschwester Bescheid. Das Fenster machen wir weit auf, draußen ist es warm, und die liebe Sonne lacht, und die gute Luft ... Nur keine Sorge, das Zimmerchen wird appetitlich wie eine Bonbonschachtel, ich paß schon auf. Das Bettzeug wechseln wir morgen. Zum Füttern schick ich Krystynka. Ich weiß, Sie mögen Krystynka, sie ist eine gute Hilfsschwester."

Die Kranke senkte die Lider.

Mit einem Ruck zog Maria die Nadel aus der Vene und drückte einen Wattetupfer auf die Einstichstelle. "Na, und? Besser?"

"Ich weiß nicht. Ich gehe, aber ich hab nicht gewußt, daß das so schwer ist. – Bitte sehen Sie mich nicht an. Ich will nicht, daß mich irgend jemand besichtigt."

Ich setzte mich auf den Stuhl neben dem Bett.

Die Schwester brachte der Kranken Kopfkissen und Zudecke in Ordnung und verließ den Raum.

"Man muß viel trinken, sehr viel", sagte ich.

"Mein Körper ist widerlich, mein Gesicht abstoßend, ich bin häßlich und bin doch einmal hübsch gewesen. So hat man gesagt ... Unverheiratet bin ich geblieben, um fort und fort schön, um ich selbst zu sein, darum ging's mir. Und ich hab gewonnen: ich war ich selber. Damals hatte ich gewonnen ..."

"So sollte man bis zuletzt denken", bemerkte ich.

Sie lächelte. Nie zuvor hatte ich das Lächeln eines Sterbenden gesehen. Jetzt erblickte ich ein solches Lächeln.

"So viele Falten, so viel schlaffes Fleisch. Die Nägel wachsen weiter, das Bettzeug muß gewechselt werden, und dieser Geruch vom Schieber ..."

"Sie waren Sie selbst, Sie waren glücklich."

"Ja, ja da waren sehr gute Tage. Es gab jemanden ... Keiner weiß davon. Das kam plötzlich. Er war älter als ich, viel älter, aber bei uns war immer Mai. Und ich hab ihn im Winter kennengelernt ... Quälen Sie mich nicht. Mehr sag ich nicht. Ich rede zuviel."

Ich erhob mich und wandte mich zur Tür.

"Sieben Jahre Glück. Sieben biblische Jahre. Das war noch vor dem Krieg. – Sie gehen?"

Ich blieb stehen. "Sie sind erschöpft."

"Ja, das ermüdet mich, aber da hilft nichts. Jetzt weiß ich, daß mich das Schweigen gequält hat. – Aber nichts von ihm, ich habe nie von ihm gesprochen... Bitte, setzen Sie sich hier neben mich."

Ich machte kehrt, zog mir den Stuhl näher ans Bett und setzte mich.

"Ich war damals fünfundzwanzig und wollte lieben, und als ich mein Verlangen gestillt glaubte, stellte ich fest, daß ich erneut lieben wollte. Das Verlangen läßt sich nicht restlos stillen. – Wir waren nur sieben Jahre zusammen. Er ging fort."

"Gab's jemand anderen? Ist ein anderer gekommen?"

Wieder lächelte Frau Helena, und es schien, als bereitete ihr meine Frage Vergnügen.

"Ich muß Ihnen was erzählen. Ich weiß nicht, ob Sie mich bis zum Ende anhören möchten ..."

"Aber natürlich möchte ich das", versicherte ich.

"Es war vor langer, langer Zeit ... Sie sehen, ich beginne meine Erzählung wie ein Märchen. Also, es war vor langer, langer Zeit, weit, weit weg, irgendwo im westlichen Teil Europas, in einer wunderschönen, aber von der deutschen Wehrmacht besetzten Stadt, einer Stadt reich an Kunstschatzen, Palästen, Kirchen, einer Stadt mit einer Kathedrale und einem Museum, mit großen Gebäuden und einem herrlichen Rathaus. In einer der Straßen, in einem der Häuser lebte in einem fensterlosen Kämmerchen auf hohem Dachboden eine Frau namens Helena."

"Das heißt, daß Sie ..."

"Ja, ich. Nachts stieg ich aufs Dach hinaus, um frische Luft zu atmen. Im Morgengrauen legte ich mich nieder und erwachte gegen Mittag. Ich zählte die Tage und Monate, malte Striche und Kreuzchen in die Wand. Ein Strich war ein Tag, ein Kreuzchen ein Monat. Sonn- und

Feiertage kennzeichnete ich mit einem waagrechten Strich, einen besonderen Tag mit einem kleinen Kreis. Am einhundertdreiundvierzigsten Tag öffnete ein junger Mann die Tür zu meinem Kämmerchen und sagte: *Ich bin Polizist, aber Sie brauchen keine Angst zu haben, ich helfe Ihnen. Ich erzähle denen, die mich hierhergeschickt haben, daß ich Boden und Keller kontrolliert, aber nichts gefunden habe. Das Kämmerchen ist gut getarnt. Also bitte, keine Angst.* Darauf ging er wieder hinaus und schloß hinter sich die Tür. Von diesem Augenblick an erwartete ich in nervöser Spannung den Tag, da er erneut hier auftauchen und *Raus!* und *Umdrehen!* schreien würde statt *Bitte, keine Angst!* zu sagen. Und gleich darauf würde er die Pistole ziehen und mir hierherschießen, in den Hinterkopf. Einige Tage vergingen. Er kam an einem Abend. Er stand in der Tür und die Hausfrau neben ihm. Ich zündete eine Kerze an, und da sah ich sein Gesicht, sein Lächeln, seine hellen Augen und seine gerunzelte Stirn. Mir ging durch den Sinn, daß ich ihm wohl trauen dürfte. *Falls Sie einen Brief zu besorgen haben, ich kann das erledigen. Bitte, keine Angst,* sagte er. Die Hausfrau nickte zustimmend, und ihr vertraute ich grenzenlos. Er erschien immer öfter. Er klopfte leise fünfmal, dann zweimal etwas lauter. Das war unser verabredetes Zeichen. Wir saßen nebeneinander. Er sprach nicht viel. Ich schwieg. Seine Besuche waren kurz, ein paar Minuten. Er brachte immer eine Kleinigkeit mit: einen Apfel, manchmal ein Stück Kuchen mit Marmelade, ein andermal eine Tomate, eine Zwiebel oder auch Knoblauch. Er legte die Sachen auf den Strohsack, auf dem wir saßen, und sagte: *Guten Appetit.* Einmal fragte er mich, was ich nach dem Krieg tun werde. Ich antwortete: *In der Sonne liegen.* – *Und was noch?* fragte er. *Und frische, knusprige Kaisersemmeln mit Butter knabbern und einen Traktat über den guten Menschen schreiben.* So hab ich ihm damals geantwortet, denn genau so habe ich gedacht. Ich hörte auf, mich zu fürchten, wurde ausgeglichener und ruhiger. Die Wachsamkeit jedoch ließ nicht nach, mein Gehör blieb geschärft, und ich reagierte auch weiterhin auf jedes Rascheln und jeden noch so fernen, kaum wahrnehmbaren Ton menschlicher Erde, aber das, was ich später, Jahre danach, *einen Dauerzustand des Entsetzens* genannt habe, wich allmählich von mir. Quälende Gedanken wie: *Sie haben mich gestern gesehen, als ich den Schmutzweimer hinaus aufs Dach neben den Schornstein gestellt habe;* oder: *Da ist ein Auto vorgefahren, ich höre seinen Motor, das ist bestimmt die Gestapo oder die Polizei, und gleich werden sie hier sein* – dieserart Gedanken wichen allmählich, und ich fühlte mich wohler. Ich wurde

sogar so mutig, die Kammertür einen Spalt offenzulassen, um mehr Licht und Luft zu haben, und kurze Bodenspaziergänge zu unternehmen. Dabei fand ich übrigens eine Katze mit drei Jungen. Wie lieb ich sie hatte! – Er besuchte mich weiterhin, und ich erwartete seine Besuche voller Ungeduld. Zuvor hatte ich immer auf die Hausfrau gewartet, die mir das Essen brachte, auf den ewig hustenden Hausherrn, der frisches Wasser brachte und das schmutzige holte, auf die Gestapomänner mit den Hunden, auf die Stunden der Nacht, in denen ich relativ frei barfuß über den Boden und sogar übers Dach spazieren konnte. Jetzt aber wartete ich nur noch auf ihn. – Da war er. Im Schein des winzigen Flämmchens waren unsere Gesichter gelb. Wir pflegten auf dem Strohsack zu sitzen, wägten die Worte, und wenn wir schwiegen, war unser Schweigen feierlich. Im Laufe dieser neunundvierzig Besuche haben wir uns nicht viel erzählt. Wir sind nur fünfhundert Minuten zusammen gewesen, also ein klein wenig mehr als acht Stunden. Dort, im Bodenkämmerchen, hab ich die Minuten gezählt, die Stunden, Tage und Wochen. Ich hatte sehr viel Zeit. Auf jede nächste Begegnung bereitete ich mich vor, legte ich mir die Fragen zurecht, die ich ihm stellen wollte, doch niemals habe ich diese Fragen gestellt. Ich war ruhiger, ich fühlte mich wohl. Vorbei waren die Tage, da ich, auf meinem Lager zusammengekauert, den Blick starr auf die Tür gerichtet, diejenigen erwartete, die das letzte Urteil bringen würden. Jetzt streifte ich immer häufiger durch mein Kämmerchen. Drei Schritte hin, drei Schritte zurück. Eins, zwei und drei, eins, zwei, drei. Ich summte Liedchen, sagte Verse, Poeme und Liedertexte her. *Litauen, mein Vaterland, du bist wie die Gesundheit; – Pawel und Gawel in einem kleinen Häuschen standen; – Leszek und Mieszek; – Steht auf dem Bahnhof die Lokomotive; – Wie ist es im Krieg so schön, wenn der Ulan vom Pferdchen fällt; – Dieser letzte Sonntag; – Warschauer Oberek ...* Ich versuchte zu tanzen, mit winzigen Schrittchen. Eins, zwei, drei, vier und eins, zwei, drei und vier. Mit meinen Gedanken war ich in der Zeit vor dem Krieg. Vor mir lag ein großer Saal. Vorabiturientenbll. Walzer, Tango, Polonaise ... Schritt, Knicks und wieder Schritt, und die Hand ausgesteckt und Knicks. Die Wände stören. Das Kämmerchen ist schmal und eng. So war meine Welt. In dem dunklen, stinkenden Unterschlupf, wo hinter der Bank, auf der mein mit einem Laken und einer Decke zugedeckter Strohsack lag, das Gefäß stand, das der Hausherr als Nachtgeschirr bezeichnete, in dem sich der Geruch von Katzendreck mit dem scharfen Geruch des Rauchs mischte, der aus dem undichten Schornstein drang – in diesem stinkenden Unterschlupf

wurde mir auf einmal bewußt, daß man sich noch über etwas freuen, sich nach dem Anblick eines anderen Menschen sehnen, daß man träumen konnte und diese Träume angenehm sein konnten. Nein, das hab ich ihm nie gesagt. Ich wollte es ihm später einmal sagen, nach dem Krieg, aber dazu ist es nicht mehr gekommen ..."

Frau Helena brach ab. Sie schloß die Augen, öffnete sie jedoch gleich wieder und deutete mit einer schwachen Kopfbewegung auf das Glas mit kaltem Tee auf dem Nachtschränkchen.

Ich nahm das Glas und führte es an ihren Mund. Sie trank in kleinen Schlucken.

"Noch trinke ich, und sicher werd ich auch noch was essen", sagte sie. "Keine Sorge, noch ein paar Tage ... Wovon hatte ich zuletzt gesprochen? Ach ja, daß ich es ihm nicht gesagt habe, weil es nicht mehr dazu kam."

"Sie haben ihn nicht wiedergesehen? Ist er umgekommen?" fragte ich, ehe sie noch fortfahren konnte, und stellte das Glas an seinen Platz zurück.

"Oh nein! Im Gegenteil!" Sie lebte auf. "Ich hab ihn ganz genau gesehen, nach dem Krieg. Er saß geduckt auf einer Bank. Ehrlich gesagt, hab ich ihn nicht erkannt. Im Tageslicht war er ein anderer, kleiner und schmaler. Man fragte mich: *Ist er zu Ihnen gekommen?* Und ich antwortete: *Ja*. Da hob er den Kopf und sagte: *Ich wollte ihr helfen*. Man fragte ihn: *Für wieviel?* Er antwortete: *Für Schmuck und irgendwelche Ringe*. – *Ich hab nichts bezahlt!* schrie ich zu denen hinüber, die ihn beschuldigten. Er nahm von den Wirtsleuten und von den Nachbarn, sagten die Männer in Talar und Baret." Frau Helena seufzte. "Ich wollte ihn verteidigen. Sprach von meinem Dachboden, dem Kämmerchen, in dem ich die schwerste Zeit meines Lebens durchlebt hatte, von der Katze und ihren Jungen, von meinem Lager und dem Nachtgeschirr und von seinem ersten Besuch, den er mir dort, in meinem Versteck, abgestattet hatte. Ich sagte, daß ich immer auf ihn gewartet, daß ich nach ihm Ausschau gehalten, daß ich mich nach ihm gesehnt hätte, weil er ein guter Mensch war, und daß ich sicher hin, daß er mir auch ohne Geld und ohne diese Ringe das Leben gerettet hätte. So sagte ich und wollte, es wäre die Wahrheit. Später hab ich ihn besucht. – Richten Sie mir bitte das Kissen. Ja, ein bißchen höher."

Ich richtete ihr das Kissen und rückte mit meinem Stuhl noch näher an Frau Helenas Bett. Ich wollte besser hören, sie sprach jetzt immer leiser.

Hilfsschwester Krystynka schaute zur Tür herein, aber als sie mich sah, zog sie sich gleich wieder zurück.

"Ich hab ihn also besucht", fuhr Frau Helena fort. "Ich habe ihn ein paarmal besucht. Unser erstes Gespräch war kein Gespräch. Ich erklär's Ihnen gleich. Wir saßen einander gegenüber. Er auf der einen Seite des Gefängnistisches, ich auf der andern. Ich habe ihn gefragt: *Warum?* Statt darauf zu antworten, sagte er: *Ich hab dir das Leben gerettet, und das sollte dir genügen.* So hat er mir gesagt, und das war alles. Und bitte beachten Sie, er hat zu mir nicht gesagt: *Ich habe Ihnen das Leben gerettet, und das sollte Ihnen genügen,* sondern einfach nur: *Ich hab dir das Leben gerettet...* Nach ein paar Wochen brachte ich ihm Zwiebeln, Knoblauch und Kuchen, den ich extra für ihn gebacken hatte. Da sagte er: *Ich mußte dich retten, ich konnte nicht anders. – Und was hat dich dazu bewogen,* fragte ich. *Du und dein Gesicht und deine Augen und dein Vertrauen zu mir,* erwiderte er. *Und die Bezahlung dafür, die Ringe, der Schmuck, die sollten für dich sein, aber keiner hat mir geglaubt. Und ich weiß nicht, ob du es je glauben wirst."*

Frau Helena verstummte. Sie hatte die Augen geschlossen und schien zu schlafen.

"Haben Sie ihm geglaubt?" fragte ich, schüchtern flüsternd.

Frau Helena antwortete nicht, aber mir war, als nicke sie mit dem Kopf. Ich stand auf, schob behutsam den Stuhl zurück und verließ auf Zehenspitzen das Zimmer.

"Schläft sie?" fragte Hilfsschwester Krystynka.

"Ja, sie schläft. Bitte stören Sie sie nicht."

"Sie schläft sich gesund", sagte die Hilfsschwester und ging in die Küche.

Der erste und der letzte Kunde

Zu trinken begann er gleich nach dem Krieg. Er war nach Warschau zurückgekehrt und konnte sein Haus nicht finden. Einen ganzen Tag lang irrte er durch Trümmer, und am Abend traf er ein Mädchen, das ihr Haus auch nicht finden konnte. Später liefen sie zwischen den Trümmern des Gettos umher und gelangten zur Altstadt. Im Keller eines zerstörten Hauses hatte sie ein Bett, eine Kiste, drei Stühle, ein Bord, auf dem zwei Teller, ein Glas und ein Becher standen.

"Wenn's dir hier bequem ist, dann bleib", sagte Julka, und Leon blieb.

Eines Tages erwachte er im Morgengrauen und sah, daß auf dem Bord nur noch ein Teller und ein Glas standen. Weder an jenem noch am drauffolgenden Tag kehrte sie zurück. Da begann er zu trinken. Im Sommer 1947 traf er in der Nähe des Grzybowskiplatzes, dicht bei der Kirche Allerheiligen, dort, wo einst die Twardastraße gewesen war, Aron. Sie ließen sich auf einem Mäuerchen nieder und unterhielten sich, dann gingen sie den schmalen Ruinenpfad entlang und Aron zeigte Leon das zerstörte Gebäude. Es war das einzige Bethaus, das geblieben war in Warschau.¹²

"Nun ja," sagte Leon, "etwas ist dennoch geblieben."

"Und wir?" fragte Aron.

"Ich weiß nicht, wer ich sein werde, ich weiß und verstehe nichts", erwiderte Leon. "Vorläufig arbeite ich. Ich schreibe verschiedene Ziffern auf, berechne Bau-, Wiederaufbau- und Reparaturkosten eines Mietshauses, eines zweiten, eines dritten, eines zehnten ... Ich sitze an einem Schreibtisch am Fenster, und mir ist dauernd heiß. Ich schwitze. Ich geh auf den Bauplatz hinaus, und dort ist es kalt."

"Du könntest was völlig andres machen. Im Gymnasium sollst du ja Primus gewesen sein", bemerkte Aron.

"Ich könnte, aber ich will nicht, ich kann nicht."

¹² Die Nożyk-Synagoge (ul. twarda 6) wurde 1902 auf Anregung des Ehepaars Rywka und Zalman Nożyk gebaut. 1940 richteten die Nazis in ihr einen Pferdestall und ein Lagerhaus ein. Während des Aufstands wurde die Synagoge beschädigt. Nach 1945 wurde sie renoviert mit Mitteln der jüdischen Bevölkerung, die die Shoah überlebt hatte. Während der antisemitischen Pogrome 1968 wurde die Synagoge geschlossen und erst 1983 wieder eröffnet. Seither dient sie der jüdischen Bevölkerung Warschaus. Die Gottesdienste finden täglich statt. Siehe auch <http://warszawa.jewish.org.pl/>.

Aron gab Leon seine Adresse. "Komm, du sprichst mit meiner Mutter und meinem Vater, zusammen denken wir uns was aus."

"Gut, ich komme", versprach Leon.

Doch weil er Aron um Vater und Mutter beneidete, besuchte er ihn nicht. An den Abenden strich er in der Stadt umher. Bisweilen überquerte er die Weichselbrücke und war dann in einem anderen Warschau. Er ging in eine Bar oder ein Restaurant, unterhielt sich mit Zufallsbekanntschaften, spendierte Wodka, Selbstgebrannten oder Bier, und wenn er kein Geld hatte, gaben sie ihm einen aus. Einmal wachte er in Jadwigas Bett auf.

"Ich hab dich hergebracht", sagte sie. "Am Büfett hast du von den Straßen Smocza, Nowolipie und Karmelicka gesprochen – mein Vorkriegsrevier. Ich hatte gute Kundschaft. Sie sind im Getto umgekommen, und du bist geblieben. Du bist mein erster Kunde aus meinem alten Revier."

"Ich bin nicht dein Kunde", entgegnete er und versucht aus dem Bett zu steigen, doch Jadwiga umarmte ihn und küßte ihn auf den Mund.

"Nein, du bist kein Kunde, verzeih! Das hab ich bloß so dahingesagt", rechtfertigte sie sich. "Ich hab dich nämlich ins Herz geschlossen."

"So schnell?"

"Nein, nicht so schnell. Ich hab dich ein paarmal gesehen. Du trinkst."

"Und du?" fragte er und setzte sich im Bett auf.

"Ich hab Angst", sagte sie. "Ich hab Angst vor der Krankheit. Ich will nicht trinken, aber ich muß. In dem Beruf geht's nicht anders. Ich hatte eine große Pause, während der Okkupation. Ich war gewissermaßen eine Jungfrau!" sagte sie lachend. "Ich hab nicht getrunken, mir nicht den Bauch vollgeschlagen und keine kleinen Bürschlein oder Opas geliebt."

"Und hast du dich wohler gefühlt?"

"Ja, ich hab mich wohler gefühlt." Sie sprang aus dem Bett, lief zur Kredenz und holte eine Flasche her. "Siehst du! Hier ist meine Hausmarke! Das Zeug hau ich heut sofort noch in den Ausguß." Und sie schritt sofort zur Tat. "Jetzt trinken wir brav Tee mit Süßstoff."

Nach dem Frühstück zündete sie sich eine Zigarette an und sagte: "Du brauchst nur ein Wort zu sagen, Lieber, und ich höre auf zu arbeiten."

"Ich glaube dir nicht," erwiderte er, "ich glaube keinem. So einen Charakter hab ich."

Er nahm nicht bei Jadwiga Quartier, sondern in der Nähe, in der Żabkowskastraße beim tauben Grzesiek, einem alten, siechen Invaliden aus dem ersten Weltkrieg. Jadwiga besuchte ihn täglich.

"Ich hab mir Urlaub genommen", sagte sie. "Ich werd mich mal mit deiner Wohnung befassen."

Sie machte sauber, trug seine schmutzige Wäsche zur hinkenden Janka, machte Besorgungen, kaufte ihm ein Hemd und Unterhosen.

"Hör mal, laß uns ins Ausland gehen", redete sie ihm manchmal zu. "Dort kennt mich keiner, und wir können heiraten. Ich nehme sogar den mosaischen Glauben an. Derselbe Gott, dieselben Sünden, da verlier ich nichts. Verstehst du?"

Leon grinste. "Drei Dinge sind dabei hinderlich. Erstens: Hier ist der Friedhof meiner Eltern, meiner Großmutter und meines Großvaters, meiner Tanten, Onkel und Brüder. Zweitens: mein Charakter. Drittens: dein Charakter."

Am Sonntag wachte er ein wenig später auf und gewährte Jadwiga im Zimmer. Sie saß am Tisch und schrieb. Er setzte sich im Bett auf.

"Du schreibst?" fragte er verwundert. "Ich hab gar nicht gewußt, daß du schreiben kannst."

"Ich schreibe, daß ich weggehe, daß ich dich satt habe, daß ich mir was antue, bloß noch nicht weiß, was."

"Müssen denn alle fortgehen", entschlüpfte ihm, doch sogleich verstummte er.

Jadwiga drehte sich zu ihm um. "Ich kann bleiben, aber ..."

"Ach, hau ab! Ich halte keinen! Ich hab ja gewußt, daß das so kommt. Ab, verschwinde!"

Jadwiga kam hinter dem Tisch hervor und ging auf ihn zu. "Vegiß nicht, du Scheißkerl, daß du einer aus meinem Vorkriegsrevier bist, und das wirst du nie ändern! Daran gibt's nichts zu wackeln." Sie zerriß den halbfertigen Brief und ging.

In den Kneipen erzählten sie, daß Jadwiga Warschau verlassen habe, andere behaupteten, sie sitze im Gefängnis, und irgendwer wollte sie sogar in einem Dorf bei einem reichen Landwirt gesehen haben, den sie angeblich geheiratet hatte.

In der Silvesternacht 1951 ging Leon in ein Lokal und setzte sich an ein extra für ihn noch aufgestelltes Tischchen. Dem Orchester schickte er einen Zweihunderter. "Spielt einen Marsch", sagte er laut. "Ich liebe Märsche!" Er schloß die Augen und drehte das leere Glas zwischen den Fingern.

Kindheit. Er reitet auf einem Schaukelpferd und spielt Soldat. In der kleinen Hand ein Stöckchen, das aber kein Stöckchen ist, sondern ein Säbel. Und mit diesem Säbel fuchtelt er herum und sticht er zu. Einmal nach links, einmal nach rechts. Er steigt vom Pferd. Er rennt durch den Park. Er ist ein Indianer, der Häuptling der Irokesen. Er steht auf einer Bank, und alle schreien: *Es lebe der Große Bär, der Besieger des Roten Mustang!* Stolz steht der Häuptling und schweigt. Dann laufen sie zum Fluß. Er führt sie an, er ist der schnellste. Einmal packt ihn jemand bei der Hand. Die Mutter! – Mutter? Ja. Da war einmal eine Mutter, ein Vater, waren Brüder ... Aber was ist das? Das Orchester hat aufgehört zu spielen?

"Ich bezahle, spielt! Spielt einen Csárdás!"

Die Geigen. Die Geigen weinen. Das rührt ihn zu Tränen. Nein, das stimmt ja gar nicht. Keiner weint. Der Geiger blinzelt. Er hebt die Geige höher, der Bogen streicht über die Saiten, eilt über sie dahin. Immer rascher, immer schneller. Aus. Verschwunden die Geige, verschwunden die Finger auf den Saiten. Alles schwindet dahin. Es bleiben die Augen.

Große, schwarze, unruhige Augen, fröhlich, dann traurig. Ja! Sie hatte solche Augen und ging mit ihnen in den Ofen. Ihr Körper knisterte im Feuer. Er hat das nicht gesehen. Er riecht es. Dieser Geruch! Diesen Geruch hat er behalten. Da war ein großer Ofen, und dort hinein schob man die Leichen auf Extratragen. Es blieb nur Asche zurück. Er hatte sich auf dem Umschlagplatz für eine goldene Uhr und einen Ring losgekauft, aber sie haben sie fortgeschafft. Später besaß er nichts mehr, um sich freizukaufen, und sie stießen ihn in den Waggon.

"Das Orchester soll spielen!"

Oh, ja, so ist es gut. Kein Ofen mehr. Keine Helena. Die Asche ist da und ihre Seele. Nein, nein, nicht weinen! Wozu auch? Damit es die andern sehen und mit dem Finger auf ihn zeigen?

Er drehte den Kopf zur Seite, sah den Kellner. "Bring Wein, Franek! Und sag, sie sollen was Lustiges spielen!"

Er schreckte auf, ihm vis-à-vis saß ein Buckliger. "Verzeihung, ist es erlaubt?" fragte der. "Die andern Plätze sind alle besetzt, aber wenn's Ihnen nicht angenehm, ist, dann ... ?"

"Nein, bitte, bitte", sagte Leon und goß dem Buckligen Wein in ein leeres Glas.

Der Gast nahm ein Schlückchen und sagte dann: "Mein Herr, ich habe einen Buckel. Ich habe einen Buckel und lange Arme. Und Sie kümmert das 'nen Dreck, und Sie trinken mit mir wie mit einem guten Bekannten, und Sie haben keinen Buckel. – Kellner! Bringen Sie uns

bitte ein Fläschchen und zwei Beefsteak tartar! Aha ... Also ich ertränke meinen Buckel in Alkohol, und ich denke mir, daß er sich dort eines Tages in Schnaps auflösen muß. Ha, ha, ha. Phantasie. Ein Traum. Schauen Sie, da ist kein Buckel mehr, stimmt's? Denn jetzt trinke ich. Doch sobald ich aufhöre, ist der Buckel wieder da. – Entschuldigen Sie, haben Sie sich schon einmal Ihrer Person geschämt? Aber was rede ich da? Sie sind ein stattlicher Mann. Bitte wirklich sehr um Entschuldigung, aber ich schäme mich andauernd, weil ich bucklig bin. Nein, nicht andauernd; wenn ich trinke, verschwindet diese Scham, sofort, denn sofort bin ich ein anderer. Ob wohl jemand mal daran gedacht hat, daß ein Buckliger durchaus nicht für Bucklige schwärmen muß? Entschuldigen Sie vielmals, mein Herr, aber ich habe zu Hause eine solche Sammlung von Fotografien! Künstlerinnen, wissen Sie. Aus verschiedenen Zeitschriften. Aber nicht eine von den Damen ist bucklig. – Bitte sehr, der Herr. Haben Sie die Güte. Auf Ihr Wohl! Ich höre jetzt auf mit dem Geschwätz. Sie spielen einen Csárdás, und mir rieselt's dabei immer gleich kalt den Rücken herunter, denn das Geigenspiel greift ans Herz, und der Mensch weint ... Aber Moment mal, Moment ... Sie sehen, ja, Sie sehen ein bißchen aus wie Nusenbaum. Musenbaum, Michał. Sie sind ein Verwandter, ja?"

"Nein, ich bin kein Verwandter von Michał Nusenbaum", sagte Leon.

"Schade, wirklich schade! – Die haben bei mir die Okkupationszeit überdauert."

"Sie haben in der Okkupationszeit Menschen gerettet?" fragte Leon mißtrauisch.

"Hm! Sie sagen, daß ich in der Okkupationszeit Menschen gerettet habe? Das war keine besondere Tat, keine Rettung im eigentlichen Sinn, sondern eine natürliche Verpflichtung. Immerhin trugen sie auch einen Buckel. Nein, natürlich keinen richtigen, aber sie waren genauso wie ich: Unglückliche. Ja, das ist wahr. Nusenbaums mit Tochter und die kleine Róza mit ihrem Brüderchen. Wir hoben eine Erdhöhle unter dem Abtritt aus, und dort überlebten sie die Okkupation. Ja, mein Herr, sie saßen im wahrsten Sinne des Wortes in der Scheiße! Ich kann Sie hinführen zu dieser Kloake! Bitte sehr, Sie können sich angucken, wo manche Menschen im Krieg gehaust haben. Ach, nun bin doch wieder ins Plaudern geraten. Kellner, zahlen!"

"Ich zahle", sagte Leon und warf en paar Geldscheine auf das Tischchen. "Sie sind mein Gast."

Das Orchester spielte einen Walzer, und der bucklige Mann war verschwunden. Leon schwankte zur Garderobe, aber der Garderobier sagte, daß der bucklige Gast längst gegangen sei.

"Und wieder ist einer fortgegangen", sagte Leon zum Garderobier. "Immer geht einer fort."

Vom Gerüst fiel Leon im Herbst. Er prüfte damals den Baukostenanschlag, stieg in den ersten Stock hinauf und rutschte auf einem nassen Brett aus. Es war kein gefährlicher Sturz, aber seit der Zeit trank er nicht mehr. Doktor Putrak hatte ihn dazu überredet.

"Ich warne Sie; das ist die letzte Mahnung", sagte er. "Morgen ist es zu spät."

"Morgen?" fragte Leon.

"Ja," erwiderte der Doktor, "morgen ist es zu spät."

Nach zwei Jahren traf er Jadwiga wieder.

"Was machst du so?" fragte sie ihn.

"Ich suche dich", antwortete er.

"Du trinkst?"

"Nein, und du?"

"Ich bin nur auf ein paar Stunden hier." Und nach einem Weilchen setzte sie hinzu: "Ich hab mich verändert, ich hab Kinder und einen Mann."

"Na dann, tschüß!" sagte er und wandte sich zum Gehen.

"Warte!" rief sie.

Aber er wartete nicht. Er floh. Er sprang auf eine Straßenbahn und fuhr bis zur Endstation. Er wanderte durch die Straßen und kam schließlich zum Bahnhof *Stadtmitte*. Dort stieg er in einen Zug, stieg aber an einer der nächsten Stationen wieder aus. Er hatte keine Fahrkarte. Er wollte am Schalter eine kaufen, aber der Schalter war zu. Auf einem Feldweg erblickte er ein Mädchen, den Arm voller Feldblumen, und erst da begriff er, daß er vor Jadwiga geflohen war.

"Ich kauf die Blumen", sagte er zu dem Mädchen.

"Ich verkauf sie aber nicht", lautete die Antwort. "Ich hab sie von jemand bekommen."

Und Leon war sehr traurig zumute. Er bat das Mädchen, es möge ihm wenigstens eine Blume schenken. Sie war einverstanden und gab ihm drei Kornraden. Er kniete vor dem Mädchenn nieder und reichte

ihr zwei Blumen zurück, die dritte aber steckte er ihr ins Haar, dicht über der Stirn.

Anderntags erwachte er in der Ausnüchterungszelle.

Mit Doktor Putrak unterhielt er sich nach seiner Rückkehr aus dem Krankenhaus.

"Ich war zur Entziehung", prahlte er.

"Sie sollten die Arbeit wechseln", riet der Arzt.

Leon entschloß sich.

Am Sonnabend wartete er auf Aron. Er wartete vor dem Bethaus am Grzybowskiplatz und nach zweistündigem Warten traf er Boruch Blic. Sie kannten sich noch aus der Zeit vor dem Krieg. Boruch nahm ihn mit zu sich. Er wohnte ganz allein in Grochów.

"Jetzt bin ich Schuster und kann nicht klagen", sagte Boruch. "Ich nehm dich unter einer Bedingung auf ..."

"Gut", erklärte sich Leon einverstanden. Er versprach, daß er aufhören werde zu trinken.

Sie arbeiteten zusammen, und Leon lernte schnell, wie man Stiefel besohlte und Riemchen an die Damenschuhe nähte. Er fand allmählich sogar Gefallen an seiner Arbeit. Jedes Paar Stiefel oder jedes Paar Schuhe erzählte ihm von seinen Besitzern. Sehr abgetragene Schuhe bedeuten Armut oder Liederlichkeit, dachte er, überzeugte sich jedoch bald davon, daß Arme ihre Schuhe schonen, und änderte seine Meinung. Diese Zeit als Schuhmacher war eine Zeit des Glücks in seinem Leben. Er erinnerte sich an fast jeden Tag seines Aufenthaltes bei Boruch. Er kannte alle Kunden, unterhielt sich mit ihnen. Die Damen lächelten ihm zu und sagten ihm, daß ein so gutaussehender, intelligenter und interessanter Mann wie er den Beruf wechseln sollte, und Frau Rodzwilka erklärte geradeaus, daß Herr Leon etwas für den Film wäre. "Sie sind der geborene Liebhaber", pflegte sie zu sagen.

Leon fing an, sich Gedanken über die Zukunft zu machen. Nie zuvor hatte er darüber nachgedacht. Auf einmal, ganz unvermutet, stellten sich über Sandalen und Pumps Zukunftsgedanken bei ihm ein. Genaugenommen begann es mit dem Augenblick, da er einen fast neuen Damenschuh aus feinem grünen Leder mit hohem Absatz, mit einem Riemchen und einer Silberschnalle in die Hand nahm.

"Guck mal, Alter," weandte er sich an Boruch, "was für ein reizendes Schuhchen! Wunderbar!"

"Ja, wirklich", bestätigte Boruch. "eine gute Arbeit, ein gutes Leder. Maßanfertigung."

"Wem gehört der?"

"Weiß ich nicht", sagte Boruch und kratzte sich den kahlen Kopf. "Eine ältere Dame hat ihn gebracht, doch die trägt die Sechs, und das hier sieht mir nach einer kleinen Fünf aus."

Die ältere Dame erschien am Tag darauf. Sie nahm die reparierten grünen Pumps und ging. Seitdem mußte Leon unablässig an die Trägerin der grünen Fünf mit Riemchen und Silberschnalle denken. Wer war sie, wie sah sie aus? War sie jung oder alt, groß oder klein, blond, brünett oder vielleicht gar rot, Julka ähnlich oder Jadwiga oder vielleicht gar – Helena?

Nach der Rückkehr aus dem Bethaus sagte einmal Boruch Blic: "Tagelang sitzt du im Haus rum. Geh ein bißchen an die Luft."

Leon ging. In der Hetmańskastaße erblickte er von fern die Frau mit den grünen Schuhen. Er folgte ihr, doch sie stieg an der Ecke in ein Taxi und fuhr davon. Es tat ihm leid.

"Du bist schon zurück?" wunderte sich Boruch. "So schnell?"

"Ich fühle mich wohl bei dir", erwiderte er. "Ich hab Angst, ich geh zu weit."

Und eines Tages ging er. Er stand in aller Frühe auf. Boruch schlief noch. Die Straßenbahnen fuhren eben erst in die Stadt, Lastautos mit Milchkannen hielten vor geschlossenen Läden, und Hausmeister öffneten die Tore und fegten die Straße. Leon wanderte durch die stille, menschenleere Grochowskastraße, gelangte zur Targowastraße und machte vor einer verschlossenen Bar halt. Da stand er eine Weile, um dann seine Schritte in die Żąbkowskastraße zu lenken. Er klopfte an eine Tür im ersten Stock. Ein verschlafenes Mädchen öffnete.

"Zu wem wollen Sie?"

"Zum Tauben."

"Der Taube lebt nicht mehr. Er ist gestorben."

"Aha, gestorben. Fortgegangen ..."

"Ja. Sind Sie von weit her? Vielleicht aus dem Gefängnis?"

Leon wandte sich zum Gehen. Das Mädchen schloß die Tür, und er blieb allein auf der Treppe zurück. Mittags ging er zum Bethaus am Grzybowskiplatz. Es war geschlossen. Er kehrte um, ließ sich auf den Stufen der Kirche¹³ nieder und sah den Frauen, die den Rasenplatz in Ordnung brachten, bei der Arbeit zu. Eine Frau harkte, eine andere

¹³ Die Allerheiligenkirche (Kościół Wszystkich Świętych) ist die größte kirche warschaus. Während der deutschen besatzung befand sie sich am rand des ghettos und diente den christen jüdischer herkunft; etliche wohnten im pfarrgebäude. Marek edelmann erinnert sich: "Obwohl es formal zum Ghetto gehörte, war die Pfarrei ein besserer Abschnitt, denn ihre Bewohner wurden von der arischen Seite mit Lebensmitteln versorgt. Der Eingang des Gebäudes befand sich auf der arischen Seite, zur Ghettoseite hin gab es ein Gitter, an das sich die jüdischen Kinder mit vor Hunger angeschwollenen Beinen klammerten und um Essen bettelten." (Berés/Burnetko: MAREK EDELMAN ERZÄHLT; Berlin 2009, Seite 95)

raffte das welke Laub zusammen und piekte das Papier auf, eine dritte riß Unkraut aus. Er wollte ihnen helfen, erhob sich auch ein paarmal, aber er fühlte sich sehr matt. Später trank er dann, und noch später redete er mit dem Arzt. Und es war nicht Doktor Putrak, sondern ein anderer, junger, hochgewachsener, mit schwarzem Haarschopf, einem kleinen Schnurrbärtchen und einem ebenfalls nicht sehr großen Kinnbärtchen – ein ruhiger, sachlicher und sympathischer Doktor.

"Sie sind sehr jung", sagte Leon.

"Ja, man sieht mir's an", antwortete der Arzt lachend und fügte hinzu: "Ich heiße Paweł und bin erst seit ein paar Wochen hier."

Und da lachte Leon auch, hielt sich aber die Hand vor den Mund.

"Junge Leute lassen sich Bärte wachsen," rechtfertigte sich der Arzt, "und mir gefäll's sogar, mir steht ein Bart."

Leon nickte, und nach einer Weile sagte er: "Herr Doktor, ich bitte darum, mich nichts zu fragen."

"Ich wollte mich tatsächlich ein bißchen mit Ihnen unterhalten ..." Doktor Paweł erhob sich. "Ich hab geglaubt, daß ..."

"Ganz richtig!" sagte Leon. "Ich mag die Fragerei nicht, aber die", er zeigte mit dem Daumen über die Schulter, "fragen und fragen. Zieh dich weiße Kittel an und fragen. – Wenn Sie den weißen Kittel ausziehen, unterhalten wir uns."

Doktor Paweł zog den Kittel aus und warf ihn über einen Stuhl.

"Und jetzt setzen Sie sich bitte", bat Leon ihn.

Doktor Paweł setzte sich.

"Gestern hab ich erfahren, daß es eine Krankheit gibt, die ihr KZ-Syndrom nennt oder so ähnlich.¹⁴ Mit dem gleichen Recht könnte man von einer Gettokrankheit sprechen. Ich leide an beidem. Bitte, heilen Sie mich davon, ich bitte Sie inständig. Sicher, vorläufig sind diese Krankheiten nicht ansteckend. – Ich stehe gern am Fenster und betrachte mir die freie Welt ..." Leon erhob sich, trat ans Fenster, öffnete es und schloß es gleich wieder, danach kehrte er an seinen Platz zurück. "Gestern habe ich der Frau Psychologin gesagt, daß ich nachts schlafe. Wieviel Quatsch ich ihr schon erzählt habe, arme Frau Psychologin! Horaz sagt: *Süß und ehrenvoll ist es, fürs Vaterland zu sterben*. Das hat man uns im Gmnasium beigebracht. Ich erinnere mich noch daran, obgleich ich Schuster bin. Ich nagle die Flecken fest und

¹⁴ "Unter Überlebenden-Syndrom, auch unter den Synonymen KZ-Syndrom und Holocaust-Syndrom bekannt, wird eine Form der Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) verstanden. In der ursprünglichen, engen Verwendung handelt es sich bei den betroffenen Menschen um Überlebende des Holocaust." (*Wikipedia*) Die Konzeption geht zurück auf den deutsch-amerikanischen Psychiater William G. Niederland; vgl. bei den Literaturhinweisen.

repetiere: *Dulce et decorum est pro patria mori*. Im Lager ist man sehr lange fürs Vaterland gestorben, aber keiner von uns trug eine Uniform oder die adlergeschmückte Rogatywka¹⁵. Man ist in Häftlingskleidung oder nackt auf dem Platz, im Revier, in der Kammer gestorben, wie's sich ergab. Und ich lebe, weil man mir das Leben geschenkt hat. Nein, nicht so ... Das Leben hab ich mir selbst verlängert, und keiner hat mich daran gehindert. Vielleicht ist für mich ein anderer gestorben, einer, den ich nicht kenne, ja, dessen Gesicht ich nicht einmal gesehen hab. Vielleicht waren's auch einige, ein Dutzend. *Hören Sie doch endlich auf, vom Lager zu reden, hören Sie endlich damit auf!* sagten die Kumpane aus dem Büro. Ich habe aufgehört. Oft denke ich, daß es leichter war, das Lager durchzustehen, als sich daran zu erinnern. Kapo Kulas weinte auf der Rampe, wenn er die jüdischen Mädchen aus den Waggons heraus ins Gas führte, und gleich darauf prügelte er mit dem Stock auf einen buckligen Juden ein, der sich unter einem Waggon versteckt hatte, und trieb ihn zu den mit Menschen und lautem Schreien überfüllten Lastwagen hinüber. Ein Laster setzte sich in Bewegung, und ein Kind fiel herunter. Kapo Kulas hielt es in den Armen. *Ich würd das Kleine verstecken, aber wo?* flüsterte er. *Du versteckst es nicht,* sagte ich, *du weißt doch, daß du's nicht versteckst.* Der Laster war schon weit weg. *Pack es auf einen andern!* brüllte Kulas und gab mir das verstörte Kind. *Es ist fürs Gas bestimmt, kapiert?* – Ich hatte mir von dem Ukrainer Mischka ein Paar Stiefel gekauft. Ich hatte teuer dafür bezahlt: Brot, meine abgetragenen Schuhe, ein Stück Schnur und Zigaretten. Kulas schreit: *Du Dreckskerl! Fein willst du sein, ja? Runter mit den Stiefeln, dann nehm ich dich nicht auf die Rampe. Runter mit ihnen, solange ich noch bei Laune bin!* Ich zog die Stiefel aus. Er probierte sie an. *Zu eng an den Zehen, dein Glück!* Dann bat er um Verzeihung. *Ich wollte sie nicht umsonst.* – Schalen, Brotrinden, eine Steckrübe, eine Rote Rübe, ein Stückchen Apfel. Ich esse Kuchen und denke, es ist eine Brotrinde. Ich schiebe den Kuchenteller von mir und denke, ich sollte nicht solche Sachen essen ... Oh! Ich würde zum Beispiel ein Stückchen Zuckerrübe essen, Brennesselsuppe oder zwei gekochte, gesüßte, weil angefrorene Kartoffeln. Ich betete zum heiligen runden Brotlaib. Was ist Hunger? Hunger – das ist ein Tier im Bauch, in der Brust, im Kopf. Es zerreißt dir die Eingeweide, preßt dir den Magen zusammen, und zuerst spürst du Schmerzen im Bauch, dann Schwäche und wieder Schmerz. Der Speichel tropft dir aus dem Maul,

¹⁵ Eckenmütze: traditionelle polnische kopfbedeckung.

die Beine sacken dir weg. Und dieses Tier befiehlt dir, verschiedene Dinge zu tun. Du bist ihm gehorsam. Die Suppe tauschte ich für Tabak, Tabak für Brot, Brot für Äpfel, Äpfel für Fett, Fett für Brot ein. Und immer so weiter im Kreis: Suppe, Brot, Suppe, Brot. Es gab Handel, Gewinn, Verluste, Kombinationen, Kostenüberschläge. – Kazik war aus Warschau. Zuerst hatte er Angst. Dann gefiel er Boltz. *Wie ein Fräuleinchen*, sagte Boltz und tätschelte Kazik die Wangen. Kazik fühlt sich stark. Er lächelte Boltz an. Nach einer Woche wurde Boltz versetzt. *Wen werd ich jetzt anlachen?* fragte Kazik. *Die kann man nicht anlachen*, sagte ich. Darauf er: *Ich will leben!* Darauf ich: *Bei dem einen sperrst du das Maul auf, und es ist gut, bei einem andern machst du dasselbe, und er schießt dir auf der Stelle in die Birne. Man weiß nie...* Kazik erschoss ein Wachtposten mit dem Spitznamen Bajazzo. Bajazzo darum, weil er dauernd lachte. Streifen, viel Streifen, Herr Doktor. Ich sehe die gestreiften Häftlingskleider und rieche den Geruch der Häftlinge. Ich sehe die Häftlingskleider und höre die Stimme des Kapos: *Achtung, der Transport kommt! Achtung, der Transport kommt!* Und keiner glaubt mir, und keiner von euch weiß, wie ein Häftling riecht und wie eine Steckrübe oder Rote Bete oder Brot schmecken, wenn sie aus dem Dreck gezogen wurden. Ich treffe Kazik. Ich weiß, daß er tot ist, der Bajazzo hatte ihn ja erschossen, aber ich sehe Kazik immer wieder. Jetzt spaziert er gerade durch die Stadt und schaut in die Wohnungen, die Büros, die Läden, steigt in die überfüllte Straßenbahn; einer stößt ihn, einer rempelt ihn, und Kazik sagt: *Ich bitte um Entschuldigung, mich hat der Wachtposten Bajazzo 1943 um elf Uhr fünfunddreißig erschossen. – Hau ab, Mann!* rufen sie. *Nicht den Durchgang versperren, bitte zur Seite treten! Schneller! Schneller! Gleich kommt die Haltestelle.* Plötzlich gewahre ich in der Menge auf der anderen Straßenseite eine mir aus dem Lager wohlbekannte Gestalt. Die Gestalt verschwindet, und ich kann sie nicht einholen. Ich kehre nach Hause zurück und warte. Ja, ja, ich warte auf diesen Jemand, von dem ich nicht weiß, wer er ist. Ich esse zwar zu Mittag, lese Zeitung oder ein Buch, aber in Wirklichkeit warte ich. Die Stunden verrinnen. Keiner kommt. Eine Marter. Ich kann mich von diesem Warten nicht befreien ..."

"Andere waren immerhin auch im Lager", fuhr Doktor Paweł dazwischen.

"Sicher doch, andere waren auch im Lager. Allerdings sind es keine andren sondern genau solche wie ich, nur, daß sie euch nichts erzählen. Sie fürchten sich, haben Angst zu reden. Gleich nach der Rückkehr haben sie geredet, dann haben sie aufgehört." Leon schwieg.

Eine Weile starrte er dem Arzt ins Gesicht, dann senkte er den Kopf und fuhr fort: "Und mit dem Trinken hab ich gleich nach dem Krieg begonnen. Ich bin nach Warschau zurückgekehrt und konnte mein Haus nicht finden. Den ganzen Tag lang irrte ich zwischen den Trümmern umher, und am Abend traf ich ein Mädchen, das ihr Haus auch nicht finden konnte. Später liefen wir zwischen den Ruinen des Gettos umher und gelangten schließlich in die Altstadt. Im Keller eines zerstörten Hauses hatte sie ein Bett, eine Kiste, drei Stühle, ein Bord, auf dem zwei Teller, ein Glas und ein Becher standen. *Wenn's dir hier bequem ist, dann bleib*, sagte Julka, und ich bin geblieben. Eines Morgens wachte ich auf und sah, daß auf dem Bord nur noch ein Teller und das Glas standen. An diesem Tag ging ich nicht nach Hause und auch nicht am nächsten Tag. Damals fing ich an zu trinken. Im Sommer 1947 in der Nähe des Grzybowskiplatzes, dicht bei der Allerheiligenkirche, dort, wo früher die Twardasteaße war, traf ich Aron. Wir setzten uns auf ein Mäuerchen und unterhielten uns lange, dann gingen wir einen Ruinenpfad entlang, und Aron zeigte mir ein zerstörtes Gebäude. Das war das einzige in Warschau übriggebliebene Bethaus. *Nu ja*, sagte ich, *etwas ist doch geblieben. – Und wir?* fragte Aron. *Ich weiß nicht, wer ich sein werde, ich weiß und verstehe nichts*, erwiderte ich. *Vorläufig arbeite ich. Ich schreibe verschiedene Ziffern auf, berechne Bau-, Wiederaufbau- und Reparaturkosten eines Mietshauses, eines zweiten, eines dritten, eines zehnten ... Ich sitze an einem Schreibtisch am Fenster, und mir ist dauernd heiß. Ich schwitze. Ich geh auf den Bauplatz hinaus, und dort ist es kalt. – Du könntest was völlig andres machen; in deinem Gymnasium sollst du ja Primus gewesen sein*, bemerkte Aron. *Ich könnte, aber ich will nicht, und ich kann nicht*, bestätigte ich. Aron gab mir seine Adresse. *Komm, du sprichst mit meiner Mutter und mit meinem Vater, zusammen denken wir uns schon was aus. – Gut, ich komme*, versprach ich. Doch weil ich Aron um Vater und Mutter beneidete, ging ich nicht hin. An den Abenden strich ich in der Stadt umher. Bisweilen überquerte ich die Weichselbrücke und war dann in einem anderen Warschau. Ich ging in eine Bar oder ein Restaurant, unterhielt mich mit Zufallsbekanntschaften, spendierte Wodka, Selbstgebrannten oder Bier, und wenn ich kein Geld hatte, gaben sie mir einen aus. Einmal wachte ich in Jadwigas Bett auf. *Ich hab dich hergebracht*, sagte sie. *Am Büfett hast du von den Straßen Smocza, Nowolipie und Karmelicka gesprochen – mein Vorkriegsrevier. Ich hatte gute Kundschaft. Sie ist im Getto umgekommen, und du bist geblieben. Du bist mein erster Kunde aus meinem alten Revier.* Ich war

ihr erster Kunde aus ihrem alten Revier und ihr letzter, Herr Doktor, und angefangen zu trinken hab ich nach dem Krieg. Ich bin nach Warschau zurückgekehrt und konnte mein Haus nicht finden. Den ganzen Tag über bin ich zwischen den Trümmern umhergeirrt, und abends hab ich ein Mädchen getroffen, das ihr Haus auch nicht finden konnte ..."

"Ich helfe Ihnen," sagte Doktor Paweł, "ich möchte wirklich etwas für Sie tun."

"Bitte sehr, helfen Sie mir", sagte Leon und trat erneut ans Fenster. "Wenn Sie Julka oder Jadwiga für mich finden, den Buckligen und vor allem das Mädchen mit dem Feldblumenstrauß, hör ich auf zu trinken."

Leon drehte sich abrupt um und streckte die Hand nach Doktor Paweł aus. "Du glaubst mir nicht, Doktorchen. Ich weiß, daß du mir nicht glaubst."

"Ich weiß nicht, ob ich das Mädchen mit dem Feldblumenstrauß wiederfinde", entgegnete Doktor Paweł.

Leon zog sich zurück, sprang aufs Fensterbrett, neigte sich vor, beugte die Knie, stieß sich mit den Füßen ab, und fort war er.

"Leon! Herr Leon!" schrie der Doktor.

"Mir ist nichts passiert! Ein bißchen hoch dieses Parterre, aber mir ist nichts passiert! Servus, Doktor! Auf Wiedersehen!"

"Herr Leon! Herr Leon!" rief Doktor Paweł noch immer, aber Leon lief längst auf eine verkehrsreiche Warschauer Straße zu und war gleich darauf hinter einer Straßenbiegung verschwunden.

Dieses wichtige Teilchen

Ich bin nicht typisch, sagte Gabriel Lewin. Ich habe keine Nazis gesehen, keine Gendarmen, keine SS-Männer oder Gestapobeamtinnen zu Gesicht bekommen, weiß nicht, wie die deutschen Soldaten aussehen, habe keine Bomben detonieren, keine Minen, auch keine anderen Geschosse explodieren gehört. Von alledem habe ich erst nach meiner Rückkehr erfahren. Ja, ja. Den ganzen Krieg von Anfang bis Ende habe ich bei meinem Bruder Izaak in New York verlebt. Niemand von der Familie ist umgekommen, niemand vergast worden, niemand im Wald erschossen worden oder im Getto verhungert. Ich bin ein Unikum von einem Warschauer Juden und, ehrlich gesagt, ich schäme mich dessen. In einem langen Brief habe ich meinem Bruder alle Greuel aufgezählt, die mir hier zu Ohren gekommen sind. Ein halbes Jahr habe ich auf Antwort gewartet. Sie kam in Gestalt einer wunderschönen Ansichtskarte von einer Ortschaft in Florida, auf der geschrieben stand: *Kümmere dich nicht um sowas, sonst wirst Du mir noch krank. Du leidest an Verdauungsstörungen und Verstopfung, hattest eine Lungenentzündung, als Du bei mir warst, also gib auf Dich acht. Die besten Grüße von meiner Chana und von Tante Luda. Dein Bruder Izaak.* – Nach langem Suchen fand ich für mich eine Frau, die ebenfalls nicht im Getto gewesen ist, nicht im Lager, die Okkupation auch nicht im Wald, sondern in Usbekistan überlebt hat, genauer gesagt, in Samarkand und ein wenig später in Taschkent. Sie kam, wie man sieht, aus dem Osten, und ich kam aus dem Westen, aber Charakter haben wir verwandte. Róza, meine Frau, spricht ein bißchen Russisch und Usbekisch, ich hingegen kann ein kleines bißchen Englisch. Róza versteht Suppe aus Reis, den zweiten Gang aus Reis und das Dessert aus Reis zuzubereiten, und mir kommen die leckeren Hamburger aus der Imbißstube 12. Straße und die Originalpizza aus derselben Straße und derselben Imbißbude in den Sinn. Eines Tages habe ich zu meiner Róza gesagt: "Hör zu, Frau, ich darf keine Ausnahme sein. Ich muß sein wie die andern. Die Leute starren mich an wie einen Verrückten, tuscheln miteinander, daß ich nicht ganz richtig bin, meine Nächsten anlüge, daß ich unehrlich bin."

"Du bist ehrlich!" sagte Róza. "Ich kenn dich gut, besser als du denkst. Du weißt nicht mal deine Schuhgröße, deine Kragenweite, deine Strumpf- und Unterhosengröße, doch ich kenne die ganze Numerierung."

"Darum geht's doch gar nicht, Frau", erklärte ich. "Ich, Gabriel Lewin, muß mir einen neuen Lebenslauf ausdenken ..."

"Du hast doch einen so schönen Lebenslauf", unterbrach mich meine Róza. "Welcher Jude möchte nicht deinen Lebenslauf haben? Wer hat schon den Krieg in Amerika, in New York, in Manhattan verbracht? Wer ist schon ruhig durch die 5th Avenue oder über den Broadway geschlendert? Wer ging 1943 zu Pessach in koschere Restaurants, um sich koschere Würstchen mit Mazze schmecken zu lassen? Wer hat dergleichen vollbracht? Wer? Nein, da findet du in Warschau keinen zweiten! Das ist ein prächtiges Stück Lebenslauf!"

"Keiner glaubt mir", antwortete ich. "Keiner kann sich das vorstellen, und ich begreife sie."

"Vielleicht sind sie neidisch auf dich?" fragte Róza.

"Vielleicht ja, vielleicht nein. Auf jeden Fall ist es für mich schwer, damit zu leben."

"Für sie ist es auch nicht leicht", bemerkte meine Frau und nahm aus der Schublade unserer Anrichte ein paar leere Blätter Papier.

Wir machten uns an die schwere, reichlich komplizierte Arbeit. Auch meine Róza wollte ihren Lebenslauf korrigieren. Abend für Abend setzten wir uns an den Tisch, um nach und nach die Geschichte unseres Lebens in der Okkupationszeit neu zu erschaffen. Wir begannen mit dem September 1939. Róza war damals nicht in Warschau, aber sie besann sich auf einige Radiomeldungen aus jener Zeit sowie auf Gespräche über den Krieg, die sie im Dorf Nowojelnia, wo sie mit den Eltern wohnte, mit angehört hatte. Daraus verfaßten wir zwei Seiten meines Lebenslaufs, und ich wußte bereits, wie lange die Bombenangriffe gedauert hatten, was zerstört worden war und daß am 7. September Major Umiastowski die Warschauer durchs Radio zum Verlassen der Stadt aufgerufen hatte. Trotz meines neuen Lebenslaufs ließ ich mich dadurch nicht irreführen und blieb in der Hauptstadt, und wenigstens vom 7. bis um den 20. September herum, vielleicht auch – Róza erinnerte sich nicht mehr an das genaue Datum – bis in die letzten Septembertage hinein gingen allerlei Bomben auf meine Straße nieder: Sprengbomben, Brandbomben, Zeitzünderbomben oder solche, die aufgrund von Sabotage in deutschen Rüstungsfabriken nicht detonierten, sondern friedlich mitten auf der Straße lagen.

Vor meiner Ausreise nach Amerika hatte ich Przebieg Nr. 2, IV. Etage, gewohnt. Aus einem Fenster unserer Wohnung konnte man in ein Zimmer in der III. Etage des gegenüberliegenden Hauses sehen. Meine Großmutter erzählte mir, daß in diesem Zimmer die Jungs gewohnt hätten, deren Tochter nach Amerika gegangen sei und nicht mehr Jung hieß, sondern Yung mit Y am Anfang. Fräulein Yung habe dort eine große Karriere gemacht beim Film, man habe sie nach Hollywood engagiert, und da sei sie jetzt ein bekannter Filmstar. Ich wußte nicht, ob das stimmte oder ob mein Großmütterchen das nur so daherredete, jedenfalls nahm ich in meinen Lebenslauf auf, daß ich mit den Jungs in den Bunker gegangen bin und sie mir dort von ihrer Tochter, der großen Schauspielerin Loretta Yung, Yung mit Y am Anfang, erzählt haben. Solche Bekanntschaften machen Eindruck, und selbst Róza hieß diesen Einfall gut. Schilderungen vom Einmarsch der Deutschen in Warschau fand ich zur Genüge in der Bibliothek, damit gab's keine Schwierigkeiten. Sie setzten mit dem Jahr 1940 ein. Schon mit dem Jahr 1940. Wir lasen in den Büchern so viele Scheußlichkeiten, daß wir nicht mehr richtig essen, trinken, schlafen oder an etwas anderes denken konnten. Das ging so einige Tage. In einer dieser schlaflosen Nächte setzte sich Róza in ihrem Bett auf und sagte: "Gabriel, nach meinem neuen Lebenslauf bin ich längst nicht mehr am Leben. Ich bin nach einem Herzanfall gestorben. Ich kann kein Blut sehen, bin immer weggerannt, wenn der Schächter Hühner und Enten geschächtet hat, bin in Tränen ausgebrochen, wenn ich mir den Finger verletzt hatte. Ich konnte diese Greuel des Jahres 1940 nicht überleben, und dabei liegen noch drei Jahre vor uns: 1941, 1942, 1943."

"Wenn alle Juden gewesen wären wie du, Frauchen, wäre das ganze Getto sofort ausgestorben, und die Nazis hätten nichts mehr zu tun gehabt, nichts mehr, womit sie sich vor ihrem Führer hätten großtun können. Ich, Gabriel Lewin, habe mich in eine jüdische Partisanenabteilung eingeschrieben, bin bereits im Wald und kämpfe gegen die Deutschen, wie sich das für einen jungen, beherzten Menschen ziemt."

"Niemand schreibt einen in eine Partisanenabteilung ein", klärte mich Róza auf, deren Bruder in einer Partisanenabteilung in Polesie gewesen war. "Zu den Partisanen mußte man sich freiwillig melden oder auf Befehl, und das war gar nicht so einfach."

Ich strich einen Teil meines Lebenslaufes wieder aus, den Teil, in dem ich mich als Soldat der illegalen Front dargestellt hatte, und war erneut im besetzten Warschau geblieben, aber außerhalb des Gettos,

auf der arischen Seite, und ich wohnte bei den Brüdern Wieczorek in der Marymonckja, und zwar als ihr aus Poznań ausgesiedelter Verwandter. Die Wieczoreks waren Bekannte meiner Großmutter, meines Großvaters, meiner Mutter und meines Vaters. Mit Wacek und Adam habe ich in der Nähe der Zitadelle Versteck gespielt, und als wir älter wurden, spielten wir zusammen Indianer, und als wir beinahe erwachsen waren, machten wir lange Spaziergänge an der Weichsel entlang nach Młociny.

Mein Lebenslauf nahm allmählich Gestalt an. Róza trug ebenfalls ein paar mutige Erlebnisse, wie sie das nannte, in ihren Lebenslauf ein. Und so kamen wir nach ein paar Wochen beim Jahr 1943 an.

"Nein, das können wir einfach nicht überlebt haben", sagte Róza und fing an zu weinen. "Verlange nicht von mir, daß ich die Liquidierung des Gettos in Białystok¹⁶ überlebe, und ich will nicht, daß du im Warschauer Getto leidest."

"Wieso in Białystok?" fragte ich meine kluge Frau.

"Nun, weil ich nach Białystok geflüchtet bin, zu meinem Onkel Oskar Wajsberg", erwiderte Róza. "Ich habe nämlich geschrieben, daß ich zu Onkel Wajsberg geflüchtet bin."

Wir saßen gerade beim Frühstück. Ich schob meinen Teller mit Weißkäse von mir, stellte das volle Milchglas beiseite und schaute Róza an. Sie weinte. Sie schloß die Augen, preßte die Lider zusammen, aber die Tränen rollten ihr, eine nach der anderen, über ihre faltig gewordenen bräunlichen Wangen.

"Weine nicht, Dummkopf!" sagte ich laut, vielleicht ein wenig zu laut, und sogleich tat mir meine liebe Róza leid.

"Ich weine, weil ich traurig bin, und ein kleines bißchen aus Freude", entgegnete sie. "Traurig bin ich nach dem Verlust der Eltern und einer ungeheuren Anzahl absolut unschuldiger Menschen, und unter diese Traurigkeiten mischt sich eine winzige Freude – die Freude, daß ich nicht im Lager, im Getto, im Wald, auf dem Feld oder anderswo war, wo man Kinder ermordete; denn ich war damals ein Kind." – "Mit neunzehn ist man kein Kind mehr", bemerkte ich. "Dort waren ganz kleine Kinder.

¹⁶ Zwischen dem 5. und 12. februar 1943 wurden in dem noch rund 40.000 einwohner zählenden Ghetto Białystok 2.000 menschen erschossen und 10.000 in das vernichtungslager Treblinka gebracht. In der nacht vom 15. auf den 16. august 1943 umstellten SS-einheiten, deutsche polizei und ukrainische hilfskräfte das ghetto; die bewohner wurden informiert, dass sie nach lublin deportiert würden. Hierauf begann die untergrundbewegung einen teilweise bewaffneten aufstand, der bis zum 19. august anhielt. Da die widerständler nicht in der lage waren, aus dem ghetto zu fliehen, zogen sie sich in bunker und verstecke zurück, wo die meisten von ihnen nach und nach entdeckt und erschossen wurden. (Nach Wikipedia)

Solche wie die kleine Marylka unseres Nachbarn. Sie ist drei, und stell dir vor ..."

Ich stand auf und ging ans Fenster.

Auf dem Hof spielten Kinder im Sandkasten. Sie quietschten, lachten, hüpfen, und einige kugelten sich im Sand. Ein Junge in rotem Höschen und weißem Hemd heulte, ein anderer, etwas größerer, strich ihm über den rotblonden Schopf. Ein Stück weiter, auf einer Bank, las ein Mädchen in grünem Kleid in einem Buch, dabei beugte sie sich so weit vor, daß man ihr Gesicht nicht sehen konnte. Neben ihr stand ein Junge, der ein kleines Transistorradio ans Ohr hielt. Ich rief meine Frau ans Fenster und sagte: "Stell dir vor, Frau: Plötzlich tauchen hinter den Häusern dort, von der Straßenseite her, hinter der Garage und den Müllcontainern, SS-Männer und anderes Gelichter auf und nähern sich langsam der Kinderschar. Sie umzingeln den Sandkasten. Die Kinder spielen, sehen nichts, ahnen nichts. Schließlich sieht der Radio hörende Junge die Deutschen. Er schreit. Er wift das Radio zu Boden, versucht zu fliehen. Ihm hinterher das Mädchen mit dem Buch und andere Kinder. Zu spät. Die SS-Männer lassen die Kinder sich in einer Zweierreihe aufstellen und führen sie in Richtung Straße, wo Lastwagen vorgefahren sind. Die Kinder sind auf dem Weg in den Ofen ... Unter ihnen Marylka, die täglich an unsere Tür klopft und *Guten Tag, Tante! Guten Tag, Onkel!* sagt. Von nun an wird Marylka nie mehr an unsere Tür klopfen und nie mehr *Guten Tag, Tante, guten Tag, Onkel!* sagen."¹⁷

Róża schwieg. Gemeinsam standen wir am Fenster und schwiegen.

Dann kehrten wir auf unsere Plätze zurück.

"Ich muß an die Frau denken, die nur den zweiten Teil eines Lebenslaufs besitzt", sagte Róża wie zu sich selbst. "Der erste Teil fehlt, ist irgendwo abhanden gekommen und läßt sich nicht wiederfinden. Seltsam, nicht wahr ..."

"Du meinst Janeczka, nicht wahr?" fragte ich; denn ich wußte gleich, daß es sich nur um sie handeln konnte.

"Ja, Janeczka", antwortete Róża.

¹⁷ Mehr als 1.200 Kinder zwischen 6 und 15 wurden am 23. August aus Warschau nach Theresienstadt deportiert, wo viele starben. Etwa 400 von ihnen kamen aus den beiden Waisenhäusern, der Rest von Eltern, die ihre Kinder in der Hoffnung abgaben, sie auf diese Weise retten zu können. Nach einigen Wochen schickten die Deutschen die noch lebenden Kinder nach Auschwitz-Birkenau, wo alle am 7. Oktober vergast wurden, zusammen mit 53 Erwachsenen, die freiwillige Begleitpersonen für die Kinder waren. (<http://sunday-news.wider-des-vergessens.de/?p=4051>)

Wir hatten Janeczka in einer Imbißbude kennengelernt. Wir gingen immer in diese Imbißbude, um Piroggen mit Quarkfüllung zu essen, und dabei lernten wir Janeczka kennen. Sie arbeitete in der Küche. Später wurde sie Kassiererin und begrüßte uns stets mit einem Lächeln. Sie hatte große schwarze Augen, lange schwarze Wimpern und braune Haut. Ihre Kolleginnen nannten sie Cyganiche oder Janka die Zigeunerin. Einmal – es war Sommer – trafen wir Janeczka in der Nähe des Barbakan. Sie saß auf einer Mauer und winkte uns zu sich heran. Wir gingen zu ihr. "Ich habe mir den Fuß verstaucht und kann nicht auftreten", sagte sie. "Wenn Sie mir helfen würden, wäre ich Ihnen dankbar." Ich besorgte ein Taxi, und wir brachten sie zum Ärztlichen Bereitschaftsdienst und anschließend zu ihr nach Hause. So freundeten wir uns an. Sie besuchte uns, und wir waren ihre Gäste. Bei einem dieser Besuche sagte sie zu uns: "Ich weiß nicht, wer ich bin. Ich kenne weder meine Mutter noch meinen Vater. Frau Eliza, die mich 1938 oder 39 aus dem Kinderasyl geholt hat, kam während des Warschauer Aufstands in der Freta¹⁸ um. Mich traf ein Splitter am Bein, und ein Herr und eine sehr hübsche Dame nahmen mich mit zu sich. Ich erinnere mich, daß die Dame Teresa Anna hieß. Ich war nur kurz bei ihnen. Aufgewachsen bin ich dann in einem Waisenhaus. – Ich suche meine Eltern, suche das Haus, in dem ich geboren bin. Falls das Haus nicht mehr steht, gibt es schließlich noch die Straße, den Platz oder etwas, das von dem Haus geblieben ist. Ich gehe durch Warschau, durch alle Vorkriegsstraßen von Praga bis Wola, Ochota und Mokotów. Ich weiß, daß ich die Straße finden werde. Ich bin ganz sicher. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich ein dunkles Zimmer und zwei Betten. und gleich zeigt sich mir das Gesicht der Frau, ihre tiefliegenden schwarzen Augen, die roten Perlen und die graue Baskenmütze. Ich erinnere mich irgendwie an eine Straße, ich erinnere mich an drei Gaslaternen und an nichts weiter. Doch manchmal überkommen mich Zweifel, und ich höre auf zu glauben, daß ich mich an irgend etwas erinnere, und dann kommt es mir vor, als habe ich mir die Bilder aus der Kinderzeit selber ausgedacht. – Mir fehlt ein Stück Lebenslauf, kein großes Stück, aber es ist das erste und wichtigste Teilchen ..."

¹⁸ Die ulica freta ist die hauptstraße der warschauer neustadt.

Róza stand auf und ging ans Fenster. Sie öffnete es weit, und Lachen, Gesprächsfetzen und das Kreischen übermütiger Kinder drangen herein.

"Wie gut, daß es Tag ist, daß es warm ist und daß die Kinder im Sandkasten spielen", sagte meine kluge Frau.

"Ja," erwiderte ich, "das ist sehr, sehr gut."

Und auf einmal mußte ich daran denken, daß Janeczka doch genau solche Augen hat wie meine Cousine Esterka, die in Scarsdale bei New York lebt.



Gefangene widerstandskämpferinnen
aus dem Warschauer Ghetto¹⁹

¹⁹ Quelle: ES GIBT KEINEN JÜDISCHEN WOHNBEZIRK IN WARSCHAU MEHR (STROOP-BERICHT) (Darmstadt/Neuwied 1960/1976)

Märzsonnenwärme

Salomea war dreiundsiebzig, Bela einundsiebzig Jahre alt. Belas Bett stand in Fensternähe. Bela besah die Welt. Salomea ging nicht ans Fenster. Ihr Bett rührte an den Schrank, und der Schrank stand an der Tür.

Salomea schrieb Gedichte. Sie tat das im verborgenen. Sie ging dazu auf den Korridor hinaus, und dort, in einer Nische, an einem Tischchen, formte sie schöngeschwungene Buchstaben zu Worten und die Worte zu Versen. Das war wunderbar und bereitete ihr Vergnügen. Sie schrieb von Blumen, Wäldern, Hainen, von Sonne, Mond und Sternen.

Später fing sie an, über sich zu schreiben: Sie erging sich auf feuchten Wiesen, auf sonnendurchglühten Feldern und in Straßen, wo statt der Menschen Sonnenblumen und Pelargonien umherspazierten.

Bela lehnte häufig aus dem Fenster – die Ellenbogen aufs Fensterbrett gestützt, das Gesicht in den Händen, und nur das Betrachten der Welt unterbrach ab und an ihr stundenlanges Nachsinnen. Die Welt – das war die Straße, der Platz und die Häuser ringsum, doch ihre Gedanken weilten bei einer anderen Straße, bei anderen Häusern und völlig anderen Menschen. Einmal sagte sie zu Salomea, daß jene Denkminuten für immer in ihr bleiben würden. Sie hätten sich ins Unendliche ausgedehnt und steckten tief. Und später einmal, wenn sie nicht mehr sein werde, würden sie sich erheben und über der Erde kreisen; denn anders könnte das gar nicht sein.

"Das sind nicht Minuten, sondern nur darübergezogene Bilder," entgegnete Salomea, "und diese Bilder existieren in Ihnen, Frau Bela, in Ihrem Geist, und da kann man nicht reingucken. Jeder von uns sieht etwas völlig andres."

Bela schüttelte den Kopf und sagt entrüstet: "Was Sie auch wieder reden, Salomea! Gedanken kann man übertragen. Gedanken kann man hinterlassen!"

Adam hatte ihr alle seine wichtigsten Gedanken hinterlassen, und sie fing sie sich aus tausenden anderen, die ihr im Kopf umhergingen. Zum Beispiel erinnerte sie sich an den Tag, da sie aus dem Getto geflohen

war. Der Morgen war kalt, und sie lag im Heu versteckt unter einem Leiterwagen. Sie wußte, daß die Deutschen sie nicht finden würden, und doch standen sie am Wagen, und ihre Stiefelspitzen berührten fast ihren, Belas, Leib. Sie wußte, jeden Augenblick würden sie fortgehen; denn gerade in diesem Augenblick dachte Adam an sie. Sie sah sein Lächeln, seine erstaunten Augen, hörte seine Stimme. Die Stimme des Deutschen glich sogar Adams Stimme. Adam war damals weit weg, Hunderte von Kilometern trennten sie, aber das hatte schließlich keinerlei Bedeutung.

Es gab andere ebenso bedrohliche Augenblicke, und wenn sie aus den verworrenen Bildern, die ihr durch den Kopf wirbelten, nicht Adams Gesicht herauszufischen vermochte, wußte sie, ihr drohte Gefahr. Adam erschien jedoch rechtzeitig, obgleich nicht selten in letzter Sekunde, um ihr das Leben zu retten.

Jetzt besieht sich Bela die Welt durch zwei Scheiben, sieht die verschneite Straße, einen Hund im Tor, Kinder an der Straßenecke und ein paar eilige Passanten. Sie ist allein im Zimmer; denn Salomea vertritt sich auf dem Korridor die Beine.

Und Salomea? Salomea schreitet gerade auf blauem Läufer aus und schmiedet Verse vom Himmel und von Wölkchen, die am himmelblauen Himmel hängen. Die Finger greifen den Himmel, reißen Azurstücke heraus und streuen sie nach allen Seiten hinaus. Im Himmel sind jetzt schwarze Löcher, und durch diese Löcher fällt Regen, und traurig ist es auf einmal. Salomea weiß schon, wessen Finger, wessen Hände das sind. Sie sieht sie oft und haßt den, dem sie gehören. Sein Gesicht erinnert sie an Ryszards Gesicht. Ryszard, Rysiek, Rysieczek! Die Seifenblase ist geplatzt, das Bild des Jünglings in der Zeit zerronnen, und an das Gesicht erinnert sich Salomea nicht mehr genau, nur an das pomadenglänzende Bärtchen und den Duft von Lavendel, der von der Gestalt ausgeht, die auf immer verschwunden ist.

Hinter einer Korridorbiegung tritt plötzlich Doktor Wielgosz hervor.

Salomea erbebt und bleibt stehen. Mit den Schultern gegen die Wand gedrückt, versucht sie, Doktor Wielgosz vorbeizulassen.

"Nun, wie steht's mit dem Herzchen?" fragt der Arzt.

"Gut, sehr gut!" Salomea stößt die Worte hastig hervor und schiebt sich in Richtung Balkon weiter. Jetzt sieht sie die vom weißen Kittel umspannten breiten Schultern und die sich schwerfällig fortbewegende Gestalt des Doktor Wielgosz. Ja, da sind nicht nur das Bärtchen und das Lavendel, da sind auch die großen Augen und der Haarschopf und das Lächeln und die Falten im Gesicht und die unruhigen Hände, und

Wielgosz weiß sehr viel von ihr, schließlich hat sie ihm bei der ersten Untersuchung beinahe alles von sich erzählt.

Salomea kehrt ins Zimmer zurück und sieht Bela am Fenster. Belas Blick verfolgt gerade einen Jungen in Pelzmütze, der sich im Schatten der Mauer heranpirscht. Der Junge hält ein Holzgewehr in den Händen und zielt zu Mädchen hinüber, die davonlaufen. Ein mit Röhren beladener Lkw biegt in die Straße ein und verdeckt den Jungen. Die Mädchen verschwinden in einem Hauseingang. Bela setzt sich auf ihr Bett. Sie fühlt sich nicht besonders, sie muß sich morgen unbedingt zum Arztbesuch anmelden. Sie wird den Doktor um Cardiamid und Vitamine bitten. Alles muß sie tun, um bis zum Sommer durchzuhalten; denn schließlich muß sie im Sommer verreisen, vielleicht im Juli oder vielleicht im Juni. Sie zieht ein Buch unter dem Kopfkissen hervor und legt es sich auf den Schoß.

Salomea setzt sich an den Tisch. Sie blättert die Seiten in ihrem Heft um und streicht nach ihrer Ansicht überflüssige Worte aus. Sie ist nervös, keine Bezeichnung des Gefühls, das sie gegenüber Doktor Wielgosz hegt, will ihr einfallen. An den Heftrand schreibt sie: *Haß – nein, Eifersucht – nein, ich mag ihn nicht – ja.*

Bela öffnet das Buch und liest: *Berlin – Wegweiser für die Hauptstadt.* Sie unterstreicht die Namen von Straßen und Stadtteilen. Schillerstraße, Goethestraße, Sportplatz, Tiergarten, Bismarckstraße, Charlottenburg ... Sie legt das Buch weg. Ich fahre hin und seh mir die Stadt an, denkt sie und hebt den Kopf. Aufmerksam betrachtet sie Salomeas andächtiges Gesicht. Salomea hat einmal zu ihr gesagt: "Ich bin in Berlin gewesen, das war im Jahre dreizehn, und in Paris bin ich dreißig oder auch dreiunddreißig gewesen, und ich erinnere mich an fast gar nichts mehr."

Neununddreißig, vierzig, einundvierzig. Der Mai war kühl und das Grün spärlich, denkt Bela weiter. Damals hab ich Róza zu mir genommen. "Von heut an bist du meine Nichte, und Pfarrer Godlewski wird für dich Dokumente finden, wie er sie für mich gefunden hat." Das war alles, was sie ihr gesagt hatte. Sie wohnten zusammen, und wenn lautes Schreien die Deutschen ankündigte, versteckte sich Róza in der Hütte von Parnas, dem großen Hofhund, der unterdessen die Deutschen wütend verbellte. Róza mußte sich verstecken, weil sie semitische Gesichtszüge hatte. Bela war eine Blondine, jetzt ist sie grau, aber Augen hat sie noch immer arische, nämlich blaue.

Am fünften Oktober erschoss der Deutsche Kluge Róza. Adam kam nicht wieder. Kluge stammte aus Berlin. Adam fiel im Mai

fünfundvierzig in Berlin. Kluge, Róza, Adam, Berlin. "Mein Gott, ich muß hinfahren und es mir ansehen!"

Salomea unterstreicht in ihrem Heft den Satz *Ich mag ihn nicht* und schließt es. In Paris starb Gustaw Obryt-Burkiewicz. Er muß sechsundsiebzig gewesen sein. Im Nekrolog stand vierundsiebzig. Gustaw hatte sich in solchen Dingen nie sehr ernst genommen. Daß das einmal nicht gut ausgehen würde, hatte sie vorausgesehen. Salomea holt ein Fläschchen mit der Aufschrift *Multivitamin* vom Regal. Sie schluckt zwei Tabletten und sagt: "Ich habe um Apfel- und Tomatensaft gebeten, aber sie – nichts!"

"Saft?" Bela versteht nicht.

"Ja, Saft! Vitamine sind schließlich die Lebensgrundlage."

Bela geht zum Fenster. Der Junge mit dem Holzgewehr rennt noch immer den Fahrdamm entlang, doch jetzt sieht Bela ihn nicht mehr. Sie denkt an die Straße, in der Adam gefallen ist: Berliner Straße. Sie war nie dort, aber sie fährt hin; anders kann es gar nicht sein. Auch in Berlin wohnen Menschen. Vielleicht hat einer von ihnen damals Adam gesehen.

Sie schrieben von ihm, daß er *auf dem Feld der Ehre* gefallen sei, und in einem Brief von seinem Kameraden Marian hatte gestanden: *... wissen Sie, da hat er schon nicht mehr gelebt, und wir haben ihn gleich von der Straße aufgehoben und in einen Hauseingang getragen; er hat nicht einmal stark geblutet, weil er eins am Kopf abgekriegt und überhaupt nicht gelitten hat. Wir laden Sie herzlich ein zu uns; bei uns gibt's Wald und einen schönen Hof und ein paar Obstbäume, also kommen Sie getrost, wenn die Äpfel, Birnen und Pflaumen reif sind.*

Salomea schickt sich indessen an auszugehen und richtet vor dem Spiegel die Frisur. "Zeit zum Mittagessen", sagt sie. "Heute setze ich mich neben Korboliński, das ist ein äußerst sympathischer Magister der Rechte. Er ist erst seit einer Woche hier, und schon gestern ist er zu mir mit einer Bonbonniere gekommen. Charmant! Das ist ganz nach meinem Gusto! Liebste Frau Bela, beeilen Sie sich, es läutet gleich."

Bela drehte sich vom Fenster weg. "Ja, gut, ich komme schon."

Kurz darauf verlassen sie beide das Zimmer. Salomea geht voran, Bela folgt ihr.

Im Speisesaal ist es bereits voll. Bela setzt sich auf ihren Platz neben Julian. Sofort erscheint auch Lejzor und schließlich Herr Arnold.

"Wie haben Sie geschlafen, meine Gnädigste?" fragt Julian.

"So lala", antwortet Bela. "Ich muß immerzu an meine Reise nach Berlin denken."

"Ich würde gern mitkommen", sagt Herr Arnold.

"Ich würde auch gern die Orte besichtigen, wo unsre Soldaten gekämpft haben", fügt Julian hinzu. "1939, am 1. September ... daß wir nach Berlin kommen werden ... "

"Daß wer kommt?" fragt Herr Arnold.

"Daß die polnischen Soldaten nach Berlin kommen werden", erklärt Julian weiter. "So hat man in unsrer Straße gesagt, aber nach einer Woche haben wir aufgehört, davon zu reden und daran zu glauben. Und auf einmal, im Jahr 1945, sind unsere kampfesmutigen Jungs ..." ²⁰

Bela neigt sich über ihren Teller. Die Suppe ist heiß, und Bela nimmt sie langsam und in kleinen Schlückchen zu sich. Sie beneiden mich um meinen Adaś, denkt sie und lächelt in sich hinein. Sie beneiden mich nicht nur, sie sind auch stolz, daß sie jetzt neben seiner Mutter sitzen. Nicht nur eine Frau würde gern einen Helden zum Sohn haben, Salomea zum Beispiel, Róža, Regina oder Sara. Und eben ihre Bewunderung, ihr Neid und Stolz machen es, daß ich mit ihnen zusammen bin, zusammen mit all denen, die in diesem Augenblick Suppe essen, schwatzen, lachen oder schweigen. Und ich weiß mit Sicherheit, daß über den Tischen, äh, über dem ganzen Gebäude, jetzt Adaś' Gedanken schweben.

"Ich kann kein Deutsch und deshalb als Fremdenführer nicht dienen", sagt Herr Arnold.

"Ich dagegen spreche fließend Deutsch", prahlt Julian. "Mein Vater hat in der k.u.k. Armee Kaiser Franz Josefs gedient."

"Österreicher sind keine Deutschen", behauptet Herr Arnold. "Die waren selbst während der Okkupationszeit anders, ist es nicht so, Frau Bela?"

Bela antwortet nicht, sie lächelt nur und nickt bejahend.

Salomea unterhält sich mit Magister Korboliński. "Lieber Herr Magister, Sie sind ein Neuling unter uns. Erlauben Sie darum, daß ich mich Ihrer annehme."

²⁰ "Als einzige Formation neben der Roten Armee nahm an der Erstürmung des Zentrums von Berlin die polnische 1. Infanterie-Division Tadeusz Kościuszko unter General Bewziuk teil. Die im Mai 1943 in Lenino aufgestellte Einheit wurde mit General Marian Spychalski in den Straßenkämpfen im Nordwesten Berlins eingesetzt. Sie verfügte noch von Kämpfen in Warschau bzw. Praga über besondere Erfahrungen im Straßenkampf und rückte im Verband mit der sowjetischen 2. Garde-Panzerarmee des Generals Semjon Bogdanow vor. Der Kościuszko-Division gelang der Vorstoß entlang der Neuen Kantstraße zum Karl-August-Platz. Sie nahm an der Einnahme der Technischen Hochschule, des S-Bahnhofs Tiergarten sowie vier weiterer U-Bahnhöfe teil. Weitere Kämpfe führte sie entlang der Franklinstraße, der Englischen Straße, am Salzufer sowie im Tiergarten und am hinteren Teil der Reichskanzlei." (*Wikipedia*) An der Schlacht um Berlin nahmen 180.000 polnische Soldaten teil, von denen 8.892 getötet wurden.

"Sehr nett von Ihnen", sagt der Herr Magister. "Ich möchte Sie nur gleich davon in Kenntnis setzen, daß ich unter Gedächtnisschwund leide. Ein Loch, absolute Leere. Auf einmal wundre ich mich daß ich zum Mittagessen in den Speisesaal hinuntergegangen bin; denn hier ist es dunkel, und es schlägt gerade Mitternacht. Mit mir hat man also so seinen Kummer."

"Aber, wissen Sie!" sagt Salomea lachend. "Doch hübsch haben Sie das gesagt. Ich habe jetzt auch manchmal Schwindelanfälle und Schmerzen in Nacken und Schläfen, aber das ist die übliche weibliche Migräne. Ich empfehle Ihnen, vor dem Schlafengehen und nach dem Aufwachen reines, abgekochtes lauwarmes Wasser zu trinken."

"Ganz, ganz herzlichen Dank für den guten Rat. Küß die Hand", sagt Korboliński. "Ich sehe schon, daß ich mich in dieser Gesellschaft hier rasch einleben werde."

Herr Arnold blickt von seinem Teller auf zu Bela. Ihm gefällt diese würdige, schweigsame Dame. Daß sie würdig war, hatte er schon gestern gedacht. Lange hatte er das Wort nicht finden können, das Frau Bela eindeutig definierte. Jetzt aber weiß er es längst, daß sie hübsch und würdig ist. Bisweilen lächelt sie ihm zu, während sie eine Serviette oder einen Teelöffel reicht, ein Tellerchen oder den Aschenbecher beiseite stellt. Und sie tut das, wie ihn dünkt, auf eine ungewöhnliche Weise. Ruhig und würdevoll. Bela hat graue, glattgekämmte, zu einem griechischen Knoten aufgesteckte Haare, blaue Augen und eine schmale, leicht gebogene Nase, ein etwas vorgeschobenes Kinn, und sie ist so ganz anders als alle ihr Mittagessen verzehrenden Frauen ringsum. Ihre Haltung und ihr Schweigen zeichnen sie vor den andern aus. Und was er weiß, ist, daß schon bald, in ein paar Monaten oder in einem Jahr, na, vielleicht auch erst in zweien, seine Kräfte für immer erschöpft sein werden und er, Ritter des Grunwaldkreuzes und des Offizierskreuzes der Wiedergeburt Polens, Major der Reserve, genötigt sein wird, Hilfe, Fürsorge und ein gutes Wort zu suchen. Er muß sich darauf vorbereiten. Aber vielleicht wird es auch gar nicht so schlimm, und er hat noch ein paar Jahre; doch wie gut wäre es, wenn er die mit jemand gemeinsam ... Schließlich, was verlange ich schon, denkt Herr Arnold.

Bela stellt die Teller zusammen und reicht sie der Kellnerin

"Danke, Frau Bela", sagt die Kellnerin.

"Danke", setzt Herr Arnold hinzu.

"Um zu unserem Thema von vorhin zurückzukehren," meldet sich Julian, "ich möchte Ihnen mit dem Deutschen wirklich gerne helfen. Am

besten ist, ich stelle Ihnen so etwas wie ein kleines Wörterbuch für den alltäglichen Gebrauch zusammen, damit man sich verständigen kann."

"Schade, daß ich am Kampf um Berlin nicht habe teilnehmen können, aber ich war zu der Zeit verwundet und lag im Lazarett", rechtfertigt sich Herr Arnold.

"Ich weiß." Bela lächelt. "Sie haben es erzählt."

"Das ist ärgerlich", fügt Julian hinzu und schaut Bela an. "Aber dort waren andre."

Die Kellnerin serviert Fleisch und Klößchen. Lejzor packt schon den Löffel, aber Julian nimmt ihn ihm weg und drückt ihm eine Gabel in die Hand. "Ich kann es ihm nicht beibringen", erklärt Julian. "Für ihn existieren nur der Löffel und die zehn Finger. Er ist halt doch zurückgeblieben."

"– aber sympathisch und gut", vervollständigt Frau Bela.

"Besonderen Kummer macht er einem nicht. Man muß nur aufpassen, daß er sich täglich rasiert und dabei nicht schneidet, wie vor einem Monat. Man sieht die Schramme heute noch."

Bela ißt langsam, sie hat es nicht eilig. Herr Arnold unterbricht seine Mahlzeit für ein Weilchen, um das Mittagessen zusammen mit Bela zu beenden. Da hört er auf einmal Frau Regina hinter sich: "Herr Arnold! Ich habe ein Buch für Sie, mein Lieber. Einen ausgezeichneten Roman."

"Danke, Frau Regina, ich bin Ihnen sehr verbunden", erwidert er, sich nach der Sprecherin umwendend.

Frau Regina bemühte sich schon seit geraumer Zeit um Herrn Arnolds Nähe. Sie spürte ihm nach, wenn er spazierenging, und folgte ihm in den Park, wo sie ihn dann zufällig in seiner Lieblingsallee traf. Dann spazierten sie zusammen. Frau Regina hatte stets Pfefferminz- oder Honigbonbons bei sich, und als sie erfuhr, daß Herr Arnold gern die Vögel fütterte, brachte sie Brot- und Brötchenkrumen mit.

"Ich möchte kein Kompott", sagt Bela.

"Ich esse!" verkündet Lejzor.

"Meins kannst du auch haben, Lejzorchen", fügt Herr Arnold hinzu. "Ich möchte auch kein Kompott."

Sie stehen vom Tisch auf.

"Wenn Sie mit mir einen kleinen Spaziergang machen möchten, ich stehe zu Ihrer Verfügung." Herr Arnold verbeugt sich vor Bela. "Das Wetter ist genau richtig. Nur bitte ich Sie, sich etwas wärmer anzuziehen."

"Ja, ja, Sie sollten sich unbedingt wärmer anziehen", bestätigt Julian. "Es ist acht Grad minus, aber es ist windstill."

"Windstill, windstill, windstill", wiederholt Lejzor in einem fort und lacht aus voller Kehle.

Bela zog sich ihren Mantel aus Seehundpelz an, den sie wie durch ein Wunder im Keller ihres Hauses wiedergefunden hatte. Er war ein wenig abgewetzt, besonders an den Ärmeln, aber ganz auf ihre schlanke Figur zugeschnitten. Dazu trug sie eine Pelzkappe, und niemand wäre auf den Gedanken gekommen, daß sie sich diese Kappe aus schwarzgefärbtem Kaninchenfell selbst genäht hatte. Sogar Salomea dachte, daß die Kappe ebenfalls aus Seehundfelz wäre. "Ein hübsches Komplet hast du da", bemerkte sie neidisch.

Herr Arnold legte seinen hellen, mit Katzenfell gefütterten Gabardinemantel an und setzte sich einen weichen grauen Filzhut auf. Diesmal verzichtete er auf die Ohrenschröter.

Sie schritten durch eine kleine Allee, und Herr Arnold gab sich Mühe, exakt neben Bela einherzumarschieren, im Gleichschritt, wie er das beim Militär gelernt hatte, aber Bela trippelte sehr zierlich, und das wurde für ihn mit der Zeit zu anstrengend. Er machte halt und zeigte auf eine Bank unter einem Kastanienbaum.

"Die Märzsonne wird uns guttun", sagte er. "Mein Wort drauf, daß dort die Temperatur viel höher ist."

Bela lächelte und setzte sich als erste. "Na, setzen Sie sich", sagte sie. "Das war ein guter Einfall. Hier ist es wirklich warm."

"Ich freue mich, daß ich Sie zufriedenstellen konnte, Frau –" Beinahe hätte er die Zärtlichkeitsform von Bela gebraucht, korrigierte sich aber schnell und sagte wie stets: "– Frau Bela." Er setzte sich neben sie, nahm den Hut ab und legte ihn neben sich auf die Bank. Sie schwiegen.

Bela mußte eben an den Jungen mit dem Holzgewehr denken. Sie sah ihn oft aus ihrem Fenster, wenn er durch die Straßen rannte, bald mit dem Karabiner spielte, bald mit einer Trompete, in die er wie toll hineintutete, bald mit einem Holzreifen, den er häufig mitten auf der Fahrbahn vor sich her trieb, ohne auf die vorbeifahrenden Autos zu achten. Einmal im Sommer hatte sie ihn in der Molkerei gesehen. Er stand vor ihr, und Bela hätte gern seinen Lockenkopf gestreichelt. Sie hatte sogar schon die Hand ausgestreckt, sie jedoch gleich wieder zurückgezogen. Er könnte mein Enkel sein, hatte sie damals gedacht. Vielleicht war er sogar ihr Enkel, und sie wußte nichts davon. Immerhin hätte sich Adaś irgendwo weit weg verheiratet und längst schon Kinder haben können.

"Die Sonne wärmt ordentlich", bemerkte Herr Arnold. "Märzsonne ist gesund."

"Ja", bestätigte Bela und wandte sich plötzlich Herrn Arnold zu. "Haben Sie einen Enkel? Hatten Sie einen Sohn?"

"Nein. – Nein, wir hatten keine Kinder. Vielleicht ist das gut so ... Sie hätten gelitten ... Ich weiß nicht, wo mein Sohn wäre. Er wäre vielleicht in Treblinka umgekommen oder in Auschwitz oder im Getto, vielleicht auch an der Front oder irgendwo bei den Partisanen. Ich weiß nicht. Doch jetzt, Frau Bela, wo es so still ist auf der Welt, so schön in der Märzsonne, sollten wir an etwas anderes denken, an ganz etwas anderes ... Soviel Sonne ringsumher, liebe, liebe Frau Bela."

"Ja, meinen Sie?"

"Ja, ja." Herr Arnold lebte auf. "Ich habe Sie sehr, sehr gern und schätze Sie, und darum spreche ich ganz aufrichtig ..."

"Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen –", setzte Bela an, brachte jedoch den Satz nicht zu Ende. Sie schloß die Augen und wollte schon jetzt, sofort, das Gesicht ihres Sohnes sehe, doch Adaś zeigte sich nicht. Statt dessen erblickte sie die schwarzen Augen und die dichten, schwarzen Brauen von Herrn Arnold.

"Sprechen Sie, bitte, sprechen Sie laut", flüsterte Herr Arnold.

Da streckte Bela ihre Hand aus und legte sie in Herrn Arnolds offene Hand.

Die Schlange

Fela schlug die Tür zu, dann schloß sie sie ab und ließ sich aufs Bett fallen.

"Das Rezept wollen sie mir nicht ausstellen! Große Ärzte! Professoren! *Diese Medizin dürfen Sie nicht nehmen – jene Arznei ist nichts für Sie – ich verbiete Ihnen, diese Tabletten zu schlucken!* Was wissen die schon? Nichts. Trottel, Analphabeten, Ignoranten!" schrie sie in Richtung Tür und drohte mit der Faust: "Ich werd's euch zeigen! Mit euch rechne ich noch ab! Ich werd euch –" Sie verschluckte sich, öffnete den Mund, rang nach Luft. Endlich hatte sie den Speichel hinuntergeschluckt. Nachdem sie sich laut und vernehmlich ein- ums andremal geräuspert hatte, fuhr sie mit ihrer Schimpftirade fort: "Ihr, ihr Himmelhunde, ihr! Ihr rüudigen Ratten! Ich bin schwerkrank! Ich bin kranker als Icek, Menachem und Jadzia zusammen. Kranker als Maria, Rachelka und Awrum. Ich werd's euch zeigen! Packt euch! Haut ab!" Sie drohte noch einmal mit der Faust und verstummte.

Im Zimmer brannte die Nachttischlampe, und durch das weitgeöffnete Fenster flogen Nachtfalter herein. Sie umkreisten die Lampe, verschwanden im Dunkel, um gleich darauf in das matte Glühlampenlicht zurückzukehren.

"Nachtschwärmer, Nachtwürmer, Motten, vermaledeite! Raus! Raus aus meinem Zimmer!" Fela nahm eine Zeitung und verjagte die Falter unter fortwährendem Schreien und Schimpfen. Sie war wütend und erregt. Das Klopfen an der Tür hörte sie erst nach einer guten Weile. "Wer macht sich denn da schon wieder mausig?"

"Ich bin's."

"Wer ist ich?"

"Na ich, Bela."

"Was für eine Bela?"

"Es gibt hier nur eine Bela!" Die Frauenstimme wurde energischer.

"Welche Bela?"

"Ich bin es, Bela Rajn."

Fela schloß auf und ließ Bela ein, dann drehte sie den Schlüssel wieder herum.

"Die haben einen Zweitschlüssel", sagte Bela Raj und ließ sich auf einen Stuhl nieder.

"Von mir aus ..."

"Reg dich nicht auf, Felunia", erwiderte Bela und zog eine Packung Zigaretten und Streichhölzer aus ihrer Tasche. Sie zündete sich eine Zigarette an und nahm einen tiefen Zug. "Ich träume von einer so guten Zigarette wie die *Nil*. Die ägyptischen – das waren Zigaretten!"

"Du hast vor dem Krieg geraucht – ?"

"Ja."

"Na, dann warst du eine vom Strich."

"Was du für Zeug daherredest, Felunia!"

"Anständige Frauen haben nicht geraucht und sich nicht geschminkt und sich nicht die Haare onduliert, überhaupt haben sie vieles nicht gemacht, was sie heutzutage alle Tage auf der Straße, zu Hause und beim Schlangestehen nach Banananen zeigen ..."

"Und das wäre?"

"Sie rasieren sich die Augenbrauen ab und malen sich statt dessen schwarze Striche oder Bögen an. Sie schmieren sich mit grüner Farbe die Augenlider voll und tuschen sich die Wimpern. Sie rauchen Zigaretten und stecken sich extravagante Ringe an jeden einzelnen Finger ... Bei uns im Haus hat eine gewohnt, die hieß Dwojre Grajcar. Von allen wurde sie bloß die *Rote Dwojre* genannt, weil sie echte rote Haare hatte, und diese Rote Dwojre trug genausoviele verschiedene Ringe, und darum wurde sie dann auch *Rotes Ringenspiel* oder *Buntes Ringenspiel* gerufen. Sie bemalte sich die Lippen mit grellroter Schminke, die Backen beschmierte sie sich mit Rouge und die Brauen aller Wahrscheinlichkeit nach mit Ruß oder schwarzer Schuhcreme."

"Ich bin nicht Dwojre Grajcar," unterbrach Bela Rajn den Sermon, "und ich schmier mir auch nicht die Augenbrauen mit Schuhcreme ein. Und außerdem bin ich von Amts wegen hier."

"Ich verstehe nicht", entgegnete Fela und wedelte mit der Zeitung zu einem weißen Falter hin, der sich der Nachttischlampe näherte. "Krepiere, verende, du weißer Satan! – Die versalzen einem das Leben."

"Ich bin amtlich hier," fuhr Bela fort, "in der Angelegenheit deines Bruders Henryk."

"Den kenne ich nicht!" schrie Fela dem anfliegenden Falter entgegen und schwenkte erneut die Zeitung.

"Herr Henryk ist krank und hilfebedürftig", sagte Bela mit Nachdruck und wiederholte noch einmal: "Er ist krank und hilfebedürftig."

"Ich habe keinen Bruder, und einen Henryk kenne ich schon gar nicht ..."

"Den kennst du wohl, und zwar sehr gut."

"Er existiert für mich nicht!" Fela stand auf. "Um was für eine amtliche Angelegenheit handelt es sich?"

"Ich bin Sozialfürsorgerin." Bela zauberte aus ihrer Tasche einen Stapel Papier und einen Kugelschreiber hervor. "Ich muß bei dir bezüglich Herrn Henryk Górczewskis Erkundigungen einholen."

"Seit dann bist du diese soziale Dingsda – ?"

"Seit vielen Jahren."

"Du hast es nicht gesagt!"

"Nein, ich hab es nicht gesagt," stimmte Bela Rajin zu, "aber jetzt sag ich's."

"Gib Ruhe, Bela, schließlich sind wir alte Bekannte."

"Ich bin von Amts wegen hier." Bela breitete einen leeren Formularbogen auf dem Tischchen aus. "Bitte Vornamen, Familiennamen, Geburtsdatum."

"Aber das weißt du doch alles." Fela setzte sich aufs Bett zurück, legte sich aber sofort hin. "Ich fühle mich immer schlechter; ich werde bald sterben."

"Die Personalien bitte!"

"Meine Liebe, schließlich weißt du – "

"Nichts weiß ich. Bitte auf meine Fragen zu antworten." Bela hob die Stimme. "Bitte antworten!"

"Gut, gut! Mein Name ist Felicja Anna Górczewska, Mutter Maria, Vater Jan mit Vornamen. Ich bin in den Sechzigern."

"Wie alt? Genau bitte. Ganz genau."

"Dreiundsiebzig, verdammt noch mal!"

"Gut. Dreiundsiebzig ..."

"Soll ich hier vielleicht meinen ganzen Lebenslauf erzählen?"

"Das ist unbedingt erforderlich. Ich muß mir eine möglichst umfassende Meinung von dem in Rede stehenden Fall bilden können."

"Wovon?"

"Von dem in Rede stehenden Fall ..."

"Mein Herz, ich fange an zu bedauern, daß ich dich überhaupt kenne, zu bedauern, daß ich dich in dieses Zimmer gelassen habe. Woher sollte

ich aber auch wissen, daß ich eine Schlange an meinem Busen genährt habe?"

"Wer ist hier eine Schlange?! Wer?" Bela schlug mit der Faust aufs Tischchen. "Ich bin amtlich und gesellschaftlich hier. Verstehst du? Du hast nicht für einen Heller Respekt vor einem Sozialarbeiter. Du beleidigst mich, aber ich vergebe dir."

"Und das alles schreibst du nieder? Hm?"

"Natürlich!"

"Oh, dann entschuldige", sagte Fela und zog eine Blechschachtel unter ihrem Kopfkissen hervor. Sie gab ihre liegende Haltung auf und öffnete die Schachtel. "Bitte, greif zu, Belunia, es sind sehr gute Pfefferminzbonbons." Die offene Schachtel stand auf dem Tischchen. "Ja, greif nur zu, meine Liebe."

"Mit deinen Bonbons wirst du mich nicht bestechen. Ich nehme kein Schmiergeld. Ich bin unbestechlich. – Und jetzt bitte euren Lebenslauf."

"Was für ein *euer*? Wessen *euer*?"

"Dein und deines Bruders."

"Ich rede für mich, mag er für sich reden."

"Gut. Sprich!"

"Ich rede doch. Geboren bin ich in dem Dorf Wielka Wola. Mein Vater hatte drei Morgen Land und eine Kuh, Schweine und ein paar Kaninchen. Meine Taufpaten waren Janina Nowak und Herr Roman Janiak. Ich hab Vater und Mutter geholfen, später auf einem Gutshof gearbeitet, und als die Eltern starben und ich mit meinem Brüderchen allein auf der Welt war, hat sich die Haushälterin unseres Pfarrers unser angenommen. Die Pfarrei fiel dann einem Bombenangriff zum Opfer."

"Fela!"

"Was ist denn, Belunia?"

"Du erzählst mir Märchen!"

"Das ist mein amtlicher Lebenslauf, Ehrenwort", entrüstete sich Fela. "Ich habe zwei Lebensläufe, verdammt noch mal! Einen für mich, und einen für euch. Meinen rührt mir nicht an, sonst vergesse ich mich. Raus mit dir! Nein, nein ... Warte." Fela hatte sich verschluckt und fing an zu husten.

"Nimm einen Bonbon." Bela reichte Fela die Blechschachtel. "Nimm, das tut dir gut."

"Ich will nicht." Fela atmete schwer. "Ich will nicht. Bleib mir vom Halse mit deinen Bonbons!"

"Das sind nicht meine Bonbons, das sind deine."

"Meine? Ach ja, meine. Egal. Geh zum Teufel!"

"Beruhige dich, Felunia, ich versteh das ja."

"Nichts verstehst du. Ich bin doppelt. Es gibt zwei Felas: eine nach außen hin und eine nach innen. Verdammt! Man könnte verrückt werden. Da soll doch das heilige Donnerwetter dreinfahren! Muß ich überhaupt darüber reden?"

"Versuch's."

"Wozu? Und wem soll ich's erzählen? Dir? Im übrigen ... Na ja, und was die Exaktheit betrifft, ich hab nach dem Krieg keinem davon erzählt. Rachela und Lejzor Nachman – das waren die richtigen Namen meiner Eltern. Geboren bin ich in Warschau. Ich erinnere mich an alles. Alles! Das Haus, die Straßen, die Höfe und Treppenflure, die Klopfstange und die Müllkästen aus Holz und das Klosett auf dem Hof mit dem Schild an der Tür: *Schlüssel beim Hausmeister*. An den Hausmeister Waclaw, der schwindsüchtig war, und an die Hausmeisterin, die pockennarbige Genowefa, die sich im Keller mit Waclaws jüngerm Bruder liebte, der Bonifacy hieß. Ich erinnere mich an den Leierkastenmann Michalek und seinen Papagei wie an eine Horde Gören: den kleinen Chaim, die beiden Arons, Halinka, Pesia, Szymonka, Romka und den sommersprossigen Moniek. Na, und was hilft's, meine Belunia, daß ich mich erinnere, wie Großmutter Rywka Konfitüren für mich schmorte und mein Mütterchen mir in meinem Bettchen einen Gutenachtkuß gab? Ja, und? Wer braucht das heut noch? Bitte, wenn du das so gern möchtest, dann trag das in deinen amtlichen Fragebogen ein und schreib noch dazu, daß ich geboren wurde, daß ich in die Windeln gemacht habe und später in die Hosen, daß ich hellblonde Locken hatte, die später nachgedunkelt sind, daß mir meine Mutter und sämtliche Tanten eine rote Schleife in diese Locken gebunden haben, daß ich die Grundschule bis zum Ende besucht, der Lehrerin die Zunge herausgestreckt und von meinem Väterchen eine Tracht Prügel dafür bezogen habe und daß ich dann eines Tages Fräulein Fela gewesen bin, die sich eines andern Tages verstecken mußte, weil sie zum Todfeind des Nationalsozialismus wie der deutschen Wehrmacht, der Polizei, Gendarmerie und Regierung, des deutschen Parlaments und der deutschen Kultur geworden war. Bitte sehr, schreib das alles auf und laß mich, verdammt noch mal, endlich in Frieden. Ich bin schwerkrank, und niemand gönnt mir ein Glas Wasser, und niemand macht mich gesund, obwohl's von Ärzten hier bloß so wimmelt, genauso wie von jungen Dämchen in weißen Kitteln.

Schreib auf, daß ich an unterlassener Hilfeleistung und an der hier herrschenden unwahrscheinlichen Ignoranz zugrunde gehen werde."

"Ich schreibe auf, was nötig ist, aber von Henryk weiß ich bisher nichts; denn in deinem Lebenslauf *von innen* ist er nicht aufgetaucht."

"Bela! Hör auf, mich zu quälen. Du bist hartnäckig wie diese Motten. Du bist eine Amtsperson und hast nicht für einen Heller Verständnis für einen schwerkranken Menschen."

"Immerhin bin ich in der Angelegenheit deines Bruders hierher delegiert worden."

"Was bist du?"

"Delegiert zum Zwecke der Informationseinholung."

"Wieder ein neues Wort. Eine Delegierte, siehe einer an! Zu mir kommt man, oder man geht von mir weg. Ich empfangen keine Delegationen. Ich kann jemanden einladen oder ausladen. Kapiert?"

"Beruhige dich, Fela, schließlich muß ich das erledigen."

"Gut. Was willst du eigentlich?"

"Ich will deinem Bruder helfen."

"Na, dann hilf ihm doch." Fela war böse.

"Einverstanden. Aber er hat eine Schwester, und du bist diese Schwester, und von Rechts wegen müßtest du dich um deinen Bruder kümmern."

"Wo ich doch schwerkrank bin ..."

"Du bist gesünder als er."

"Na, weißt du!"

"Ich weiß, ich weiß. Ich wiederhole: Er hat eine Schwester."

"Er hat keine Schwester", sagte Fela und nahm die Bonbonschachtel vom Tischchen. Einen Moment lang hielt sie die in der Hand, dann steckte sie sie wieder unters Kopfkissen. "Du magst keine Pfefferminzbonbons?" fragte sie.

"Ich mag keine Ausflüchte", erwiderte Bela Rajn und zündete sich eine zweite Zigarette an.

"Leg noch die Beine übereinander, dann bist du ganz Dwojre Grajcar", stichelte Fela.

"Du wirst mich von hier nicht vertreiben, Felunia. Aber sag mir, warum willst du deinem leiblichen Bruder nicht helfen? Du bist zwar im Heim, aber du kannst jederzeit zu deinem Brüderchen ziehen. Er hat eine schöne Wohnung und möchte dich bei sich haben. Du bist noch rüstig, und ihr könntet zusammen wohnen. Ich hab mit deinen Ärzten gesprochen, und die teilen meine Sicht der Dinge."

"Deine – was?"

"Sicht der Dinge."

"Schon wieder redest du für mich unverständliches Zeug."

"Also?" fragte Bela ungeduldig.

"Er hat keine Schwester! Ich rede doch wohl deutlich genug. Er hat keine Schwester! Geh du zu ihm, wieso gerade ich? Bitte, zu kannst ja zu ihm ziehen ..."

Bela steckte ihre Unterlagen weg. "Ich sag dir ehrlich, daß ich sogar schon daran gedacht hab. Er hat mir immer gefallen."

"Was? Er hat dir immer gefallen? Na, wißt ihr! Warte, du Schlange, du bürokratische Beamtin, du große Gesellschaftliche, du, – warte, meine honigsüße Belunia. Nicht so eilig! Jetzt werd ich dir mal was sagen! Hör gut zu, was dir Fela aus dem anständigen Hause Nachman jetzt sagen wird." Fela holte die Bonbonschachtel unter dem Kopfkissen hervor, öffnete sie, entnahm ihr einen Pfefferminzbonbon und steckte ihn in den Mund. Eine Weile lutschte sie, dann sagte sie: "Herr Henryk Górczewski ist nie mein Bruder gewesen. Er war mein Mann, und zusammengegeben hat uns der Stadtrabbiner im Jahr 1930."

"Was? Was ist?" Bela sprang ungestüm von ihrem Stuhl auf, versuchte jedoch sofort wieder, sich hinzusetzen, doch der Stuhl kippte um, und sie landete auf dem Fußboden. "O Gott, o Gott!" schrie sie. "Wegen dir und deinem lieben Henryk hab ich mir die Wirbelsäule gebrochen!"

"Dir ist gar nichts passiert. Seht sie euch an: Sie ist aus dem vierten Stock gestürzt und hat sich die Wirbelsäule gebrochen. – Steh auf! Steh sofort auf, sonst ruf ich eine Pflegerin!"

"Ich kann nicht."

"Na, dann bleib sitzen und hör zu: 1930 ging ich mit Chaim Brun die Ehe ein, so heißt nämlich in Wirklichkeit der ehrenwerte Herr Henryk, an dem du auf einmal Geschmack gefunden hast. Und wenn nicht der Krieg, die Okkupation und das Getto gekommen wären, hätten wir weiter als ein normales Ehepaar gelebt, aber eben durch diesen unerhörten Weltwirrwarr sind wir zu einem unnormalen Ehepaar geworden. Wir fabrizierten für uns ... Ach, wenn wir uns nur selber gute illegale Papiere hätten fabrizieren können! Wenn ... Gute Menschen von der *arischen Seite* bemühten sich für uns um gefälschte Dokumente, konnten sie aber nur so und nicht anders beschaffen. Verstehst du?"

"Nein."

"Chaim wurde mein Bruder und ich seine Schwester; das heißt Fräulein Alicja Anna Górczewska und ihr Bruder, der Jungeselle Henryk Józef Górczewski, wohnten zusammen bei der Familie Listewka,

als deren Verwandte, die aus einem entfernt gelegenen, 1939 völlig niedergebrannten Dorf nach Warschau verschlagen worden waren. – Warte, das ist noch nicht alles. Nun, mein Chaim-Henryk gefiel dem Fräulein Nachbarin, und sie fing an, ihn zu verführen, wie man so sagt. Sie lockt ihn und lockt, reizt ihn und reizt, und unser Chaim-Henryk fängt an, weich zu werden, wird immer schlaffer, immer weicher. Er trifft sich mit seinem Fräulein bald hier, bald da, und ich sehe es und kann ihm nicht die geringsten Vorwürfe machen; denn es ist Okkupationszeit, und du begreifst selber ..."

"Ja, ja, Felunia, alles begreife ich, aber ich komme nicht hoch."

"Sitz und höre!" Fela beugt sich zu Bela Rajn herab. "Vor meinen Augen hat sie ihn geküßt und gesagt: *Sie haben aber einen fabelhaften Bruder, Fräulein Fela. Gut gewachsen wie Gary Cooper und elegant wie Adam Brodzisz.* Begreifst du? Sie redet, und mir drehte sich dort drinnen alles um. Sie war ein gutes Mädchen, hat uns geholfen, aber die ganze Wahrheit konnten wir ihr nicht sagen. Vom Dorf, von ihrer Tante, brachte sie für uns Knochenfleisch mit, manchmal Butter oder ein Huhn, Eier, Honig und ein bißchen Grünzeug.

Eines Sonntags verkündete mir Henryk, daß er Kontakt aufgenommen habe. So sagte man damals: *Kontakt aufnehmen*. Da hatte er also diesen Kontakt mit der Organisation aufgenommen, und er sagte, wenn er eines Tages nicht nach Hause zurückkehre, würde das bedeuten, er sei aus Warschau fort und in den Wald gegangen. Anderntags kam er nicht nach Hause. Nach einer gewissen Zeit brachte ich in Erfahrung, daß Henryks Braut ebenfalls nicht mehr heimgekehrt war. Wir blieben allein, ich und Frau Listewka; Herrn Listewka hatten sie nämlich von der Straße weggefangen und, wie sich später herausstellte, nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt. – Schwere Zeiten waren das ..."

"Ja, ja. Schwere Zeiten waren das." Bela versuchte, sich vom Fußboden zu erheben. Sie streckte Fela die rechte Hand entgegen, während sie, sich mit der linken auf dem Boden aufstützend, ein wenig in Bewegung geriet. Stöhnend und hustend sagt sie: "Gib mir deine Hand, Felunia, ich bitte dich."

"Ich weiß nicht, ob ich's schaffe", entgegnete Fela, streckte aber ihre Hand Bela entgegen. Bela packte kräftig Felas Hand. In dem Augenblick blieb Fela mit dem Fuß am Nachttischbein hängen, stürzte, Bela verlor ebenfalls die Balance, und nun saßen beide Frauen zusammen auf dem Fußboden. Aus der Nachttischschublade kullerten weiße, grüne, rosa Pastillen, rutschten Tütchen und Tablettenröhrchen, Pappschachteln

verstreuten Kräutergranulate, und aus einer zerbrochenen Flasche ergoß sich eine dunkle Flüssigkeit. Die Nachttischlampe war aufs Bett gefallen und verbreitete weiterhin ihr mattes Licht; die aufgescheuchten Falter waren in der Dunkelheit verschwunden und nicht mehr zurückgekehrt.

"Du Biest, du! Du, du Dwojre Grajcar! Büroklammer, abscheuliche! Was hast du angerichtet!" kreischte Fela. "Alle meine Ersparnisse hast du in einer Sekunde zunichte gemacht. Und ich habe so viele Monate gesammelt! Was hast du gemacht! – Raus!"

"Ach ja", sagte Bela. "Ach ja, das werd ich gleich dem hiesigen Gesundheitsdienst melden. Ich werde sagen, daß du Arzneimittel anhäufst, daß du gesund bist wie ein Pferd!"

"Das sagst du nicht."

"Doch, das tue ich."

"Nein, das tust du nicht."

"Ich melde es, weil es meine Pflicht ist."

"Entschuldige, Belunia, du kannst gar nichts sehen. Hier gibt's keine Pulver, keine Pastillen, keine Tropfen und auch keine Kräuter. Die Schublade ist leer, wie du siehst."

"Jetzt ist sie leer, aber sie ist voll gewesen."

"Belunia, dich interessiert doch das Anliegen Herrn Henryks, also hör zu", sagte Fela leise und sammelte dabei die durcheinandergeworfenen Medikamente zusammen, um sie in die herausgefallene Schublade zurückzulegen. "Als der Krieg zu Ende war, wohnte ich in Pruszków. Morgens fuhr ich nach Warschau rein, wo ich arbeitete, und abends kehre ich in meine Wohnung zurück. An dem bewußten Tag kehrte ich später als sonst zurück und fand bei meiner Heimkehr Henryk vor, der seit zwei Stunden in meinem Zimmer auf mich wartete. Er begrüßte mich zärtlich, küßte mich, später aßen wir gemeinsam Abendbrot, worauf er zu mir sagte: *Verzeih mir, meine Felunia* – er sagte Felunia und nicht wie früher Fela –, *verzeih mir, meine Felunia, aber ich habe eine andere Frau. Wir waren zusammen bei den Partisanen, und daran gibt's nichts zu deuteln. Außerdem erwartet Ewa ein Kind. Ich liebe dich und Ewunia, und mein ungeborenes Kind liebe ich auch.*" – Fela sagte nichts mehr. Sie legte sich auf den Bauch und raffte die unterm Bett verstreuten Pastillen und Tablettenröllchen zusammen.

"Und weiter?" fragte Bela Rajn.

"Nichts", erwiderte Fela.

"Er ging zu ihr, und du bleibst allein?"

"Ja, genau", antwortete Fela und stand vom Fußboden auf. Sie klopfte sich den Staub ab, stellte das Nahttischchen an seinen Platz zurück und schob die Schublade hinein. "Na ja, ich werde dir noch was erzählen." Sie reichte Bela die Hand, zog sie aufs Bett und setzte sich selber auf den Stuhl. "Ewa starb eine Woche nach der Geburt. Ihr Sohn ist jetzt im Ausland. Er arbeitet in einer Baufirma, und sie schicken ihn oft ins Ausland, für ein, zwei, drei Jahre. Ein lieber Junge, aber ich habe mit Herrn Henryk für immer gebrochen. Ich habe weder Mann noch Bruder mehr ... Und dir gebe ich den guten Rat, dich gar nicht erst mit ihm einzulassen. Das ist nämlich ein Mensch ohne Herz und ohne Skrupel. Er wechselt die Frauen wie die Hemden."

"Fela, was redest du da!"

"Wechselt die Frauen wie die Hemden, jawohl!"

Bela Rajn stand auf, ging ans Fenster, atmete tief, dann drehte sie sich um, griff ihre Handtasche und sagte laut: "Morgen um fünf Uhr nachmittag gehen wir gemeinsam zu ihm und besprechen die Sache. Entweder du bleibst dort, oder ich, Bela Rajn, ziehe zu ihm. Du kannst wählen,"

"Nein. O nein. Ein zweites Mal lasse ich mich nicht reinlegen. Ich gehe selber. Dich brauch ich dazu nicht. Ich weiß mir auch ohne dich zu helfen."

Bela näherte sich der Tür, drehte den Schlüssel herum und drückte die Klinke herunter.

"Auf Wiedersehen, Felunia", sagte sie fröhlich.

"Ach, scher dich zum Teufel, meine liebe Belunia. Deinen Fragebogen hast du fein hingekriegt, o ja, das kann man wohl sagen."

"Ja, ja, das habe ich", gab ihr Bela Rajn recht und schloß rasch die Tür hinter sich.

Zwei Tulpen und drei Stiele weißer Flieder

Sie saßen auf einer kleinen Bank und unterhielten sich.

"Auf viel besinne ich mich nicht," sagte Halinka, "aber das, worauf ich mich besinne, ist sonderbar ..."

"Konnte uns damals irgend etwas in Erstaunen versetzen?" fragte Leon.

"Sicher konnte es das. Schließlich war ich erst vier Jahre alt. Nein, Angst hatte ich keine, aber ich war erstaunt, so scheint mir wenigstens, war verwundert. Ich erinnere mich an das fröhliche runde Gesicht eines Mannes in schwarzer Uniform. Erinnere mich ganz genau. Ein Gesicht, das mir die Sicht auf den Rest der Welt versperrte. Der Mann in der schwarzen Uniform war stattlich und schön, ich aber winzig, und darum mußte dieser schöne Mann sich zu mir herabbeugen, um mir den Kopf streicheln zu können. Seine Berührung war zart und behutsam, und eben in diesem Augenblick verdeckte er mir die Sicht auf den Himmel, die Sonne, die Erde, den Hof und das Haus. Ich sah die Uniformknöpfe, die silbernen Buchstaben SS und einen winzigen Totenkopf mit leeren Augenhöhlen. Der hochgewachsene Mensch hatte sehr blaue Augen und weiße Zähne, Grübchen in den Wangen und blonde Brauen, blonde Wimpern und zwei tiefe Stirnfalten. Er streichelte mir den Kopf und sagte leise etwas; dann schloß er die Augen, und das Gesicht des schönen Mannes war verschwunden. Ich erblickte den Himmel wieder und graue Wölkchen und meinen Vater, der in der ersten Reihe inmitten anderer Männer stand. Und auf einmal bemerkte ich, wie der Mann, der mir gerade erst den Kopf gestreichelt hatte, an meinen Vater herantrat und mein Vater zu Boden fiel ..."

"Ich war damals sechs", sagte Jakub. "Ich war also älter, aber ich besinne mich auch auf vieles nicht. Wir gingen durch die Straßen, und mir war kalt, dann heiß, weil wir in der Nähe eines brennenden Hauses stehenblieben; Mutter hatte Blut an den Händen, an der Wange und am Mantel. Wir rannten zu einem eingestürzten Haus, stiegen in die Kellerräume hinab, und Mutter versteckte mich in einem großen Korb.

Den Korb deckte sie mit einer schmutzigen Plane zu und sagte: *Du mußt das durchhalten, sitz mäuschenstill, du mußt das durchhalten.* Ich hörte das Geknatter eines Maschinengewehrs und laute deutsche Stimmen, Hundegebell, hörte Frauen schreien und Kinder weinen."

"Meine Erinnerung reicht weiter", sagte Leon. "Ich erinnere mich an unsere Vorgettostraße, unsere Häuser, Höfe, Wohnungen. Ich will euch sagen, woher ihr kommt, Kinder. Ihr seid in Wohnungen geboren, die keine Badezimmer hatten, aber sauber waren, in Wohnungen, wo man die Feiertage festlich beging, die Alten achtete, wo die Väter die Gebete auswendig wußten, doch selten beteten, wo die Mütter fromm waren, aber keine Perücken trugen, sich im Gegenteil ihre schönen schwarzen Haare ondulierten und sich die Fingernägel lackierten, die Lippen und Wangen schminkten, Brauen und Wimpern schwärzten, obgleich sie von Natur schwarz und schön waren. Unsere Mütter lasen Prus, Mickiewicz, Dostojewski, Balzac, Stefan Zweig und Luigi Pirandello. Die Väter lasen Zeitungen, die Prosa von Izchok Lejb Perez, Schalom Asch und Scholem Alejchem. Solche wie ich besuchten das Gymnasium oder eine Berufsschule, sprachen Polnisch, lernten Latein, Französisch, Griechisch, vergaßen die hebräische Sprache und das Jiddische. Sie lasen alles, was ihnen in die Hände kam, diskutierten, wollten die Welt verbessern, wußten nicht, wie, obschon sie glaubten, sie wüßten es ... Meine Mutter sagte immer, daß sie ihren Mann, meinen Vater, liebe. Manchmal zankten sie sich. Ich habe nie gewußt, warum. Und da hab ich an ihrer Beteuerung gezweifelt, um mich später davon zu überzeugen, daß meine Zweifel nicht gerechtfertigt waren. Vater sprach nie von seiner Liebe zu meiner Mutter, doch ich wußte, daß er sie liebte und verehrte. – Meine erste Liebe? Ich verliebte mich in Anastazja Maria, ein Mädchen vom Lande. Sie war Dienstmädchen bei unseren Nachbarn, den Herrschaften Szwarcgrosbojm. Das Mädchen war älter als ich, größer und stämmiger. Sie hatte grüne Augen und lange blonde Zöpfe, lachte häufig und sang, wenn Szwarcgrosbojms nicht zu Hause waren. Ich hörte das Singen durchs offene Fenster. Auf den Mund küßte ich das erste Mal ein anderes Mädchen, Pola Reich, die ich in der Sommerfrische kennenlernte. An dem Tag kam ich nicht zum Mittagessen nach Hause. Wir stolchten durch die Felder und gelangten bis nach Łochów. Wir waren hungrig, und für die letzten Groschen kaufte ich zwei Brötchen, ein Stück Halwa und eine Flasche Limonade ..."

"Auch ich erinnere mich an ein solches Erlebnis", unterbrach Halinka Leon. "Auf dem Dachboden wohnte eine Familie: Vater, Mutter, zwei Großmütter und einige Kinder. Meine Mutter nahm mich mit hinauf. Warum wir zu den Leuten gingen, weiß ich allerdings nicht mehr. Ich ging zu einem Bettchen, auf dem ein Kind lag. Das Kind lag völlig aufgedeckt, und es hatte rote Flecken auf dem Körper. Ich sagte der Mutter, daß das Kind rote Flecken habe, und da faßte sie mich bei der Hand, und wir eilten zusammen die Treppe hinunter in den Keller. Dort kauerte sich mein Mütterchen auf dem Fußboden zusammen und brach in Tränen aus."

"Während des Gebets am Versöhnungstag bitten die Juden Gott um Vergebung", sage Leon. "Und da schlagen sie sich an die Brust. Mein Großvater Naftali bat Gott nicht um Vergebung, so wenigstens behauptete er. *Denn siehst du, pflegte er zu sagen, ich bin ein ehrlicher Mann und kann mich nicht zu etwas bekennen, was ich nicht getan habe. Herr Holcbrand, Inhaber eines Lebensmittelgeschäfts, betrügt beim Gewicht, Cymersztajn hat mir hundertmal versprochen, seine Schulden zu bezahlen, mir bisher aber nur die Hälfte zurückerstattet, und auch das nur nach heftigen Auftritten. Herr Sztajnwald verspeist zum zweiten Frühstück ein Butterbrötchen mit Schinken, und Herr Rozen weiß überhaupt nicht mehr, was koscher heißt. Dann beten diese Herren und bitten um Vergebung, worauf Herr Holcbrand weiterhin beim Wiegen betrügt, Herr Cymersztajn weiterhin sich Butterbrötchen mit Schinken schmecken läßt und Rozen weiterhin überhaupt keine koscheren Speisen zu sich nimmt. Als ehrlicher Mann, selbst wenn ich, nehmen wir einmal an, von Zeit zu Zeit eine winzige Sünde begehe, die im Vergleich zu den Sünden viel gelehrterer, klügerer und reicherer Leute nichts, aber auch gar nichts bedeutet, wozu soll ich mir und Gott dem Herrn die Zeit stehlen? Und bei alldem begreife ich nicht, warum ich ärmer dran sein soll als Rozen, Sztajnwald, Cymersztajn und Holcbrand? Sie sündigen und ich nicht, sie kombinieren, und ich bin ehrlich. Meine winzigkleinen Sündlein haben keinerlei Einfluß auf das Leben anderer Menschen. Dessen bin ich mir so sicher, wie sieben mal sieben neunundvierzig ist.* – Ich wiederhole die Worte meines Großvaters, weil ich noch immer nicht fassen kann, warum wir während der Okkupation wieder und wieder gesagt haben, daß alles, was geschieht, eine Folge unserer sündigen Taten ist, woraus ja wohl zu folgern wäre, daß SS-Männer und Gendarmen als Engel der Gerechtigkeit gewirkt hätten. Mich verfolgt die nicht begangene Sünde sowie die Strafe für die nicht begangene Sünde und die Absurdität der Schuld und der Strafe."

"Du hast geliebt, und das ziemlich früh", bemerkte Halinka. "Hast eine Frau geliebt, in der du die Kraft und das Leben sahst. Ich dagegen weiß nichts –"

"– von der Liebe", ergänzte Leon.

"Nein, nein! Das wollte ich damit nicht sagen."

Jakub legte den Arm um Halinka und fragte leise: "Was weißt du nicht, Halinka?"

"Ich weiß nicht, ob ich ein Kind gebären könnte."

"Noch ein bißchen zu früh", sagte Jakub lachend. "Wir haben Zeit ..."

"Nein, nicht darum geht es", erklärte Halinka. "Ich hab Angst, – ich weiß nicht, ob das richtig ist ..."

Sie schwiegen. Jakub nahm seinen Arm von der Schulter des Mädchens. Leon zündete sich eine Zigarette an, machte einen langen Zug und stieß durch Mund und Nase eine graublaue Rauchfahne aus.

"Ich sehe noch das kleine nackte Kind in dem Bettchen", ließ sich Halinka wieder vernehmen. "Und auf dem Körper des Kindes sehe ich die roten Flecke. Ich sehe den Boden, meine Mutter und einen großen, mächtigen Mann, der mir die Sicht auf Himmel, Sonne und Hof verwehrte."

Jakub stand auf und streckte sich. Dann fuhr er sich mit der Hand durchs Haar und sagte: "Ich fühl mich wohl mit euch, du bist mir nah." Er streckte die Hand nach Halinka aus. "Gib mir die Hand. Vielleicht entschließt du dich, vielleicht können wir zusammen sein. Du gefällst mir, du bist hübsch."

"Ich weiß." Halinka reichte Jakub das Buch, das sie in der Hand gehalten hatte. "Ich und du, Adam und Eva, ich und du, Abraham und Sara, ich und du, ein königliches Paar, König und Dame ..."

Jakub nahm das Buch, hielt es einen Augenblick in der Hand, gab es dem Mädchen zurück. "Ich hab dich nicht um einen Schmöker gebeten, sondern um deine Hand."

"Du wirst warten müssen." Halinka erhob sich und ging zu Jakub. "Das ist nicht so einfach. Du mußt warten."

"Adam und Eva sind dem Massaker entronnen und zeugen Kain und Abel," sagte Leon laut. "Und zeugen Kain und Abel ..."

"Was für ein Blödsinn!" schrie Jakub. "Sowas wiederholt sich nicht!"

"Das glaubst du", brummte Lon.

"Ja, ich glaube es." Jakub senkte die Stimme. "Ich glaube, daß Halinka verstanden hat."

"Ein Neugeborenes wiegt dreieinhalb Kilo," sagte nach einer Weile Halinka, "und es mißt an die fünfzig Zentimeter. Um den fünfzehnten Tag herum, wenn die Nabelschnur abfällt, hört es auf, ein Neugeborenes zu sein, und es beginnt das Säuglingsalter. In der sechsten Woche hebt der Säugling das Köpfchen, in der zwölften Woche dreht er das Köpfchen, je nachdem, woher die Laute kommen, und er beginnt ganz wundervoll zu lachen. In der sechzehnten Woche sitzt das Kerlchen und in der dreiunddreißigsten stellt es sich auf, in der vierundvierzigsten fängt es an, allein zu laufen. Dann kann man ein Kind töten, in den Ofen werfen ... in die Gaskammer, kann es erschießen oder ersticken. Man kann das im Säuglingsalter tun, aber das Kind versteht rein gar nichts."

"Hör auf!" Jakub packte Halinka am Arm. "Hör auf, Dummkopf! Das ist alles deine Schuld", wandte er sich an Leon. "Seit drei Tagen quälst du uns."

"Weil ich nüchtern bin", entgegnete Leon und stand sofort auf. "Ich hab euch getroffen, Gettokinder, und ich fühle mich wohl bei euch. Hab aufgehört zu trinken. Drei Tage ohne Wodka ... Begreifst du?" Er wandte sich ab, ging zum Rasenplatz, legte sich auf den Rücken und schloß die Augen. So lag er eine Weile. Plötzlich sprang er auf und rannte in Richtung einer breiten, von weitem sichtbaren Allee.

"Das war nicht nötig", flüsterte Halinka und setzte sich auf die Bank zurück.

"Er kommt wieder", sagte Jakub mit Überzeugung. "Er muß zu uns zurückkehren. Er wird am Weichselufer umherstreichen, auf die Uferböschung klettern, wieder runter ans Ufer gehen, dann auf die Brückenstraße zu und wieder zurück. Ich hab ihn gestern beobachtet..."

"Er ist immer noch da, wo mein Vater, meine Mutter sind." Halinka sprach wie zu sich selbst. "Er schlendert mit ihnen durch das Vorkriegsnalewki²¹ und durch die Muranowska-, Pawia-, Dzielna-, Dzika- und Gęsia-, Miła- und Smoczastraße. Und niemand erklärt ihm, daß es anders ist, so wie niemand dem blinden Abram erklären kann, daß er ins Nachkriegswarschau zurückgekehrt ist, das es das alte Nalewki, die Gęsia, Smocza und Nowolipie nicht mehr gibt. Abram sieht nicht nur das neue Warschau nicht, er läßt einfach kein andres gelten. Na, und mit Leon ... Leon ist nicht blind. Die Zeit wird das ihre tun, aber das dauert gewiß noch."

²¹ Neben der gleichnamigen Straße ist *nalewi* ein Kiez in Warschau, im Bereich des Warschauer Ghettos (wie auch die folgenden Straßen).

"Klug bist du, meine Kleine, und darum –"

"Sprich nicht, Jakub, bitte nicht."

"Warum?"

"Das weißt du doch."

"Ich laß dich nicht im Stich, ich laß mein Mädchen nicht im Stich."

Jakub kletterte auf die Bank, streckte seinen Arm hoch empor und brach einen Fliederzweig ab. Weißer Flieder, einen zweiten, einen dritten – und überreichte Halinka das kleine Bukett. Dann sprang er von der Bank, lief zu einer Blumenrabatte, pflückte zwei Tulpen und kehrte zu Halinka zurück. "Das ist für mein Mädchen", sagte er und legte ihr die Blumen in den Schoß.

Später, als sie die Straße entlanggingen, sprachen sie kein Wort miteinander. Halinka nahm Jakub nur bei der Hand und ließ sie nicht mehr los, bis sie die Treppe hinaufgegangen und in der Wohnung angekommen waren. Im Zimmer ließ sie sich auf dem Bettvorleger nieder und breitete um sich die Blumen aus. "Ich komme manchmal zu dir, reicht das nicht?" fragte sie.

Jakub saß auf dem Bett und betrachtete das Mädchen. Nach einer Weile sagte er: "Leon hat mir erzählt, als sie seinen Vater holen kamen, hat seine Mutter die Deutschen mit kochendem Wasser begossen. Die Deutschen brüllten und schossen wild in die Gegend, aber Leons Vater konnte fliehen. Seine Mutter traten sie, bis sie blutüberströmt dalag. – Unser Nachbar, Icek Szirer, verteidigte seine Frau Szajndle und verletzte einen Polizisten und einen SS-Mann. Icek trug einen schneeweißen Tallis, und später lag dieser Tallis blutdurchtränkt neben dem toten Icek auf dem Fußboden. Ich hab's gesehen ..."

"Und hast es nicht vergessen." Halinka hob den Kopf.

"Ja, ja, aber das war einmal. Das war einmal, – vor hundert, zweihundert, dreihundert, vor tausend Jahren!"

Halinka sprang auf, schleuderte die Schuhe von den Füßen und ergriff Jakub bei den Händen. Sie liefen um den Tisch herum, warfen dabei Stühle um und ließen sich schließlich atemlos aufs Bett fallen.

"Ja, mein Lieber," sagte sie, "das war einmal, vor langer Zeit, vor hundert, zweihundert, dreihundert, vielleicht auch vor tausend Jahren –"

"Unsere Hochzeit wird herrlich sein", unterbrach Jakub Halinka. "Rabbi Eliasch wird auf Kreidepapier die Trauungsurkunde ausstellen, und später wirst du zum Zeichen des Einverständnisses das weiße Tüchlein unsres Rabbi berühren, und ich tue dasselbe. Ich lege ein weißes Gewand an, und du umschreitest mich, wie es der Brauch

verlangt, siebenmal. Den Baldachin werden vier wohlgestaltete Jünglinge emporhalten, weil die Trauzeremonie unter einem prächtigen, vor Gold, Silber und Edelsteinen strotzenden Baldachin stattfinden wird. Und ich zerschmettere das Kristallglas, es zerspringt in tausend Stücke, und von allen Seiten hört man es rufen: *Masl tow! Masl tow! Es lebe das junge Paar!*"

"Du bist mein! Du bist mein!" rief Halinka, und schon lief sie barfuß rund um den Tisch und zählte: "Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs und sieben." Dann setzte sie sich wieder neben Jakob und fragte im Flüsterton: "Jakub, und was wird mit der Hochzeitsfeier?"

"Wir veranstalten ein großes, wildes Hochzeitsfest", erwiderte Jakob. "Die Tische stellen wir im Freien auf. Dort, unter der Kastanie und unter der Eiche, ja da – !" Er deutete mit der Hand auf die gegenüberliegende Wand. "Was für ein fabelhafter Platz: grünes Gras und die grünen Blätter der Bäume, Beete voller Tulpen, und dort, weiter hinten, noch viele andere Blumen."

"Ja! Ja!" Halinka neigt den Kopf und streckte die Hand aus. "Dort sind Büsche weißer Flieder, wachsen Röschen und Tulpen, blühen Schwertlilien."

"Und es gibt weißen und roten Wein", sagte Jakob. "Und Wodka und Champagner und Likör. Kaltes Ochsenfleisch wird aufgetischt, gebratene Gans, Gänsefleisch kalt, Entenbraten, Suppenhuhn, selbstgemachte Nudeln, Kompotte, Tee und Kuchen, Kekse und Torten und natürlich Obst."

"Und die Musik?"

"Kontrabaß, Geige, Zimbeln und Tamburin."

"Ich werde mit dir tanzen, Jakob."

"Auch Leon wird dich zum Tanz bitten, und du schlägst es ihm nicht ab."

"Nein, das tu ich nicht."

"Bist ein gutes Mädchen."

"Du hast die Ringe vergessen."

"Nein, hab ich nicht. Ich kaufe schöne, gravierte aus feinstem Gold und stecke dir einen niedlichen kleinen Trauring an den Finger."

"Du hast recht, Jakob. Wir müssen an die Zukunft denken."

"Gut, daß ich recht habe." Jakob lächelte und strich sich übers Haar. "Sehr gut."

Es tagte, als Leon an die Tür zu Jakubs Wohnung klopfte. Leon war betrunken und brummelte etws in seinen Bart. Er klopfte noch ein paarmal, aber Halinka und Jakob hörten nicht, sie schliefen fest. Schließlich winkte Leon resigniert ab, machte es sich auf der Treppe in der Ecke unter dem Fenster bequem und war auf der Stelle eingeschlafen.

Vier Fotografien

Dora Szarf hatte eine große schwarze Handtasche mit einem Doppelschloß. Abends, kurz vorm Schlafengehen, öffnete sie die Tasche und schüttete deren Inhalt auf den Bettvorleger. Schnaufend und stöhnend ließ sie sich auf einem kleinen Hocker nieder und nahm jeden Gegenstand einzeln in die Hand, betrachtete ihn eine Weile und legte ihn in die Tasche zurück. Als erstes suchte sie die Käämme heraus. Den schwarzen Vorkriegskamm mit den drei fehlenden Zinken schob sie ins innere Seitenfach, den grünen, etwas kleineren schob sie in dasselbe Fach, aber nicht tief, sondern so, daß sie ihn mit einem Griff und ohne Mühe herausziehen konnte. Außerdem war da noch der alte weiße, nie benutzte und darum von ihr *Ersatzkamm* geheiene Taschenkamm. Dieser hatte seinen Platz auf dem Grunde der Tasche.

Im runden Spiegelchen besah sich Dora Szarf ihre Nase, dann das eine, danach das andere Auge. Sie spitzte die Lippen, blies die Wangen auf, schnitt allerlei Gesichter und schob endlich das Spiegelchen in die andere innere Seitentasche. Dora beschloß, das Taschentuch zu wechseln. Sie schob das grüne und das blaugetüpfelte beiseite und holte unter dem Kopfkissen säuberlich zu einem Quadrat gefaltete glattweie Taschentücher mit dem Monogramm SS hervor und placierte sie in ihrer Tasche dicht bei dem Seitenfach mit den Käämmen. Das waren noch Taschentücher von ihrem Mann, Salomon Szarf, der 1942 irgendwo dicht an der Gettomauer ums Leben gekommen war. Eine große Fotografie von Salomon in breitem, braunem Rahmen hing über Doras Bett. Die Vergrößerung einer kleinen, ein wenig ausgebleichenen Aufnahme hatte 1959 Herr Micha Fiszal gemacht, den Dora noch von vor dem Krieg kannte, nach dem Krieg aber näher kennengelernt hatte.

Salomon Szarf war ein zur Glatze neigender Brünetter mit buschigen Brauen, einem fröhlichen Lächeln und abstehenden Ohren. Als Herr Micha Fiszal ihr das nunmehr ziemlich große Porträtfoto brachte, sagte er: "Ich hätte nie geglaubt, daß Salek dermaßen abstehende Ohren hatte." Dora war zuerst empört gewesen, dann fand sie sich mit der Tatsache ab, einen Mann mit solchen Ohren gehabt zu haben, und sagte: "Wie er war, war er, aber was Schlechtes kann ich von ihm nicht sagen. Umgekommen ist er, wie jeder ordentliche Jude in jener Zeit umkommen mußte."

Dora nahm jetzt das Leinensäckchen zur Hand und steckte einen silbernen Teelöffel, eine silberne Gabel, einen silbernen Eßlöffel und ein winziges Silbermesserchen hinein, alles zusammen steckte sie in die Handtasche.

"Ja, ja," sagte sie, zum Bild ihres Mannes gewandt, "ja, ja, du schaust mich an und sagst nichts. Immerhin habe ich das Silberbesteck von deiner lieben Schwester Szajndle geschenkt bekommen, und guck dir an, was davon geblieben ist!" Sie faßte in die Tasche und holte das Säckchen hervor. "Guck's dir an!" Sie hielt es einen Moment lang hoch, dann warf sie es in die Tasche zurück. "Höre, Salomon, ich hege keineswegs Groll gegen dich. Nein! Du hast die Hoffnung nie aufgegeben, daß Hitler verliert. Er hat verloren. Natürlich hat er verloren, aber du hast auch verloren, und ich habe ebenfalls verloren. Du dein Leben und ich dich und unser Haus. Was mir geblieben ist? Du fragst, was mir geblieben ist und was ich gerettet habe? Ich antworte dir: Geblieben ist mir das, was in dieser Tasche ist. Hier hast du mein ganzes Vermögen. Pst! Red nicht so viel ... Ich hab zwei goldne Münzen, Ohrringe und ein silbernes Zigarettenetui mit der Inschrift *Für Salomon – Dora*, einen silbernen Siegelring und drei Trauringe. Wieso drei? Weil ich einen für alle Fälle erstanden hab. Na, sei nicht böse, nicht ärgerlich sein. Ich sammle doch für deinen Grabstein. Wo ich ihn aufstelle? Mach dir keine Sorgen, ich weiß schon, wo ich ihn aufstelle. Es gibt einen solchen Ort ... Ja! Erinnerst du dich an das kleine Städtchen, in dem du geboren wurdest? Ja, Salomon? Erinnerst du dich? Ich erinnere mich an das kleine Städtchen, in dem du geboren bist. Wir beide sind dort bei deinen Eltern gewesen. Deiner Mamele hatt's nicht gefallen, daß du dir eine Warschauerin auserkoren hattest. Unterbrich nicht. Das weiß ich besser als du. Deine Frau sollte Ruchla werden, und du weißt nicht mal, daß Ruchla den Krieg überlebt hat und daß sie hier ganz in der Nähe wohnt und wir uns oft über dieses Thema unterhalten. Ja, ja, sie ist heute noch neidisch auf mich, weil sie Szlamek Blic geheiratet hat. Diesen Schneider, der immer geflucht hat. Ich werde hier seine Flüche nicht wiederholen, denn das schickt sich nicht."

Dora seufzte und fing erneut an, in dem Krimskrams auf dem Bettvorleger herumzusuchen. Schließlich kramte sie eine versilberte Puderdose hervor, betrachtete sie ein Weilchen und öffnete sie dann. Sie nahm die Quaste heraus und schüttelte sie ein paarmal in der Luft. Rosa Staub erhob sich über Dora, überschüttete ihre Hand, senkte sich

auf den Fußboden rund um den Läufer nieder. Mit dem Finger malte Dora auf den bestäubten Boden den Namen ihres Mannes: SALOMON.

"Auch ein Gedanke: auf den Fußboden schreiben ... Wozu mach ich das? Ach, Salomon, Salomon, mußtest du unbedingt zu dieser Mauer gehen? Du bist immer halsstarrig gewesen. Szlamek Blic hat Ruchla nicht allein gelassen, an der Front ist er umgekommen, aber Herr Michał Fiszel ist vom Transport, der für Treblinka bestimmt war, geflohen und lebt. Salomon, hör mich an. Ich kann nicht länger allein sein. Fiszel entstammt einer guten Familie. In gewissem Sinne ist er dir sogar ähnlich. Halsstarrig, klug und reinlich. Er rasiert sich täglich und ist äußerst pünktlich. Stell dir vor, Ruchla wendet ihre Kniffe und Pfiffe an und nimmt ihn mir am Ende noch weg. Ich muß mich entscheiden. Salek! Entschließe dich! Na ja, du sagst nichts. Du hast ja nie was gesagt. Ich hatte ganz vergessen, daß du dich selbst mit einem Ratschlag schwer tatest. Du hast mir nie einen Rat gegeben. Immer hast du bloß gesagt: *Dorchen, mein Liebes, mach, wie du denkst.* Und das liebe Dorchen hat gemacht, wie es dachte, und wenn es falsch war, hat mein Salek die Achseln gezuckt und gesagt: *Ja, mein Dorchen, das ist nicht meine Schuld.* Männer! Nun ja, aber wenn Michał neben mir sitzt, ist mir wohl. Ich sage etwas, und er hört zu, dann sagt er etwas, und ich höre zu. Aufmerksam höre ich zu; denn er spricht schön, und das ist sehr, sehr wichtig. Oh, bitte ... Einmal hat er mir erzählt, auf welche Weise seine Großmutter Estera ihren Verstand einbüßte. Was er mir erzählte, was mehr oder weniger folgendes: *Ältere Menschen büßen im allgemeinen etwas von ihrem Verstand ein; denn ziemlich häufig kommen sie sich jünger vor, als sie wirklich sind. Ihr Hirn befiehlt ihnen das eine, und Hände und Füße tun etwas völlig anderes. Im Hirn kommt der Gedanke auf: Ich tanze jetzt ein bißchen Walzer. Aber die Füße, unvorbereitet auf diesen Gedanken, können sich nicht vom Boden lösen, und der Mensch hopst lächerlich und tölpelhaft umher. Großmutter Estera hatte einen jungen Menschen kennengelernt, der mit alten Büchern handelte. Er kaufte bei verschiedenen Leuten die verschiedenen Bücher zusammen, las jedes Buch bis zu Ende und verkaufte es dann mit einem kleinen Gewinn. Mit einem kleinen Gewinn, denn dieser Herr sah nicht nach dem Inhaber einer Verlagsfirma wie Mortkowicz, Roj oder Gebethner & Wolff aus. Wie auch immer, erzählte Herr Fiszel, meine Großmutter ging oft auf den Basar und traf häufig Herrn Zylber junior an seinem Bücherstand. Hier sollte hinzugefügt werden, daß es nämlich noch einen Herrn Zylber senior gab, das heißt den Vater des jungen Herrn Zylber. Der alte Zylber vertrat den jungen, wenn dieser entweder die neuerworbenen*

Bücher las oder zu Hause das Mittagessen kochte, in der Franciszkańskastraße Ecke Bonifraterska, im Parterre, rechte Tür, zweites Untermieterzimmer, oder wenn er als Totengräber auf dem Friedhof an der Gesiastraße dazuverdiente. Eines Tages, fuhr Herr Michał Fiszel fort, beobachtete ich in der Franciszkańska meine Großmutter. Ihr folgte der junge Zylber. Vor dem Haustor blieben sie kurz stehen, schauten sich nach allen Seiten um, huschten dann rasch ins Tor und eilten weiter in die Wohnung im Parterre, rechte Tür, zweites Untermieterzimmer... "

Dora brach ab. Den Kopf erhoben, sinnierte sie eine Weile und brach unvermittelt plötzlich in lautes Lachen aus. Und lachend sagte sie: "Salomon! Lieber Guter! Salek! Ich sag ja schon nichts mehr. Wozu soll ich weitererzählen? Du kennst das Leben und versteht Michał Fiszels Großmutter ... Ich brauche auch Verständnis. Na, siehst du ... Du bist einverstanden, Salomon? Nicht wahr, du bist einverstanden? Mein Gott, wie gut du bist. Na, da muß ich jetzt aber rasch aufräumen. Ja, ja, Salomon, ich muß morgen früh Einkäufe machen." Dora raffte den Rest ihrer Habseligkeiten zusammen und steckte sie ein, erhob sich von ihrem Schemelchen und reckte sich so, daß ihr die linke Seite weh tat. Sie stand reglos, aber der Schmerz ließ gleich wieder nach. Sie ging ins Bad und drehte die Hähne auf. Rauschend floß das Wasser in die Wanne und Dora, mit einem freundlichen Lächeln zu ihrem Spiegelbild, nahm die Nadeln aus ihren üppigen, hellblond gefärbten Haaren.

Zu der Zeit, da Dora den Inhalt ihrer Tasche sortiert und sich mit ihrem Mann Salomon unterhalten hatte, saß Michał Fiszek neben Frau Ruchla Blic auf dem Kanapee. "Es ist nicht meine Schuld, daß Salomon mein Freund war", sagte Herr Fiszel. "Ich kann nicht einmal von Schuld sprechen, weil er mein guter Freund war. Ich kann nicht von einem guten Freund sprechen, weil es schlechte Freunde gar nicht gibt – auf jeden Fall muß gesagt werden, daß Salek Szarf uns in Erinnerung bleibt – "

"Dir, in deiner Erinnerung", unterbrach ihn Ruchla Blic und lächelte Herrn Michał zu.

"Nicht nur, nicht nur, meine teure Rachelka. Er lebt im Gedächtnis seiner Witwe, die ihn liebt wie eh und je – "

"Und warum willst du dich mit ihr verheiraten?" unterbrach zum zweiten Mal die von Herrn Michał Fiszel *meine teure Rachelka* genannte Ruchla Blic.

"Da ist eine Pflicht, eine gewisse Verpflichtung ...", stotterte Herr Michał Fizel. "Ich ... ich ... kann das nicht so genau ... Sie braucht Fürsorge, Schutz und guten Rat ..."

"Ach was, sie gefällt dir ganz einfach." Ruchla zog ein Tüchlein aus dem linken Ärmel ihres Kleides und betupfte die unsichtbaren Tränen auf den Wangen. "Und ich warte auf dich seit vielen Jahren. Nein, nicht daß ich wegen des Wartens einen Groll gegen dich hege. Ich mache dir nur den Vorwurf, daß du dich nicht entscheiden kannst."

"Wir sind doch schließlich ernsthafte Menschen, meine teure Rachelka ..."

"Ich bin nicht alt, ich will nicht ernsthaft sein. Ich, ich bin eine Frau, und du bist ein Mann, und wenn noch etwas in uns geblieben ist von jenen Jahren ..."

"Dann ... dann ... dann müssen wir das ... das zurückhalten", schloß stammelnd Herr Michał Fizel.

"Solange es irgend geht, lieber Herr Michał!" setzte laut Ruchla hinzu und rückte näher an ihren Gast heran. "Küß mich auf die Wange, entschuldige dich, und dann wollen wir nicht mehr davon sprechen."

Herr Fizel küßte Ruchla auf die Wange, dann entnahm er seiner Jackettasche ein weißes Kuvert und legte es auf den Tisch.

"Und was ist das?" fragte Ruchla.

"Unsere Fotos", erwiderte Herr Fizel.

"In dem Kuvert da?"

"Ja, in dem Kuvert."

"Wann hast du sie gemacht? Ich erinnere mich nicht mehr ..."

"Im Jahr 1938", antwortete Herr Fizel und zog drei große Fotos und ein kleineres aus dem Kuvert. "Ich habe eine Reproduktion gemacht von dieser alten Fotografie." Er nahm die kleinere Aufnahme zur Hand. "Siehst du – Ich hab was untergeklebt, geradegebogen, dann Reproduktion und Retusche, und schon haben wir funkelnagelneue Bildchen. Und auf diesen Bildchen sind Rachelka, Dora, Salomon, Sara und ich!"

"Was für eine Sara? Ich erinnere mich an keine Sara. Da stimmt was nicht."

"Sara Rozmaryn! Du Erinnerst dich nicht an Sara Rozmaryn?" wunderte sich Herr Fizel.

"Ist das diese große, die mir Szlamek abspenstig machen wollte? Nun ja, an die erinnere ich mich. Ich komme ins Zimmer von meinem Szlamek und, stell dir vor, da sitzt sie neben ihm, genauso wie ich jetzt neben dir, und sagt: *Szlamek näht so schön und arbeitet alles so schön*

aus, daß man sich richtig in seine schönen Schneiderhände verlieben könnte."

"Das war sehr hübsch gesagt. Aber ich muß dir auch erklären – "

"Erklär mir nichts! Ich habe sie gehaßt. Und einmal auf dem Markt hat mir die liebe Sara aus Bosheit den Preis für ein Huhn in die Höhe getrieben. Das war so: Die Bäuerin verlangt zwei Złoty. Ich biete ein Złoty dreißig. Die Bäuerin will für einsachtzig verkaufen, und ich gebe zwanzig Groschen zu und sage: *Ein Złoty fünfzig, Bäuerin!* Schon, schon ist die Bäuerin mit einssechzig einverstanden, als sich auf einmal die liebe Sara Rozmaryn einmischt: *Hier habt ihr einen Złoty und siebzig Groschen, ich nehme das Huhn.* Da hab ich zwei Złoty rausgeholt, mir das fette Huhn unter den Arm geklemmt, und die liebe Sara hatte das Nachsehen."

"Aber ich muß dir was erklären – "

"Du wirst mir gar nichts erklären. Wirst mir nicht erklären, daß sie hübsch war, denn das ganze Schtetl sprach von Saras Schönheit; ich hab das ein dutzendmal täglich gehört. Ich weiß wirklich nicht, was die Leute in ihr gesehen haben ..."

"Ich muß dir erklären, teure Rachelka, daß die Deutschen grausam mit ihr verfahren sind. Sara ist das erste Opfer in unserm Schtetl gewesen. Erst haben sie sie mit Karabinern zusammengeschlagen und dann auf der Hauptstraße des Schtetls an einem Baum dicht beim Haus unseres Rebber aufgehängt. In ihrem Zimmer im ersten Stock hatten die Deutschen die Uniform eines polnischen Soldaten und irgendwelche Papiere gefunden. Man erzählte, daß der Soldat der Sohn unseres Apothekers gewesen ist, Wojtek Suwalski. – Anderntags bin ich aus dem Schtetl geflohen ..."

"Wojtek Suwalski ist ein sehr, sehr guter Mensch gewesen", ließ sich Ruchla nach einer Weile vernehmen. "Er hat die Armen unterstützt und Arzneien auf Kredit gegeben."

"Na, siehst du!"

"Und die junge Rozmaryn ist auch gar nicht so übel gewesen ..."

"Das war sie ganz bestimmt nicht."

"Ja, wirklich, sie ist sogar schön gewesen", stellte unvermutet Ruchla Blic fest. "Und Wojtek war ein schöner Mann. Ich erinnere mich noch ... Er ritt eine schwarze Stute. Die Stute Karusia hatte einen weißen Flecken, einen Stern auf der Stirn, ihr Fell glänzte stets, und sie trug den Kopf hoch ... Auf der Wiese hinter dem Fluß, unweit der Wirtschaft von Janek Gołębiarz, errichtete Wojtek aus Ästen und Brettern hohe Hindernisse, und Karusia sprang über diese Hindernisse hinweg. Bei

jedem Sprung stieß Wojtek so verschiedene Rufe aus und klopfte der Stute den Hals. Das ganze Shtetl wußte: jetzt galoppiert Wojtek auf seiner Stute; denn seine Rufe drangen deutlich wahrnehmbar über das Wasser herüber bis zum Markt, ja sogar bis zur Töpferstraße, wo Sara Rozmaryn wohnte. – Manchmal sah ich sie am Bodenfenster stehen und die Welt betrachten. Vielleicht schaute sie auch dem Schaureiten von Herrn Suwalski und seiner Karusia zu? Wer weiß ..."

"Ja, vielleicht", sagte Herr Michał und seufzte. "Alles ist möglich. Schade, daß ich keine Fotografie von Wojtek habe. Ich habe auch keine Fotos von den anderen Einwohnern unsers Shtetls. Vor dem Krieg bin ich einmal auf den Gedanken gekommen, daß unser Fotograf, Herr Zajac aus der Kirchstraße, jedes Jahr ein Gruppenfoto von den Bewohnern unseres Shtetls machen und es im Schaukasten seiner Firma aushängen sollte. Ich hab es ihm sogar vorgeschlagen, aber er hat mich ausgelacht. Dann hab ich mir von meinem ersparten Geld einen gebrauchten Fotoapparat gekauft und der Mutter gesagt, daß ich ein Fotoatelier eröffne. Sie hat bloß gelacht. Jetzt hab ich zwei modernste Apparate, Belichtungsmesser und einen Vergrößerungsapparat, aber die Menschen sind nicht mehr –"

"Es gibt andre", fiel ihm Ruchla ins Wort.

"Für die mach ich auch Fotos", erwiderte Herr Michał Fiszal und erhob sich. "Es ist Zeit für mich", fügte er noch hinzu. "Und denk dran, meine teure Rachelka. Dora Szarf hat sich und mich morgen zum Mittagessen eingeladen."

"Ich denke dran. Aber ob Dora dran denken wird?" Ruchla stand auf und näherte sich Michał. "Denk nach, Michał, überleg dir, was du tust. Ich bitte dich herzlich, überleg dir's."

"Das habe ich bereits", flüsterte Herr Fiszal und küßte Ruchla auf die Stirn. "Auf Wiedersehen, Rachelka."

Ruchla zog sich zurück und setzte sich auf einen Stuhl. "Auf Wiedersehen, Michał", sagte sie laut. "Du kehrst auch so zu mir zurück. Ich werde warten."

Auf der Treppe fiel Michał Fiszal ein, daß er die vier Fotos auf dem Tisch hatte liegenlassen, aber er kehrte nicht um. Gemächlich, ohne Eile stieg er die Treppe hinab.

Sulamith

Mojżesz, Sohn des Rabbiners Oszer Cwi Hirc, hatte im Jahr 1949 bei Abraham Mandelbaum die Schuhmacherei erlernt. Ein Jahr später fiel er von der Leiter, auf die er geklettert war, um Gardinen in der Wohnung seines Lehrherrn und Arbeitgebers aufzustecken. Den Bewußtlosen brachten die Mandelbaums mit dem Pferdegespann ins Krankenhaus. Nach drei Wochen kehrte Mojżesz in die Werkstatt zurück, aber während der Arbeit fiel er wiederholt vom Schemel und verlor für kurze Zeit das Bewußtsein. Frau Mandelbaum behandelte ihn mit einem Kräuteraufguß. "Trink," sagte sie, "trink, Mojsiele, das macht stark; mein Kräutergebräu ist die beste Arznei gegen Schwäche, und außerdem reguliert es Magen und Darm." Die Anfälle wurden seltener, hörten aber nicht auf.

Klaren kaufte sich Mojżesz im Laden gegenüber. Er trank einmal die Woche, und mit der Zeit zwei-, dreimal. Einmal nahm er Lubas Handtasche aus der Kredenz – Luba war die Tochter von Sara und Abraham Mandelbaum – und vertrank alles, was drin war, und das waren zweitausendvierhundert Złoty, eine Armbanduhr ohne Armband, drei amerikanische Dollar und ein silberner Ring mit grünem Stein.

Tags darauf hießen Mandelbaums Mojżesz seinen Sonntagsanzug anziehen, die neuen knarrenden Halbschuhe und den grauen Hut aufsetzen. Verblüfft tat Mojżesz, wie ihm geheißen, dann fragte er: "Warum haben Sie, Frau Mandelbaum, Mojżesz befohlen, sich so in Schale zu werfen? Hat er einen jüdischen Feiertag übersehen oder das Datum von Fräulein Luba Mandelbaums Hochzeit?"

"Eine Hochzeit wird's nicht geben, denn unsre Luba zählt erst siebzehn Lenze. Und bis zu den Feiertagen bleiben uns noch ein paar gute Wochen; und außerdem paßt du zu Luba wie eine Kuh zur Harfe! Gleich kommt mein Awrum, setz dich hin und rühr dich nicht vom Fleck!"

"Danke für die Einladung." Mojżesz ließ sich auf die Stuhlkante nieder. "Dankeschön."

Sara Mandelbaum setzte sich an die andere Seite des Tisches und musterte Mojżesz. Er hielt ihrem Blick nicht stand und drehte den Kopf bald zum Fenster, bald schloß er die Augen.

"Warum drehst du den Kopf weg, Mojsiele?"

"Bloß so, Frau Mandelbaum. Mal schau ich Sie an, mal das Fenster – es bietet einen angenehmen Ausblick."

"Und wen siehst du da?"

"Zum Beispiel Elka Ajchenberg, die gerade Fenster putzt und dabei ein hübsches Lied singt."

"Elka gefällt dem Mojsiele?"

"Sowohl Elkja als auch das Lied."

"Zeit dich zu verheiraten, keine aber will dich, junger Mann."

"Warum? Weil ich von der Leiter gefallen bin, als ich Ihnen, Frau Mandelbaum, Ihre Schlafzimmgardinen aufgesteckt hab? Oder weil mir ab und an schwindlig wird? Ich bin ein guter Handwerker und kann für mich, eine Frau und Kinder den Unterhalt verdienen."

"Und für den Schnaps reicht's auch noch? – Du schämst dich gar nicht, Mojsiele! Ein Jude, der trinkt, ist gewiß schlimmer als ein Jude, der sündigt. Sündigen kann man einmal, zweimal, dreimal, na, meinetwegen viermal im Jahr, aber ein Säufer säuft dauernd, man kann's gar nicht zählen. In den beiden letzten Monaten bist du siebzehnmals betrunken gewesen. Siebzehn Tage geistesabwesend."

"Verzeihung, Frau Mandelbaum ..."

Abraham betrat das Zimmer. "Was ist das für eine Abbitterei? Wen bittest du um Verzeihung?"

"Frau Sara und Herrn Awrum bitte ich um Verzeihung."

"Steh auf, Mojsiele, du gehst mit mir", sagte Abraham Mandelbaum. "Rück die Krawatte gerade und setz dir den Hut ordentlich auf."

"Sie haben sich auch so festlich angezogen ..."

"Hast du gehört, Mojsiele?" Sara öffnete den Schrank und reichte ihrem Mann das dunkelblaue Jackett. "Hast du gehört, Mojsiele? Steh auf! Du gehst mit meinem Mann."

"Wohin und wozu?"

"Wir gehen zu Reb Chaim. Wir wollen eine gewisse Sache besprechen", erklärte Abraham.

"Reb Chaim wohnt doch im Altersheim."

"Natürlich wohnt er, aber nicht im Altersheim, sondern in einem Heim für sehr kranke Menschen. Dort gibt es Ärzte und Schwestern. Ich besuche Reb Chaim einmal die Woche. Heute kommst du mit."

Sie gingen zusammen hinaus, Abraham voran, Mojżesz ihm nach. Sie kamen an die Bushaltestelle. Nach einer Weile hielt ein Bus. Sie stiegen ein. Abraham schwieg beharrlich, dafür redete Mojżesz laut, gestikulierte lebhaft, blieb mitten in seiner Rede stecken, stammelte. Er

hob die Stimme und dämpfte sie je nach dem Motorgeräusch des Autobusses.

"Ich bin bei Reb Chaim im vergangnen Jahr gewesen. Nein, vor zwei Jahren. Ja. Bevor ich von der Leiter gefallen bin, im Februar, zu Purim. So viele Juden auf einmal an einem Tisch kriegt man nur selten zu sehen. – Ich hab gedacht, ich bin im Shtetl, wo ich geboren bin und wo ich vor dem Krieg gewohnt hab. Ich erinnre mich an das Shtetl genau so, wie ich mich an Vater und Mutter erinnre, an Schwester und Bruder, an meine Onkel und alle übrigen Verwandten. – Schier unzählbar waren sie, man darf getrost sagen, daß sich unser Shtetl aus den Verwandten meines Vaters und meiner Mutter zusammensetzte. Mamele war eine geborene Bojmelsohn, und Bojmelsohns gab's an die hundert, vielleicht sogar zweihundert. – Die Hircens waren doppelt soviel, und die Liperbergs, die ja schließlich mit uns verwandt sind, zählten genausoviel wie die Bojmelsohns, während die Ronbergs, die Verwandten der Liperbergs, am meisten waren. Außer ihnen waren da noch die Klugembergs und die Rozens – "

"Hör auf!" unterbrach ihn Abraham. "Mir dreht sich's schon im Kopf von deinen Onkeln und Vettern."

"Von den Hircens und Bojmelsohns dreht sich's mir nicht im Kopf ... Ich muß immer denken, daß sie irgendwo umherwandern. Von Shtetl zu Shtetl, von Dorf zu Dorf. Sie wandern einen breiten Weg. In langen schwarzen Kaftanen, in schwarzen Mützen oder Jarmulken oder Hüten. Die Frauen in schwarze Tücher gehüllt, die Kinder dicht bei den Frauen. Die schwarze Schar wandert und wandert, geht und geht in eine Richtung. Bei Sonnenntergang macht sie halt zum Abendgebet. Sie beten, beten und setzen dann ihren Weg fort, schreiten vor sich hin, vor sich hin ..."

"Und wohin begeben sie sich, deiner Meinung nach?"

"Das eben weiß ich nicht so genau, Reb Awrum, aber mir sneint, sie sind auferstanden und gehen in die vom Messias gewiesene Richtung. Eine gute Richtung – "

"Hör auf! Du redest Unsinn. Die Leute hören zu und denken, daß mit uns was nicht stimmt."

"Ich hör auf zu reden, aber ich hör nicht auf zu denken."

Chaim empfing Abraham und Mojżesz in seinem Zimmer. Die Pflegerin Maria brachte drei Becher und eine Kanne heißen Tee aus der Küche, Chaim stellte einen Brotkorb auf den Tisch und ein Porzellanschüsselchen mit Honig.

"Greift zu, Juden", lud er ein. "Honig kann nie schaden. Bedient euch."

Abraham und Mojżesz bestrichen sich Schnitten mit Honig, aßen geräuschvoll und tranken Tee dazu.

"Du bist, Awrum, in einer wichtigen Angelegenheit gekommen ... Du bist nachdenklich, rutschst auf dem Stuhl hin und her und schweigst."

"Ja, ja, ich bin in einer äußerst wichtigen Angelegenheit gekommen."

"Red – "

"Reb Chaim, dieser Jüngling hier, der Sohn von Oszer Cwi Hirc, arbeitet bei mir in der Werkstatt. Ich habe mich Oszer Cwi Hircs Sohn angenommen, behandle ihn wie meinen eigenen Sohn; denn er ist der Sohn –"

"Red klarer."

"Gut. Mojsiele trinkt Schnaps, trinkt oft, immer öfter. Das ist nicht alles! Mojsiele bestiehlt seinen Brotgeber."

Chaim hob die rechte Hand. "Wenig Wort, viele Klagen! Schweig, Reb Awrum!"

"Ich red die Wahrheit."

"Mojżesz Hirc entstammt einer großen und sehr bekannten Familie. Efraim Salomon ben Aaron²², der berühmte Lemberger Prediger, wurde vor dreihundert Jahren geboren. Bei den alljährlichen Zusammenkünften der Rabbiner aus dem ganzen Land hielt er schöne und mutige Reden in der Synagoge zu Lublin. Worüber sprach Efraim Salomon ben Aaron? Efraim Salomon hielt den Rabbinern ihre Fehler vor. Er sprach über Unehrlichkeiten bei der Rabbinerwahl, sprach über die schlechte Erziehung der Jungen, über unzweckmäßigen Religionsunterricht. Es heißt, er besaß eine schöne, weittragende Stimme. Er begann leise, kam vernehmbar, dann sprach er laut und lauter, am Ende wechselte sein Bariton in einen kräftigen Baß über, um unvermutet abzubrechen und beinahe flüsternd seine herrliche Predigt zu beenden. Efraim Salomon hat einen Kommentar zu den Fünf

²² "Shlomo Ephraim ben Aaron Luntschitz (geb. 1550 in Łęczycza, heute Woiwodschaft Łódź, Polen; gest. 3. März 1619 in Prag, Böhmen) war Rabbiner, Dichter und Kommentator der Torah. - Luntschitz studierte bei Salomo Luria in Lublin und stand später 25 Jahre lang als Leiter der Yeshiva (jüdisch-theologische Hochschule) in Lwów (Lemberg) vor. Schon in jungen Jahren war er als ausgezeichnete Redner bekannt und faszinierte seine Zuhörer mit seinen aufwühlenden Predigten. 1604 wurde er zum Oberrabbiner in Prag ernannt und blieb dort bis zu seinem Tod." (JEWIKI)

Büchern Moses verfaßt. Reb Natan aus Łęczyca hat mir diesen Kommentar zu studieren erlaubt, als ich sechzehn Jahre alt war. Ja, ja, mein Freund, als ich sechzehn war ..."

"Aber was hat das mit meiner Sache zu tun, Reb Chaim?" fragte Abraham Mandelbaum leise.

"Dein Schüler, mein Herr, Mojżesz ben Oszer Cwi, entstammt der Familie des Predigers Efraim Salomon ben Aaron aus Łęczyca."

"Das hab ich nicht gewußt."

"Jetzt weißt du's, und danke Gott, daß er dich mit einem solchen Schüler beschenkt hat."

"Jetzt weiß ich's."

Mojżesz saß reglos. Weder die Ausführungen Reb Chaims noch die Beschuldigungen seines Brotherrn hatte er gehört. Er dachte an Elka Ajchenberg. Sie hatte seinerzeit zu ihm gesagt: "Du kommst, wenn's dunkel wird, ziehst dir vor der Tür die Schuhe aus, klopfst zweimal und dann noch dreimal und wieder zweimal." Er hatte die Schuhe ausgezogen und, wie befohlen, geklopft. "Zelig schläft im andern Zimmer", flüsterte sie. "Aus dem Bett aufstehen kann er nicht, ich hab ihm ein Schlafpulver gegeben. Seit zwei Wochen nimmt er Schlafpulver. Der Doktor hat ihm gestern noch einmal fünfundzwanzig Tabletten aufgeschrieben. Du kannst fünfundzwanzigmal alle zwei Tage kommen, mit ein paar Tagen Pause, wenn ich dich nicht werde empfangen können. Ich bringe dir bei, was du wie nach der Trauung zu machen hast. Ich bin älter als Luba; sie wird dir nichts beibringen, und außerdem läßt unsre Lubka keinen einfachen Schuster an sich heran. Sie ist eine Intelligente! Seht sie euch an! Hat die höhere Schule absolviert und rechnet damit, daß sie sie an die Universität aufnehmen ..." – "Schon gesehen", unterbrach Mojżesz ihre Rede und setzte sich im Bett auf, wie Elka ihm geheißen hatte. "Womöglich wird sie noch Ingenieur", seufzte sie und zog sich den Rock aus. "Versuch mir den Büstenhalter aufzumachen, Mojsiele. Aber zerr nicht, mach das behutsam, und jetzt küß mich auf den Nacken, hier, tiefer, noch tiefer, meinen Rücken kannst du auch küssen, das ist sehr angenehm. Ich bin sauber, habe mich heute extra im Zuber abgeseift." Mojżesz küßte Elkas Schultern, dann drehte er sie zu sich herum, umfaßte sie, drückte sie an sich, und schon lagen sie auf dem Deckbett. Gegen Morgen sagte Mojżesz: "Ich möchte dasselbe mit Lubka machen. Lubka ist sehr schön." Elka lachte laut heraus: "Oj du mein Mojsiele, Luba ist nichts für dich! Onkel Zelig wird bald sein schweres Leben beenden. Die

Ärzte geben ihm zwei, drei Monate. Ich habe alles genau durchdacht. Du heiratest mich, mein Jankiel ist ja an der Front gefallen. Ich bin frei. Luba ist nichts für dich." – "Ich hab sie gesehen," entgegnete Mojżesz, "sie ging im Ersten-Mai-Umzug mit. In weißer Bluse und roter Krawatte – sehr, sehr hübsch. Das hübscheste Mädchen im ganzen Zug ... Sie ist Aktivistin. Sie spricht auf Versammlungen und glaubt nicht an Gott ... Reb Awrum und Frau Sara haben sich aus diesem Grund gestritten. Die Mandelbaum ist auf der Seite ihrer Tochter. Lubka sieht schön aus in der weißen Bluse und der roten Krawatte." – "Ich kauf mir eine rote Krawatte," erklärte Elka, "und mit der weißen Bluse gibt's keine Schwierigkeiten, ich hab vier weiße Blusen. Ich hab auch ein paar Groschen, wir eröffnen eine Konkurrenzwerkstatt, Mojsiele wird Schuhe reparieren, und Elka wird elegante Kleider nähen." – "Mit Reb Arwum zu konkurrieren, gehört sich nicht," bemerkte Mojżesz, "er ist mein Lehrer. Ich hab mit seinem Sohn Eliasch im Lager gesessen. Eli ist in den Ofen gewandert. Die Öfen haben immerzu geraucht, und wenn ich nach oben gucke und Schornsteine rauchen sehe, muß ich immer gleich an Eli denken ... In Mandelbaums Schlafzimmer hängt über einem Tischchen ein großes Porträt des Soldaten Eliasch Mandelbaum. 1939 hat Eli gegen die Hitlerfaschisten gekämpft. Er ist aus der Gefangenschaft geflohen, aber später ins Lager gekommen. Das Porträt ist eine Vergrößerung, die Michał Fiszel von einem kleinen Foto gemacht hat. Ich möchte Soldat sein." Elka zog Mojżesz zu sich. "Du mein kleiner Soldat", flüsterte sie und warf das Deckbett auf den Fußboden, wälzte Mojżesz hinterher und rutschte selber unter leisem, spitzem Gelächter hindrean. Er umarmte sie, und ihm war, als umarmte er Luba. "Lubka, Lubka", flüsterte er und schloß die Augen.

"Mojżesz ben Oszer Cwi? Hörst du mich?"

Mojżesz schreckte auf, erhob sich vom Stuhl. "Ich höre, Reb Chaim."

"Geh auf den Flur hinaus, mein Junge, setz dich in den Sessel am Fenster und warte auf Reb Awrum."

"Ist gut, Reb Chaim, ich gehe schon."

"Nu, und jetzt, wo dein Schüler hinausgegangen ist, werd ich dir etwas sehr Wichtiges sagen", wandte sich Chaim an Abraham Mandelbaum. "Doch zuvor frag ich dich, Reb Awrum, von wessen Leiter Mojżesz gefallen ist. Ich hab gehört, daß die Leiter ein bisschen kaputt war ..."

"Verstehe, Reb Chaim. Wir können nun über andre Dinge reden."

"Ich weiß nicht, über welche Dinge du mit mir reden willst, aber vor allem müssen wir dieses Thema beenden. Man muß Sara Mandelbaum beibringen, wie man sich um den kranken Gesellen kümmert. Man muß Mojżesz kurieren. Kauf, Reb Awrum, Wermutkraut und füg es in entsprechender Menge dem Alkohol bei. Mojżesz trinkt einmal, zweimal, und ein drittes Mal, dann ist ihm der Wodka verleidet."

"Ich weiß nicht, ob meine Sara sich wird bemühen wollen. Ihrer Meinung nach sollte Mojżesz ganz einfach aufhören zu trinken."

"Er hört nicht auf, Reb Awrum, er hört nicht auf."

"Reb Chaim, ich habe aber nicht nur das auf dem Herzen."

"Ich höre –"

"Mojsiele ist hinter meiner Luba her ... Auch mit Luba hab ich Kummer. Ich fürchte, daß mit ihr die Familie der ehrlichen, frommen Mandelbaums zu Ende geht. Hier handelt es sich nicht mehr um koscheres Essen oder das Sabbatgebet, sondern um eine sehr, sehr ernste Sache ... Luba will nichts von uns wissen, sie schämt sich ihres Vaters und ihrer Mutter. Sie lernt gut, meiner Ansicht nach zu gut. Sie verhält sich zu mir wie zu einem fremden Menschen, behauptet, daß Gott eine Erfindung der Kapitalisten, Imperialisten, Rabbiner und anderer Geistlicher der verschiedenen Bekenntnisse sei. Sie liest Marx und verlacht meine Anschauungen. Lubka ist zum Kommunismus übergetreten, sie kleidet sich anders, denkt anders und handelt nicht so, wie eine Tochter der Mandelbaums handeln sollte. Ich hab mich mit meiner Frau gestritten, die im Verhalten unserer Tochter nichts Außergewöhnliches sieht. Aber ich, Abraham Mandelbaum, sehe vor Luba und vor uns ein großes Unglück!"

"Ja, ja, verstehe. Der Vater weiß seine Tochter nicht zu erziehen. Aber vielleicht willst du sie gar nicht angemessen erziehen? Oder du kannst es nicht, hast nicht die Kraft und gehst Gesprächen mit deiner Tochter aus dem Wege? Du hegst gewisse Befürchtungen, was du sagen sollst. Efraim Salomon ben Aaron aus Łeczyca würde Abraham Mandelbaum in folgender Weise antworten: Reb Awrum, zum Kommunismus kann man nicht übertreten, so wie man zum Judentum übertritt oder zum katholischen Glauben, weil der Kommunismus keine Religion ist. Reb Awrum, vor einer Weile hast du gesagt, Luba verlache deine Anschauungen, aber was für Anschauungen hast du? Vielleicht verlacht sie sie mit Recht? Reb Awrum, unter uns, du bist geizig, und zwar sehr, sehr geizig. Du kommst in der Angelegenheit eines Gesellen, dem du viel Geld schuldig bist. Er arbeitet für Frühstück, Mittag- und Abendessen –"

"Für Unterkunft, Bett und Bettzeug ..."

"Unterbrich nicht, Reb Awrum, schließlich sprichst du mit dem Prediger Efraim Salomon ben Aaron aus Łęczycza und nicht mit einem einfachen Juden namens Chaim. Ich wundere mich also nicht, daß deine Tochter angesichts der Ungerechtigkeit in deinem Hause die Gerechtigkeit anderswo sucht. – Nehmen wir an, Reb Awrum ändert sich nach dieser Unterredung völlig, so wissen wir doch noch nicht, ob aus eben diesem Grund seine Tochter in Tränen ausbricht, dem Vater die Hand küßt und unverzüglich ihre Ansichten wechselt. Seit der Zerstörung Jerusalems hat die Welt sich geändert, seit der Zerstörung Warschaws hat die Welt sich noch mehr geändert. Aber seit der Zerstörung unsres Shtetls ist die Welt eine andre! – Ja, ja, mein Freund, du kannst der Tochter nicht das Denken verbieten, aber du kannst auf ihre Taten Einfluß nehmen. Wird sie aufrecht sein und die Traditionen unsrer Väter wahren, dann bleibt sie Luba Mandelbaum. Doch mit diesen Traditionen – man kann nie wissen ... Mein Rat: Mojżesz ben Oszer Cwi sollte Luba Mandelbaum heiraten, anders ausgedrückt: Luba, deine Tochter, darf Mojżesz zum Mann nehmen ..."

"Reb Chaim!"

"Ich hab nicht gesagt, muß. Das hab ich noch nicht gesagt. Sprich mit der Tochter, sag der Tochter, daß Mojżesz besonderer Fürsorge bedarf, daß nur sie allein euch in dieser Angelegenheit helfen kann. Kauf der Tochter ein teures Geschenk, und kauf deinem Gesellen irgendein hübsches Geschenk. Und dein Geselle soll Luba ein sehr teures Geschenk kaufen. Von heut an hör auf, ein Geizhals zu sein, Awrum Mandelbaum. Das heißt, sei ein guter, ernsthafter und ehrlicher Jude."

"Ich werd mich bemühen."

"Wenn's auf diese Weise nicht gelingt, Luba Mandelbaum zu ändern, dann ändert sich wenigstens Abraham Mandelbaum. Verstehst du nun, Reb Awrum, worüber Efraim Salomon ben Aaron aus Łęczycza mit dir geredet hat?"

"Ja, ja, alles hab ich verstanden."

Mojżesz spazierte indessen auf dem Korridor, setzte sich jedoch bald in den Sessel, schloß die Augen und erblickte Luba in weißer Bluse und roter Krawatte. Ihr Gesicht kam näher und entfernte sich, schließlich war sie verschwunden, und Elka erschien – in einem langen weißen Hemd. Sie lachte und rief ihn zu sich. Mojżesz öffnete die Augen. Vor ihm stand Rywka. "Schläfst du?" fragte sie leise.

"Nein, ich schlafe nicht. Ich habe eben erst Lubka und Elka gesehen, genauso wie ich dich sehe."

"Ich hab gestern nacht von dir geträumt. Lach nicht. Nein, es war kein Traum, es war kein Traum. Ich hab die Augen aufgemacht. Es war dunkel, aber du standest in der Tür. Ich hab's gesehen!" Rywka drehte sich um und verschwand in ihrem Zimmer.

Mojżesz wollte ihr nachgehen, doch da hörte er hinter sich Abraham Mandelbaum sagen: "Gehen wir, Sohn Oszer Cwis! – Du hast dich mit Rywka getroffen? Gefällt sie dir?"

"Luba ist hübscher."

"Lubka ist nichts für dich."

"Ich weiß, Herr Mandelbaum, und darum denk ich an sie."

Diese Nacht konnte Mojżesz nicht schlafen. Er sah Lubka im Bett neben sich. "Zieh die Bluse aus und leg die rote Krawatte ab", sagte er. Lächelnd erwiderte sie: "Ich kann nicht, ich will mich mit meinem Verlobten treffen." – "Du gehst nicht!" schrie Mojżesz. "Du gehst nicht!" wiederholte er und versetzte Luba einen Fausthieb, erst auf die rechte, dann auf die linke Wange. Sie lachte, und er hörte dieses Lachen noch auf der Treppe, als er ins Parterre hinabstürmte, und als er auf die dunkle Straße hinaustrat, und auch dann noch, als er sich auf eine Steinbank unter einer gelöschten Laterne niederließ. "Frau Mandelbaum, warum haben Sie das getan?" sagte er und drehte den Kopf zu dem Haus auf der anderen Straßenseite hin. "Frau Mandelbaum, bitte stellen Sie die Flasche in den Schrank zurück, immerhin ist das meine Flasche, und es ist noch ungefähr ein Viertelliter Wodka drin oder, wie Sie so schön sagen, ein Viertelliter Schnaps. Ich quäle mich, und Sie schlummern süß an Awrum Mandelbaums Seite, und er umarmt Sie sogar und sagt etwas im Schlaf. Er redet manchmal sehr laut im Schlaf, ich hör's bisweilen in der Küche, obwohl Sie immer die Tür fest zumachen. Was hab ich Böses getan, Frau Sara? Was hab ich überhaupt der ganzen Welt Böses getan, daß diese Welt mich so zugrunde richtet? Mein Vater ist ein Rabbiner gewesen, und nur, weil er so außergewöhnlich ehrlich, fromm, klug und gelehrt war, erhielt er vom Höchsten das Todesurteil. Ich weiß noch: Zuerst rasierten sie ihm den Bart ab, dann rissen sie ihm die Pejes aus, dann befahlen sie ihm zu singen. Aber er sang nicht. Sie befahlen, er solle *Heil Hitler!* rufen, aber er rief nicht und war überhaupt ruhig. Ich bin auch ruhig gewesen und hab bloß gedacht, daß mir das Blut austritt, irgendwo vom Kopf aus sickert es durch die

Kehle, dann durch die Brust in den Magen und durch den Bauch in die Beine und durch die Füße hindurch in die Erde. Die Erde war kalt und naß, und ich stand barfuß auf dieser unserer Erde, auf der Mutter Radieschen und Blumen aussäte. Und Sie, Frau Mandelbaum, haben mir die Flasche weggenommen, in der mein Schnaps war, meine Medizin, warum haben Sie das gemacht? Luba, meine geliebte Einzige, läuft vor mir davon, und ich könnte für sie sogar mein Leben hingeben. Ja, ja, das Leben, das ich für sie gerettet hab, denn solches ist offenbar meine Bestimmung. Sie haben Mojżesz geschlagen, getreten, zur schwersten Arbeit geschickt, doch Mojsiele hat alles für seine Luba ertragen. Nein, nein, daß es gerade Luba sein würde, hat er nicht gewußt, aber solches war die Bestimmung."

Er erhob sich und ging langsam über die Straße, trat in ein erleuchtetes Tor, erklimmte die Treppen bis in den vierten Stock hinauf und klopfte an der Tür.

"Du?" wunderte sich Elka. "Ich hab dir doch gesagt, daß ich heute nicht kann, außerdem ist es spät. Geh schon, Mojsiele. Komm in ein paar Tagen weder. Freitag oder Sonnabend."

"Laß mich reinkommen, Luba. Luba, laß mich rein."

"Ich bin nicht Luba ... Ach, du ... Was ist los mit dir?" Sie schlug die Tür zu.

Er setzte sich auf die Treppe und lehnte den Kopf an die kalte Wand. "Siehst du, Böse," sagte er, "siehst du, meine Böse ... Der Vater hat mich gelehrt: *Sie war schön, so steht es im Hohenlied geschrieben*, aber nach meinem Vater war SIE Israel. Ich weiß nicht, Tate, ob dein Rabbi Akiba recht hat. Für mich ist SIE Luba. Sulamith – das ist Luba ... Hörst du mich, Tate? Großer Gott, hilf mir, daß mir das Hohelied wieder einfällt. Es fällt mir nicht ein, und das quält mich und quält ... Und es quält mich Lubas Lachen."

Mojżesz ging zu der geschlossenen Tür zurück, klopfte einmal, klopfte zweimal. Elka machte nicht auf. Er klopfte immer heftiger, hämmerte mehrmals mit der Faust gegen die Tür. Da öffnete sie. Er stieß sie beiseite und stürmte ins Zimmer.

"Wo ist er?" schrie er. "Wo ist er? Wo ist dieser schöne Bräutigam?"

Im Dunkeln gewahrte er auf dem Bett eine Gestalt. Er warf sich auf den Liegenden, riß das Laken herunter, griff nach der Kehle und drückte zu. "Nein, nein! Nun hast du keinen Bräutigam mehr. Jetzt bin ich es. Jetzt bleib ich bei dir. Du hast ja keinen Bräutigam mehr ..."

Elka entzündete eine Kerze, die auf dem Tisch stand, setzte sich in den Sessel und sagte: "Mojsiele, du mein armes Mojsiele. Zelig ist am Nachmittag gestorben. Sieh genau hin, er ist tot. Sieh hin, Mojsiele, er ist bleich und kalt."

Mojżesz erhob sich von den Knien und ging zu Elka.

"Sag mir, Elka, was hab ich der Welt getan, daß sie mich so zugrunde richtet? Mein Vater war ein ehrlicher Rabbiner und nannte sich Oszer Cwi, alle kannten Oszer Cwi. Sag, Elka, warum richtet Gott mich so zugrunde?"

"Ich weiß nicht", antwortete Elka. "Ich versteh davon nichts. So wie du, mein Mojsiele."

Kaiserwalzer

Róza Citlewicz stritt sich mit ihrer Zimmergenossin Chaja Betronger. "Das Oberfenster muß den ganzen Tag über offenbleiben", sagte Róza.

"Erstunken ist noch keiner, aber erfroren; und von Zugluft kann man Lungenentzündung kriegen", entgegnete Chaja. "Bei uns im Schtetl lief ein Arie Dziwak umher, der hatte den Mund verzogen bis zum rechten Ohr. Als er klein war, soll er eine Stunde im Zug gestanden haben, weil seine Mutter weggegangen war und Tür und Fenster zu schließen vergessen hatte, und so hat er für immer ein Schiefmaul behalten ... Und Michał Pustelnik, der Mann einer Nachbarin, schlief im Winter immer bei offenem Fenster und hat die Schwindsucht gekriegt."

"Das Oberfenster muß offenbleiben", versteifte sich Róza. "Die Heizung ist an, und du schläfst unter einem Federbett."

"Das ist ein Vorkriegsfederbett, du bist neidisch auf mein Federbett!"

"Du lügst! Es gibt keine jüdischen Vorkriegsfederbetten! Alle Decken und Betten haben die Deutschen verbrannt! Du lügst!"

"Ah, eben nicht alle! Der Gerichtsschreiber Mirczewski hat mein Federbett, meine Tafelgedecke und das himmelblaugeblümete Tischtuch aufgewahrt. Siehst du!"

"Und gleich sagst du noch, daß er dich ebenfalls aufbewahrt hat, zusammen mit Federbett, Tafelgedeck und himmelblaugeblütem Tischtuch."

"Genau so war's! Vier Monate lang hat er mich auf dem Boden versteckt. Was sagst du nun? Dich hätt' keiner auch nur für 'ne Stunde zu sich genommen, und mich hat Mirczewski versteckt, hähä!"

"Paß auf, sonst schmeiß ich dir den Teller an den Kopf, du, du – ... Was weißt du schon von mir?! Du – du dickes, fettes Frauenzimmer, du!"

"Erstens bin ich nicht dick und fett, und zweitens weiß ich schon lange, daß du mich mit diesem Oberfenster zu Tode frieren willst."

Ein Klopfen an der Tür unterbrach den Wortwechsel.

"Nicht reinkommen", rief Róza.

"Nicht reinkommen", rief auch Chaja.

Doch die Tür tat sich auf, und strahlend trat Julian ein. "Ich hab geklopft und geklopft, aber keiner hat *Herein!* gesagt. Ich hab schon geglaubt, etwas Schlimmes ist passiert, dabei ist bei euch alles in Ordnung. Und diese Stille! Ein Gottesgeschenk, die Gemeinsamkeit mit einer Frau, ein wahres Gottesgeschenk." Und er nahm unaufgefordert einen Stuhl, setzte sich, schlug ein Bein über das andre und seufzte. "Sie bezieht das Bett, bügelt das Hemd, legt ein weißes Tischtuch auf, kehrt die Stube und serviert den Tee in einem sauberen Glas." Er seufzte erneut. "Wenn ich eine gute, sympathische, reinliche, liebe, ruhige mit anständigem Charakter fände, wer weiß ..."

"Mit einer Aussteuer", fügte Róza hinzu.

"Mit einem Sparbuch", ergänzte Chaja.

"Nein, nein. Das wichtigste sind Ruhe, Ordnung und Sauberkeit!"

"Selbstverständlich", sagte Róza.

"Selbstverständlich", wiederholte Chaja und nahm eine Bonbonniere der Marke *Wedel* vom Regal. "Bitte, greifen Sie zu, Herr Julian, bitte sehr. Flüssige und feste Füllung, reine Milkschokolade."

"Oder vielleicht ein Stückchen Geleekonfekt?" fragte Róza und holte, ohne seine Antwort abzuwarten, aus ihrem Regal eine Schachtel, auf der *Geleekonfekt Luxus* stand.

"Bei uns ist es immer still und ordentlich." Chaja rückte den Stuhl an den Tisch und setzte sich.

"Und stets friedlich", ergänzte Róza.

"Einer muß dem andern helfen", bemerkte Julian. "In jeder Ehe gibt es Streitigkeiten, doch wenn Hilfe nottut, hilft einer dem andern. Allein ist es schwer ... Wißt ihr, meine lieben Frauchen, was das Lächeln eines Menschen bedeutet, wenn einer leidet und ein Lächeln braucht? Aber, aber – ich habe guten Tee in meinem Zimmer, ich hole ihn, und wir brühen uns welchen auf."

"Meiner ist auch sehr gut." Chaja griff nach einer Büchse, die auf dem Nachtschränkchen stand, und entnahm ihr ein Päckchen Tee.

"Aber meine Mürbeplätzchen sind ausgezeichnet, Herr Julian, sie müssen gleich mal kosten", schlug Róza vor. "Zum Tee nur meine Mürbeplätzchen! Ich hab sie im Backofen im ersten Stock gebacken. Unser Backofen backt nicht richtig, man kann die Flamme nicht regulieren, und da wird leicht alles schwarz."

"Ja, das stimmt", pflichtete ihr Chaja bei. "Ich hab einen Napfkuchen gebacken, der Boden ist reichlich schwarz, aber der Kuchen selbst besitzt einen außerordentlichen Duft und Geschmack!"

Julian trank Tee, verzehrte drei Mürbeplätzchen und ein Stück Napfkuchen mit verbranntem Boden, danach zündete er sich eine Zigarette an, machte einen Zug und seufzte: "Es gibt wichtige und weniger wichtige Angelegenheiten. Wir warten auf die allerwichtigste." Er brach ab, tat erneut einen tiefen Zug und blies ein spärliches Rauchfähnchen in die Luft. "Ja, ja, wir warten auf die allerwichtigsten Dinge. Leider", er breitete die Arme aus, "leider erleben wir sie nicht, da gibt's keine Hoffnung."

"Ich warte immernoch auf meinen Sohn und die beiden Töchter ...", sagte Róza.

"Ich warte auf meine Familie", fügte Chaja hinzu.

"Nein! Zu diesen Dingen dürfen wir nicht zurückkehren."

Róza wandte sich zum Fenster. "Zu den Dingen will ich nicht zurückkehren. Ich hatte ein Haus – "

"Ich auch", seufzte Chaja.

"Und ich, und ich!" Julian inhalierte den Rauch und verschluckte sich prompt. "Ver-flixt!"

"Vielleicht ein Schluck Wasser?" fragte Róza.

"Danke", sagte Julian und warf den Zigarettenstummel in die leere Zuckerdose. "Ich rauche zuviel. Schön wär's, wenn mir jemand vorhielte, daß ich zuviel rauche!"

"Der Arzt hat nichts gesagt?" fragte Chaja.

"Der Arzt ist nicht jemand, der Arzt ist der Arzt! Sie verstehen mich nicht, teuerste Chaja."

"Jemand Nahestehendes", erklärte Róza.

"Ja, jemand Nahestehendes ... Ich bewohne ein Einzelzimmer, und da denk ich manchmal so bei mir ..."

"Bitte, bitte, sprechen Sie", ermunterte ihn Róza. "Ich verstehe. Die Einsamkeit –"

"Das ist es! Die Einsamkeit. Nun ja! – Ja, ja. Ach, ich bin ein alter Trottel. Schließlich bin ich bloß hergekommen, um die Damen zur Trauungszeremonie und zur Hochzeit zu bitten."

"Wir wissen Bescheid", sagte Róza. "Sie sind schon hier gewesen und haben uns eingeladen. An jede Zimmertür haben Sie geklopft und eingeladen. Aber Ihre Einladung ist uns sehr genehm."

"Ja, das ist doch meine Pflicht, ich kenne Bela seit vor dem Krieg. Ich erinnere mich ... Sie kletterte auf meinen Schoß und plapperte: *Onkel, Bonbon. Onkelchen, kauf Bela eine Schlafpuppe mit langen Haaren und einen Matrosen mit einer Pfeife im Mund!* Und ich kaufte ihr die Puppe und den Matrosen mit der Pfeife im Mund. Ojoj, das waren Zeiten! Sie

bepullerte meine dunkelblaue Hose, kleckerte mir das Jackett mit Milchbrei voll, warf unsre schönste Kristallvase zu Boden, zog das Tischtuch vom Tisch und warf einen Sessel um. Der Vater unsrer kleinen Bela, Ajzyk Wajcer, war Tischler. In den ersten Kriegstagen kamen die Wajcers nach Lemberg. – Bela traf ich später unter sehr merkwürdigen Umständen wieder. Und das war so: Ich spazierte gerade so durch die Steppe, denke an dies und das, plötzlich taucht weit, weit hinten am Horizont ein dunkler Punkt auf. Taucht auf und verschwindet wieder und taucht wieder auf. Ich setz mich ins Gras und warte. Der Punkt verwandelt sich in einen schwarzen Fleck, der Fleck in ein merkwürdiges Tier, und erst nach geraumer Zeit gewahre ich, daß das ein von zwei roten Ochsen gezogener Wagen ist. Endlich ist die Ochsenkutsche heran. In der Kutsche sitzt ein Mädchen. *Sdrastwujtje chadsiajka*,²³ sage ich, und das Mädchen antwortet: *Sehen Sie nicht, daß ich aus Lemberg bin?* – *Nein, das seh ich nicht. Du hast dich in ein Tuch gewickelt, Kopf und Gesicht bedeckt*, antworte ich erstaunt. *Zuwiel Staub und Sonne hier*, sagt das Mädchen und nimmt das Tuch ab. *Belunia!* – *Onkel Julek!* Nun, und bei diesen roten Ochsen hab ich die kleine Bela geküßt, und wir haben ein bißchen geweint, weil sie ihre Eltern in Buczac²⁴ zurückgelassen hatte und ich Frau und Kinder in Lemberg. Das war unsere Begegnung in der russischen Steppe! – Mit Ochsen hatte ich übrigens mal ein Abenteuer. *Du wirst Ochsen hüten*, sagte eines Tages Anatol Borisowitsch. *Aber paß auf; denn bei uns hütet man nur nachts*. Vierzig Paar trieb ich hinaus auf die Weide. Nacht. Die Steppe schwarz, die Ochsen schwarz, der Mond hat sich verkrümelte,

²³ *Sdrastwujtje* (ohne zweites j) ist die übliche russische begrüßung, der sinn von *chadsiajka* konnte nicht gefunden werden.

²⁴ "Butschatsch (ukrainisch und russisch Бучач; polnisch Buczac, hebräisch בּוּצַ'אָ, türkisch Bucas) ist eine kleine ukrainische Stadt. Butschatsch wurde im 13. Jahrhundert gegründet und gehörte von 1340 bis 1569 zum Königreich Polen. Spätestens seit dem Jahr 1500 siedelten sich Juden an, die Anfang des 20. Jahrhunderts mehr als die Hälfte der Bevölkerung stellten, des Weiteren gab es eine starke ukrainische, polnische und armenische Minderheit. Nach der Union von Lublin befand sich die Stadt von 1569 bis 1772 in der Woiwodschaft Podolien, einer administrativen Einheit der Adelsrepublik Polen-Litauen. Im 17. Jahrhundert kämpften Polen, Ottoman Türken und ukrainische Kosaken um die Stadt. 1672 und 1675 wurde die Stadt von Türken erobert was aber nicht von Dauer war. Die jüdische Bevölkerung schloss sich den Polen an. Infolge des Deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes und des geheimen Zusatzprotokolls wurde Butschatsch im September 1939 von sowjetischen Truppen besetzt. Im Juli 1941 besetzten deutsche Truppen den Ort. In mehreren Massenerschießungen und Deportationen ermordeten die Deutschen, zum Teil mit Unterstützung einheimischer und ukrainischer Kollaborateure, mehrere tausend Juden in Butschatsch und Umgebung. Als die Rote Armee im März 1944 die Stadt befreite, waren noch etwa 800 Juden am Leben, die die deutsche Besetzung in Verstecken und mit Hilfe nicht-jüdischer Bewohner überstanden hatten. Etwa 700 dieser Überlebenden wurde allerdings von den Deutschen gefötet, die Butschatsch kurz darauf zurückeroberten." (Wikipedia) –

Ab 1939 waren zehntausende von juden aus deutschland, österreich, den vormaligen tschechischen gebieten und aus polen nach ungar nach ungar geflohen. Nachdem auch ungar (ab november 1940) mit vernichtungsaktionen gegen juden begonnen hatte, flohen überlebende juden von dort weiter, unter anderem nach butschatsch.

und ich renne von Ochse zu Ochse und kriege keine achtzig zusammen. Ich denke: *die sind in die Steppe hinaus gewandert, verlaufen sich oder werden von wilden Tieren zerrissen.* Auf einmal zeigt sich wieder der Mond, dieser Gauner, und mir wird leichter ums Herz. Ich zähle von neuem – es stimmt: achtzig Stück, keiner mehr und keiner weniger. Ich setz mich ins Gras und schlafe ein. Ich wache auf – kein Ochse weit und breit. Ich laufe in alle erdenklichen Richtungen – weg! Ich denke: *da hab ich mich von Anatol Borisowitsch mit der leichten Arbeit anschmieren lassen, und jetzt stecken sie mich wegen verletzter Aufsichtspflicht ins Gefängnis.* Ich verfluche die Ochsen und mein Los. Erschöpft, wütend und schläfrig lege ich mich ins Gras. Ich erwache. Die Sonne scheint. Ich stehe auf und – vor mir achtzig Ochsen. Die Schlingel liegen im Gras und kauen wider. Das Gras ist hoch, es verdeckt die Leiber, nur die Köpfe und die Hörner sind sichtbar. – Belunia aber habe ich noch zwei Wochen lang gesehen. Dann bin ich zu unsrer geliebten polnischen Armee gegangen. Über den Bräutigam läßt sich vorläufig noch nichts sagen, aber ich hab bemerkt, daß er Bücher und Zeitschriften liest, reinlich ist, sich die Schuhe stets auf Hochglanz poliert und außerdem ins Bethaus geht und leise betet, ja daß er überhaupt leise spricht."

"Weil er einen kranken Hals und kranke Lungen hat", bemerkte Chaja.

"Für mich wird's Zeit." Julian erhob sich. "Morgen sind Trauung und Hochzeitsfeier. Ich muß ausgeschlafen sein."

"Wir wünschen eine gute Nacht", sagte Róza.

"Geben Sie acht auf sich", fügte Chaja hinzu.

Die Trauung war für zwei Uhr nachmittags angesetzt. Bela und Aron fuhren mit dem Taxi zum Standesamt, ihm folgten die Taxis mit Zeugen und Gästen.

"Bestellt hab ich sieben," ereiferte sich Julian, "gekommen sind sechs! Was mach ich mit Chana, Luba und Mojżesz? Was mach ich bloß? Die wollen unbedingt fahren!"

"Gehen Sie raus auf die Straße", riet die Pförtnerin. "Vielleicht erbarmt sich irgendein Kraftfahrer und nimmt euch mit."

Zum Glück kam ein Krankenwagen. Der brachte einen neuen Heimbewohner aus dem Krankenhaus. Der Fahrer erklärte sich einverstanden, auf dem Rückweg zur Einsatzzentrale Chana, Luba, Mojżesz und Julian zum Standesamt mitzunehmen. Sie fuhren mit Blaulicht und Sirene und kamen vor dem Brautpaar und den Gästen

an. Glücklich, schwitzend und aufgeregert eilte Julian durch die große Halle und murmelte in einem fort: "Die erste Hochzeit im Heim, die erste, nicht die letzte ... Ich werde sie verheiraten, Männlein und Weiblein ... Meine lieben jüdischen Familien! Ich bin ein großer Schadchen ... Julian ist ein großer Schadchen! Stimmt's nicht?" wandte er sich an Luba. "Stimmt's nicht, Luba? Du heiratest Mojżesz, stimmt's?"

"Vor einer Trauung trinkt man nichts," sagte Luba, "und du hast, wie man sieht, eine Menge intus."

"Ein einziges kleines Gläschen, meine Luba. Ich hatte das Recht dazu. Du weißt doch, daß diese Hochzeit auf mein Konto geht. Ja, so ist's richtig! Wir müssen normal leben! Mann und Frau, Mann und Frau ... Witwer heiraten Witwen, Witwen heiraten Witwer. Drei alte Junggesellen hab ich auch ausfindig gemacht, und auch ein paar Damen sind noch übrig. Ich denke an euch. Immerzu denke ich an euer Glück."

"Lubka hat recht. Du hast zwei Glas zuviel getrunken", sagte Mojżesz. "Die Zunge läßt du laufen wie Małka auf dem Markt in Berditschew."²⁵

"Ich glaube auch, er hat drei Gläschen getrunken", mischte sich Chana ein.

"Nur eins, Frau Chana. Nur eins." Julian setzte sich auf eine Bank, sprang jedoch gleich wieder von seinem Platz auf. "Die Blumen! Wo sind die Blumen? Ich hab sie in der Pförtnerloge gelassen. Was mach ich jetzt? Keine Blumen. Und alles bloß durch euer Gerede. Die Blumen!"

"Die Blumen sind im Krankenauto liegengeblieben", erklärte Mojżesz. "Du hast sie auf die weiße Kiste bei den Tragen gelegt."

"Und was wird jetzt?" fragte Luba.

"Ich gehe ins nächste Blumengeschäft", sagte Julian und ging. Nach ein paar Minuten war er mit einem Strauß rosa Gerbera wieder zurück.

"Schön!" lobte Chana.

"Die hab ich hier im Parterre gekauft. Ich wußte gar nicht, daß man ein Blumengeschäft für Hochzeitspaare eröffnet hat. Ein sehr guter Einfall! Wenn du Mojżesz heiratest," wandte er sich an Luba, "kauf ich euch hier im Parterre fünfzig Rosen. Heute gab's keine Rosen. Mangelware!"

"Und du willst nicht heiraten?" fragte Chana.

²⁵ Seit dem 18. Jahrhundert gehörte die Stadt Berdytschiw (berdyczów) zu den wichtigsten Zentren jüdischen Lebens in der Ukraine. Es entstand eine starke chassidische Bewegung (vor allem durch Levi Jizchak Ben Meir von Berditschew). Die jüdische Bevölkerung machte lange Zeit die Mehrheit der Stadtbevölkerung aus. Nach dem deutschen Einmarsch am 7. 7. 1941 wurden die Juden (etwa 33.000 Menschen) systematisch ermordet.

"Nein. Ich kann nicht. Zuviel Erinnerungen ... Ich hatte zwei Söhne, ich hatte eine Frau und einen reichen Schwiegervater. Unsre Hochzeit fand im schönsten Salon statt, im besten koscheren Restaurant mit dem allerbesten Streichorchester. Das war keine Hochzeit, das war ein großer kaiserlicher Ball. Die Damen in weißen Toiletten, die Herren in Smoking oder Frack, die Kellner in roten Jacken, selbst die Garderobiere trug ein rosa Spitzenkleid, um das sie heute so manch eine Ministergattin beneiden würde. Zwei hübsche Hilfgarderobieren in enganliegenden schwarzen Kleidern und winzigen weißen Schürzchen ... Irena war die jüngere ... beinah, aber nur beinah hätt ich mich in Irena verliebt. Aber davon erzähl ich euch nichts. Nein, nein, tue ich nicht. Sie war jung, einfach entzückend. Das war einmal – aus und vorbei. Ich tanzte Walzer mit meiner Frau. Das Brautpaar auf großem Parkett. Nur wir beide. Rachela und ich! Und die Gäste standen im Kreis und applaudierten leise, leise; denn sie trugen weiße Handschuhe, und in Handschuhen sind die Beifallsbekundungen gedämpft. Da legte als erster mein Schwiegervater die Handschuhe ab; seinem Beispiel folgten Oberrat Orzeszkowicz, Direktor Molnar und danach alle übrigen Gäste. Das war schon kein bloßer Beifall mehr, das war ein Beifallssturm. So wie sie heute in den Zeitungen schreiben: *Mit einem Beifallssturm quittierten die Zuschauer den Auftritt des großen Künstlers*. Ich war damals der große Künstler, und meine Frau war meine große Partnerin beim Kaiserwalzer. Kann ich mich nach einer solchen Hochzeit zum zweitenmal verheiraten?"

"Und zu Róza und Chaja zu Besuch – wer geht da immerzu?" fragte Rywka, die eben in die Halle kam.

"Eifersüchtig?" Julian schmunzelte. "Für dich, Rywka, finde ich einen solchen Mann, daß – " Er beendete den Satz nicht. Er drehte sich zur Treppe um, die zur Halle führte, und erblickte das Brautpaar und dicht dahinter eine Gruppe von Heimbewohnern. Bela trug ein langes weißes, hochgeschlossenes Kleid, im Arm hielt sie ein Bukett roter Rosen. An ihrer Seite schritt, leicht gebeugt, Aron einher, in dunkelbraunem Anzug, weißem Hemd und hellbrauner, weißgetupfter Krawatte. Sie hielten sich an den Händen, gingen langsam, schüchtern. Bela wandte den Blick nicht von den Marmorstufen, Aron schaute ernst und nachdenklich in die Ferne. Als sie Julian sah, errötete Bela, verhielt den Schritt und fuhr sich mit der Hand über die Frisur. Erstaunt blieb Aron stehen, aber alsbald lächelte er und grüßte Julian mit einem Kopfnicken. Hinter Belas Rücken schob sich Róza hervor, die Julian nicht erkannte. In grauem Kostüm, ein zierliches Hütchen graziös aufs

graumelierte Haar gesetzt, war es eine junge, eine strahlende Róza. Chaja, in einem langen, hellblauen Kleid und einem farbenfrohen Schaltuch um den Kopf, stützte den schwankenden Samuel, der mit Mühe die einzelnen Stufen meisterte. Samuel atmete schwer und wiederholte schweratmend immer wieder, daß er sich prächtig fühle und sehr glücklich sei. Miedow, Chaskiel und Boruch, festtätlich gekleidet, mit Hüten auf dem Kopf, debattierten lebhaft, verstummten jedoch, als sie die Halle betraten. Im weiteren Gefolge gingen Juliusz, Nachum, Antoni, Paweł und dahinter Małka, die Pflegerin Marysia, die Wäscherin Halina und schließlich die Stationsschwester Taszycka.

"Und wo ist der Stock?" fragte Julian.

"Keine Sorge," erwiderte Bela, "Frau Róza hat sich mit dem Stock bewaffnet. Keine Sorge, Onkel, Aron ist bei mir."

"Schließlich bin ich bei ihr", sagte Aron laut. "Im Fall der Fälle kann sie sich auf mich stützen."

"Bitte, nur keine Sorge. Ich bin in der Nähe", wandte sich Róza an Bela. "Nur keine Angst."

Irgendjemand verkündete, daß für den zweiten Saal aufgerufen worden sei, wo die Trauungszeremonie stattfinden sollte. Die Anwesenden schritten auf die weitgeöffnete Tür zu.

Julian ließ alle Gäste vorbei und trat als letzter ein. Er setzte sich auf ein Bänkchen an der Wand. Schwäche und Erschöpfung machten sich bemerkbar. Er schloß die Augen und lauschte dem Geflüster der unweit Sitzenden: "Herrlich – wundervoll! – Gold, Kristall! – Kristallüster! – Ein Marmorkamin! – Das ist ja ein Palast!" Und deutlich vernehmbar Małkas Stimme: "Unsere Bela ist eine Königin." Und Miedows Stimme: "Haben unsere Juden nicht das Recht, in Palästen zu heiraten?" – "Das ist kein Palast, das ist das Königsschloß", fügte Antoni hinzu.²⁶ "Wir erleben schöne Zeiten", ergänzte Małka.

Rywka setzte sich zu Julian, sagte jedoch nichts. Julian konnte die Augen nicht öffnen, das Licht der Kandelaber blendete ihn, und die drückende Luft setzte ihm mehr und mehr zu. Er zog aus der Jackentasche ein Medizinfläschchen, öffnete es, nahm mit zitternden Fingern eine Tablette heraus und schob sie unter die Zunge. *Schon besser*, sagte er nach einem Weilchen zu sich, ließ jedoch die Augen geschlossen.

²⁶ Das warschauer königsschloß wurde jedoch bereits 1939 durch bombenangriffe weitgehend zerstört. Nach dem Warschauer Aufstand 1944 wurde es, zusammen mit großen teilen der stadt, planmäßig gesprengt. Es wurde erst ab 1971 im laufe von 17 jahren rekonstruiert.

"Sagt man hier Masl tow?" fragte Mojżesz flüsternd. "Nein", antwortete Chana kurz, um dann begütigend hinzuzufügen: "Masl tow rufen kannst du später, im Heim, an der Hochzeitstafel."

Julian lauschte und lächelte, endlich wandte er sich an Rywka: "Ich finde für dich einen Mann, einen reichen Mann, kleine Rywka. Weine nicht!"

"Wer weint denn? Ich bin ganz einfach gerührt, und einen Mann finde ich allein."

Der Standesbeamte sagte etwas, aber Julian hörte nicht hin. Er hatte die Augen längst wieder geschlossen und befand sich jetzt wieder auf dem Parkett, umfaßte Rachela, seine Frau. sie tanzten. Walzerklänge, anfangs leis und diskret, schwellen plötzlich an, wurden laut und lauter, und es war längst nicht mehr Julians und Rachelas Walzer, sondern Arons und Belas Hochzeitsmarsch. "Der Hochzeitsmarsch von Mendelssohn", sagte die Stationsschwester Taszycka. "Der Hochzeitsmarsch von Mendelssohn", wiederholte Julian und öffnete die Augen.

Alle erhoben sich; die Zeremonie war zu Ende. Die Schlußtöne des Marsches erklangen, doch Julian saß noch immer auf dem Bänkchen und versuchte, Rachelas Gestalt heraufzubeschwören. Rywka berührte sacht seinen Arm. "Sie haben sich bereits geküßt", sagte sie. "Und die Ringe aufgesteckt. Sie sind ein Ehepaar."

"Ja, ja." Julian erhob sich.

Alle traten der Reihe nach an Bela und Aron heran, küßten ihnen die Wangen und überreichten Blumen. Sogar Samuel näherte sich, auf Chajas Arm gestützt, Aron und sagte: "Ich wünsche dir, daß du deine Bela genauso liebst und achtest wie ich meine kluge Szajndle – gesegnet sei ihr Angedenken! –, Szajndle geborene Koral, von den ordentlichen und ehrlichen Korals, geliebt habe. Werde glücklich!"

Julian schob Samuel sacht beiseite und umarmte Bela. "Sag nichts, meine kleine Bela, sag nichts. Immer werd ich bei meiner Bela sein, immer."

Bela küßte Julian, taumelte, aber Aron reichte ihr rechtzeitig den Arm, und schon schritten sie durch die Halle auf die Treppe zu. Sie gingen vorsichtig, verhielten den Schritt und setzten dann ihren Weg fort. In der Tür reichte Róza Bela den Stock. Auf der Straße warteten die Gäste, die sich zur Feierlichkleit verspätet hatten: Lejzor, Dora, Janina, die Frau des Hausmeisters, und die Köchin Tosia. "Wartet!" rief Julian und drehte sich zu Lejzor. "Geh, Lejzorchen, und ruf die Taxis. Sie sollen hierherkommen. Gleich um die Ecke ist der Taxistand."

Doch gerade als Lejzor die Straße überqueren wollte, ertönte Sirenengeheul, und ein Krankenwagen brauste mit heulenden Sirenen heran. Direkt vor dem Brautpaar bremste der Wagen.

"Was ist passiert? Was ist passiert?" rief Chaja.

"Ist jemand ohnmächtig geworden?" fragte Chaskiel.

"Ist wer ohnmächtig geworden? Na?" fragte auch Stationsschwester Taszycka.

"Pst! Pst! Ruhe! Schreit nicht so! Nichts ist passiert", rief Julian und stellte sich an die Tür des Krankenwagens.

Der Fahrer stieg aus, schaute in die Runde, ging um den Wagen herum, öffnete die hinteren Türen, und ein Strauß roter Rosen kam zum Vorschein. "Danke", flüsterte Julian. "Bitte, überreichen Sie den Strauß der Braut und gratulieren sie ihr."

Der Mann zog einen Taschenkamm hervor, fuhr sich damit durchs Haar, strich seinen weißen Kittel glatt und trat auf Bela zu. "Ich möchte mir erlauben ... Ich erlaube mir, im Namen des gesamten Gesundheitswesens ... "

"... sowie der Sozialfürsorge und des Leitenden Arztes der Stadt ...", soufflierte Julian.

"... sowie der Sozialfürsorge und des Leitenden Arztes der Stadt", wiederholte der Gratulant, "die herzlichsten Glückwünsche zu übermitteln und dem jungen, schönen Paar Gesundheit und alles erdenklich Gute zu wünschen." Nach diesen Worten überreichte er der überwältigten Bela die Blumen und küßte ihr die Hand und die Wangen.

"Masl tow! Masel tow!" rief Mojżesz.

"Masl tow! Masl tow!" rief auch Chaskiel.

"Masl tow! Masl tow!" riefen alle übrigen und klatschten in die Hände.

Der Ambulanzfahrer drückte Aron die Hand, machte eine Verbeugung, stieg in den Wagen, klappte die Tür zu, und der Krankenwagen setzte sich in Bewegung.

"Kann ich jetzt die Taxis holen gehen?" fragte Lejzor.

"Ja, Lejzorchchen, geh nur! Jetzt kannst du gehen", antwortete glücklich und zufrieden Julian.

Spinoza und die Tulpen

Rita öffnete die Tür. "Hat's niemand gesehen?" fragte sie.

"Nein, niemand", antwortete Maurycy und schloß die Tür hinter sich.

"Alle schlafen," sagte Rita, "aber ein paar wachen immer um die Zeit auf und kriechen heraus, um auf die Toilette zu gehen. Sie knallen mit den Türen, setzen die Wasserspülung in Gang und knallen wieder mit den Türen. Miedow macht das viermal die Nacht."

"Wie gut, daß ich so weit von der Toilette entfernt wohne."

"Bei uns hat immer einer Durchfall oder er hat zuviel getrunken."

"Rita – "

"Ja, bitte?"

"Wo ist der Fahrplan?"

"Er liegt auf dem Tischchen unter dem Buch. Weißt du, Maurycy, ich überlege hin und her, ob unser Geld für die Reise ausreicht."

"Ich hab alles genau berechnet. Es reicht, aber wir müssen sparsam sein."

"Das beruhigt mich. Wann gehen wir zum Reisebüro?"

"Mitte September. Dann ist es billiger. Herbstferien sind um fünfunddreißig Prozent billiger. Ich hab es berechnet."

"Nun bin ich vollends beruhigt."

"Ich führe ein Reiseheft. Den Fahrpreis, den Preis fürs Hotel und für Pensionate hab ich mir aufgeschrieben und entsprechende Kalkulationenn angestellt."

"Versteh ich nicht."

"Ich habe den aktuellen Kurs für den Valutatausch berücksichtigt."

"Davon versteh ich nichts, aber ich bin überzeugt, daß du dich in diesen Dingen auskennst, Maurycy!"

"Ja, meine Liebe."

"Du sprichst so schön. Nie hat einer so zu mir gesprochen. Sag, Maurycy, leben Juden in Amsterdam?"

"Aber ja doch. Wenn sogar in Warschau Juden leben, warum dann nicht auch in Amsterdam? Weißt du, Rita, ich müßte mal nachsehen, ob es dort nicht zufällig ein Altersheim gibt, in dem wir uns beköstigen könnten. Das käme uns bedeutend billiger. Der Vater von Anne Frank

hat während der Okkupationszeit in Amsterdam ein Altersheim betreut."²⁷

"Auf dem Stadtplan ist kein Altersheim eingezeichnet, dafür das Haus, in dem Anne Frank gewohnt hat."

"Ich prüfe das nach."

"Und dieser Spinoza hat in welcher Straße gewohnt?"

"Das stellen wir alles an Ort und Stelle fest. Ich weiß, daß er unweit der Synagoge geboren wurde. Baruch hatte zwei Schwestern, Mirjam und Rebekka."

"Und Brüder?"

"Brüder hatte er keine. Er war der einzige Sohn."

"Er muß gute Lehrer gehabt haben. Mein Romek hatte gute Lehrer. Er bestand sein Abitur mit Eins. Die Polonistin, Frau Eleonora Grünbaum, pflegte zu sagen: *Roman wird einmal Philosoph oder Schriftsteller ...*"

"Ein Lehrer von Baruch ist Saul Levi Morteira gewesen, und Latein hat er bei Franz van den Enden gelernt."

"Hast ein gutes Gedächtnis, Maurycy."

"Ja, ich habe ein gutes Gedächtnis, und das freut mich. Die Leute in unserem Alter, in meinem Alter, büßen im allgemeinen ihr gutes Gedächtnis ein, aber ich halte mich."

"Du bist sehr leistungsfähig."

"Aber schlafen kann ich nicht."

"Du denkst an die Reise und an Spinoza. – Aber mein Guter, wolltest du nicht eigentlich über Amsterdam sprechen?"

"Gut, gut, ich fang schon an. Gestern hab ich vom Einmarsch der Deutschen in Holland erzählt. Holland hatte auch seine Faschisten. Sie überfielen das Jüdische Viertel in Amsterdam, raubten Läden aus und demolierten Wohnungen. Anfang 1941 bildete die jüdische Jugend Widerstandsgruppen und trieb die Faschisten auseinander. Als Vergeltung nahmen die deutschen Okkupanten über vierhundert jüdische Geiseln, von denen dann nur drei den Krieg überlebt haben. Und damals, 1941, organisierten die Holländer zum Zeichen ihres Protests gegen die Judenverfolgung einen Generalstreik, der mit Gewalt unterdrückt wurde. 1942 schickte man einhundertzehntausend Juden in die Vernichtungslager. Etwa zwanzigtausend hielten sich versteckt. Spitzel und Denunzianten machten die untergetauchten Juden

²⁷ Otto Frank betreute kein Altersheim, sondern arbeitete bis zum Untertauchen der Familie als Kaufmann und Leiter der "Nederlandsche Opekta". Auch weitere Angaben in Maurycys Referat sind nicht ganz korrekt.

ausfindig. Unter ihren Opfern war auch die kleine Anne Frank. Am Leben blieben genau 5450 Juden – "

"Maurycy?"

"Ich höre."

"Vielleicht könntest du gleich zu Spinoza kommen?"

"Du hast recht. Ich werde ohne Umschweife von Baruch Spinoza reden. Also, Baruch Spinoza wurde am 24. November 1632 in einer Amsterdamer Kaufmannsfamilie geboren, die Ende des 15. Jahrhunderts – in Spanien herrschten gerade Isabella und Ferdinand – aus Portugal gekommen war. Baruch besuchte die damals berühmte Amsterdamer Synagogenschule und wurde der Liebling des Schulvorstehers, des klugen Rabbi Morteira. In der siebten, das heißt der letzten Klasse hatte Baruch bereits seine eigenen Anschauungen, die sich von denen Morteiras und der übrigen Lehrer unterschieden. 1661 verlegte er seinen Wohnsitz nach Rhynsburg bei Leyden."

"Maurycy?"

"Ich höre."

"Welche Anschauungen hatte Spinoza?"

"Das ist nicht so einfach. – Er war ein Abtrünniger."

"Aber du verstehst Spinoza."

"Verflucht, im Jahre 1656 – " ²⁸

"Aber du verstehst Spinoza", wiederholte Rita und stellte ein Tellerchen mit Erdbeeren auf den Tisch. "Iß, Maurycy. Du magst doch Erdbeeren. Spinoza hat auch für eingezuckerte Erdbeeren mit Schlagsahne geschwärmt."

"Das ist unmöglich. Damals hat man keine Erdbeeren gegessen!"

"Möglich! Alles ist möglich auf der Welt. Da du aber Spinoza verstehst und Erdbeeren magst, hätte gewiß auch Spinoza dich verstanden und Erdbeeren gegessen, die ich ihm als Imbiß servierte. Er war klug, bescheiden und hatte Glück bei den Mädchen."

"Nein, nein. Ich weiß nicht," stotterte Maurycy, "ich verstehe nicht ..."

"Du verstehst nicht? Ich meine, daß du dich zu sehr für Rywka interessierst. Und auch Rachela guckt sich nach dir die Augen aus."

"Rita! – Das denkst du doch nicht im Ernst?"

²⁸ "Am 27. Juli 1656 wurde er dann wegen seiner angeblich schlechten Meinungen und Handlungen und nachdem die eingesetzten Mittel und Versprechungen nichts genutzt hatten, in der Amsterdamer portugiesischen Synagoge von der Gemeinde ausgeschlossen. Zusätzlich zum Ausschluss, dem Bann (Cherem), verboten die Rabbiner jeden schriftlichen oder mündlichen Kontakt mit ihm. Spinoza war zu diesem Zeitpunkt erst 23 Jahre alt und hatte noch nichts veröffentlicht. (...) Im Jahr 2012 bat die Portugiesisch-Israelitische Gemeinde in Amsterdam ihren Oberrabbiner Haham Pinchas Toledano, den Bann gegen Spinoza aufzuheben. Dieser lehnte jedoch ab, da Spinozas Auffassungen unverändert als ketzerisch zu betrachten seien." (*Wikipedia*)

"Doch."

"Rywka ist jung."

"Eben. Sie ist jung, hübsch und begabt."

"Ein Krüppel, mit nur einem Bein. Eine Unglückliche."

"Und ich? Und du? Unser Glück ist auch dahin."

"Rita! Rywka muß geholfen werden! Sie muß heiraten oder sich selbständig machen und das Heim verlassen. Der Arzt hat gesagt – "

"Und du verläßt mit ihr das Heim."

"Nur mit dir."

Rita stand auf und ging zu Maurycy. "Entschuldige, Maurycy. Wir werden das Heim nicht mehr verlassen. Hier ist unser Zuhause."

"Und der Ausflug nach Amsterdam?"

"Nach Amsterdam fahren wir, aber nur für ein paar Tage."

"Für acht Tage."

"Ja, für acht Tage." Rita kehrte an ihren Platz zurück. "Du sprachst von den Anschauungen Spinozas ..."

"Spinoza hat zum Beispiel geschrieben, daß religiöse Riten unwesentlich sind. Sie aufrecht zu erhalten, liegt im Interesse der Geistlichkeit, die sich auf diese Weise mit einem Mysterium umgibt und ihren Einfluß auf die Gläubigen festigt. Die Geistlichkeit kümmert sich mehr um das eigene Wohl als um eine wirkliche Sittlichkeit des Volkes. Die Riten zielen vor allem darauf ab, das halsstarrige jüdische Volk gefügig zu machen."

"Er hat die Rabbiner gehaßt."

"Nein, bei ihm war das kein Haß, obschon er Grund dazu gehabt hätte. Man ersuchte, ihn umzubringen. Jemand hat Baruch Spinoza in einer dunklen Gasse von Amsterdam mit dem Stilett ermorden wollen."

"Kommen wir auf Amsterdam zurück."

"Gut, kommen wir zur Stadt selbst zurück."

"Du warst dort?"

"1935. Das hab ich doch gesagt. Seit damals hat sich die Stadt gewandelt. Damals hab ich mich nicht für Spinoza interessiert. 1946 erstand ich auf dem Rózycki-Markt die *Ethik*, die ich dann Maurycys Bibel getauft habe. Ein Buch voller Flecke, ohne Einband. Der Buchbinder Symche Smulewicz hat es später in Ordnung gebracht."

"Du glaubst Spinoza?"

"Ja. Wie sollte man denn auch einem Menschen nicht glauben, der vor dreihundert Jahren gelehrt hat, daß sich die Herrschaft von Staatsoberhäuptern nur auf die Taten der Menschen erstreckt, nicht aber auf ihre Gedanken. Wie sollte man nicht glauben, daß – "

"Wir sprachen von Amsterdam."

"Eine schöne Stadt, mit dem Amstellfluß und dem Stadtteil Jordaan mit seinem Waterlooplein, wo die jüdischen Verkaufsbuden standen wie auf unserem Basar an der Nowolipiestraße. Die Synagoge nahe Waterlooplein, an der Jodenbreestraat, und dort das Rembrandthaus, Nummer 4/6 ... Der Botanische Garten, schöne Häuser, schöne Schaufenster, in den Schaufenstern Diamanten, Perlen, Gold und Platin. Fahrräder, Automobile, saubere Straßen und schöne Frauen ..."

"Beherrsche dich, Maurycy! Und iß deine Erdbeeren."

"Entschuldige. Ich verliere die Geduld. Ich möchte schon morgen auf den Gdańsker Bahnhof in den Zug *Warszawa – Amsterdam – Hoek van Holland* einsteigen." Maurycy hatte die Erdbeeren verspeist und wischte sich den Mund mit einer Papierserviette, nahm danach den Fahrplan zur Hand und notierte etwas in seinem Heftchen.

Rita öffnete den Schrank und holte ein grünes Kleid, einen weißen langen Rock und eine schwarze Bluse heraus. "In dem da fahre ich", sagte sie und deutete auf das grüne Kleid. "Es ist elegant. Maurycy, hörst du überhaupt zu?"

"Aber ja, meine Liebe. Du fährst in diesem Kleid. – Für mich ist es Zeit, ich muß ins Zimmer zurück." Er stand auf und wischte sich die Lippen mit einer anderen Serviette. "Bis morgen, meine Liebe, bis morgen."

"Bis morgen, Maurycy. Und vergiß nicht, deine Medizin einzunehmen."

Maurycy zog die Schuhe aus und schlich auf Socken hinaus und den Korridor entlang. Er öffnete die quietschende Tür seines Zimmers und ging hinein. Nachum wachte nicht einmal auf, als Maurycy gegen einen Stuhl stieß.

Nachdem Maurycy ihr Zimmer verlassen hatte, setzte sich Rita in den Sessel, in dem zuvor ihr Gast gesessen hatte, und begann zu grübeln: Was zieh ich auf einer solchen Reise an, Maurycy? Das ist gar nicht so einfach. Für einen Mann genügen ein Anzug, ein paar Hemden, zwei Krawatten und ein Taschentuch sowie Rasierzeug. Bei einer Frau ist das anders. Ein Vormittagskleid am Vormittag, am Nachmittag ein Nachmittagskleid und ein Abendkleid für den Abend. An einem Sonnentag was Helles, an einem bewölkten die grüne Bluse und der graue Rock, am Abend andere Farben. Zu einem Abendessen im Restaurant ein hübsches Lila, zum Abendessen im Altersheim etwas völlig andres. Und dann noch ein Hut, ein Tuch, ein Schal, Ketten,

Ohringe, Broschen, Spangen, Pumps, Schirm, Handschuhe ... Nein, das ist gar nicht so einfach. Maurycy vereinfacht alles. *Du nimmst das grüne Kleid, den weißen Rock mit der schwarzen Bluse, einen Mantel, ein Paar flache Schuhe, und ein Paar Hausschuhe. Mehr braucht man nicht.* Ihm steckt die Philosophie im Kopf, und an mir bleiben die ganzen Reisevorbereitungen hängen. Im Prospekt steht, daß das die Aufgabe eines Reiseleiters ist, doch der Reiseleiter ist in diesem Fall nicht der Spinoza aus Zimmer 193, sondern bloß die Rita Hofberg aus Zimmer 151. Daß er in Holland gewesen ist, na und? Seit damals hat sich Amsterdam verändert. Da bin ich ganz sicher, und darum muß ich selber den Stadtplan studieren und die Karte von Holland. Morgen nach dem Frühstück hol ich mir von Maurycy den Plan von Amsterdam.

Sie gähnte, lehnte den Kopf gegen die Rückenlehne und schloß die Augen. –

Sie erwachte, weil sie die Pflegerin rufen hörte: "Schwester, Schwester! Schnell!" Jemand rannte über den Korridor. Ritas wunderte sich. Ach, Maurycy, deinetwegen hab ich die Nacht im Sessel zugebracht, und mein Kleid taugt nur noch fürs Bügeleisen. Meine Beine sind geschwollen, und bestimmt ist die ganze Wimperntusche im Gesicht verschmiert. Ach, Maurycy, Maurycy ...

"Schwester!" rief die Pflegerin, "Schwester! Kommen Sie zurück! Frau Doktor ist da!"

Ritas erhob sich und ging zur Tür, und da hörte sie Rywkas Strimme: "Herr Maurycy ist im Waschraum hingefallen; Nachum hat ihn ins Bett gebracht. Gut, daß er mit Nachum zusammen wohnt."

Rita stürzte auf den Flur hinaus, stolperte über den Läufer, fing sich wieder, faßte Rywka bei der Hand. "Komm mit, Kleine! Rasch! Komm mit mir mit!"

Auf ihre Krücke gestützt, lief Rywka als erste in Maurycys Zimmer, zog sich jedoch gleich wieder zurück.

"Wir müssen warten", sagte sie zu Rita. "Frau Doktor untersucht Maurycy gerade."

Sie nahmen in der Halle Platz.

"Lebt er?" fragte Rita.

"Er lebt. Ich hab's gesehen. Er hatte die Augen offen und den Mund auch. Er hat geatmet."

"Rywka?"

"Ja, bitte?"

"Du ... du magst Maurycy. Er denkt immer an dich."

"Ja", gestand Rywka. "Aber an Sie denkt er zuerst, erst dann komm ich."

"Ich verstehe nicht."

"Er sieht Sie als die Seine an."

"Wie bitte?"

"Als die Seine, ja." Rywka wurde rot. "Ich könnte seine Tochter sein. Er hat sowas sogar gesagt. – Sie haben sich heute sehr hübsch gemacht, Frau Rita. – Oh! Die Ärztin geht, wir können rein."

"Du hast nicht auf meine Frage geantwortet!"

"Nein, hab ich nicht", gab Rywka zu.

Sie traten ins Zimmer. Nachum hielt in der Rechten ein Glas und in der Linken ein Fläschchen. "Ich hab dem Patienten Tropfen gegeben. Ihm passiert nichts, aber liegen muß er. Sie haben ein EKG gemacht und ihm eine Spritze gegeben. In der vorigen Woche ist er zweimal auf dem Balkon ohnmächtig geworden."

"Schon gut, schon gut!" Maurycy lächelte Rita an.

"Ich geh frühstücken", erklärte Rywka.

"Warte! Wir gehen zusammen." Nachum nahm einen Becher, einen Teelöffel und ein Messer aus seinem Schränkchen. "Jetzt darfst du mich zu Tisch bitten."

Als Nachum und Rywka gegangen waren, beugte sich Rita über Maurycy, rückte Decke und Kopfkissen zurecht und fragte: "Warum hast du mir nichts davon gesagt, daß du auf dem Balkon ohnmächtig geworden bist?" Sie setzte sich auf den Stuhl am Bett des Kranken. "Warum bloß nicht?" wiederholte sie sanft.

"Ich bin nicht ohnmächtig geworden."

"Jetzt mußt du liegen!"

"Spinoza verstehen ... Keiner versteht hier was ... Rita! Wenn was passieren sollte, nimmst du das Buch an dich. Die *Ethik* ..." Er war sichtlich erschöpft, denn erst nach einer Weile fuhr er fort, wie zu sich selbst: "Keiner liest die *Ethik*. Wozu auch? Was hat sie mit Krieg, Okkupation, Krematoriumsöfen gemein? Doch er, er hat vorausgesehen, daß – "

"Ich weiß nicht, was dein Spinoza vorausgesehen hat", unterbrach ihn Rita. "Aber da ist etwas, was diesen Philosophen mit mir verbindet."

"Was ist das, Ritalein?"

"Die Tulpen."

"Wiederhol das ..."

"Tul-pen!"

"Ich versteh nicht."

"Das dacht ich mir. Überall siehst du nur deinen Philosophen, aber einen Blick in den Garten tust du nicht."

"Red deutlicher, meine Liebe."

"Also, Holland ist doch das Land der Tulpen. Überall Tulpen. Rot, rosa, gelbe, gestreifte, getupfte, gefleckte ... Und ich bin sicher, daß dieser dein Philosoph sich täglich die holländischen Tulpen angeschaut hat. Er hat sich über jede Blüte gebeugt und sich an ihrem Anblick, ihrer Farbe ergötzt."

"Was hat er?"

"Sich ergötzt. Und so manche Tulpe hat Spinoza auf diesen oder jenen philosophischen Gedanken gebracht. Eine schöne Blume sehen heißt die Liebe sehen. Spinoza hat die Menschen geliebt, hast du gesagt ..."

"Ja, das hab ich gesagt, aber was haben diese holländischen Blumen mit dir zu tun, meine Liebe?"

"Ich liebe Tulpen, ich vergöttere sie. Das liegt in der Familie. Meine Großmutter und meine Mutter und meine beiden Tanten, alle haben sie Tulpen vergöttert. Tante Sura sagte: *Die Deutschen haben Polen eingenommen, sie nehmen Frankreich, Belgien, Holland ein, und dabei gibt es in Holland die allerschönsten Tulpen, und die Tulpen gehen mit uns zusammen zugrunde.* Mein Vater erwiderte: *Surele, kümmer dich um dich und nicht um die Tulpen.* Aber Surele träumte bis zum letzten Augenblick von einem großen Tulpenbeet, und ein paar Tage vor dem Abtransport nach Treblinka sagte sie: *Im Keller meines Hauses in der Wolskastraße findest du ein paar Zwiebeln dieser Blume.* Aber das Haus war schließlich außerhalb des Gettos, und ich konnte ihr die Tulpenzwiebeln nicht mehr bringen. Und als du, mein Lieber, mir, deiner Rita, eine Reise zu Spinoza vorgeschlagen hast, ist mir gleich meine Tante Sura in den Sinn gekommen. Nein, nein, unterbrich mich nicht! Du hast mit deinen Kenntnissen über Spinoza gegläntzt, stimmt's? Nun, so exerziere ich dir jetzt meine Blumenkenntnisse vor", sagte Rita lachend. Und mit gedämpfter Stimme: "Das ist genauso schön wie die Philosophie. Weißt du eigentlich, Maurycy, daß es etwa achtzig Tulpenarten gibt, daß man ihre Zwiebeln in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aus der Türkei eingeführt hat, daß diese Blume eine Kreuzung aus zwei anderen Blumen ist, daß es viele, viele Tulpensorten gibt, wie zum Beispiel die Papageientulpe, die lilienförmige, die frühe, die späte, die wilde gelbe, die polnische Tulpe? Und überhaupt ist das eine Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen! Nein, nicht nur Herr

Maurycy Blank liest die Enzyklopädie und andre Bücher, auch Rita Hofberg hat ihre Interessen."

"Streite nicht mit mir, du weißt doch, daß ich heute schwach bin."

"Ich streite mich nicht, ich zeige dir den Weg nach Amsterdam, denn auch ich möchte dorthin fahren. Du mußt wollen ... Du mußt denken, daß du in ein paar Tagen aufstehen mußt, weil du noch viele Dinge zu erledigen hast. Du hast nicht das Recht, krank zu sein, Maurycy! Solche Extravaganzen darfst du dir erlauben, wenn du in die Neunziger kommst. Verstanden?"

"Selbstverständlich, Ritalein, selbstverständlich."

"Und jetzt leg dich bequem hin und versuche einzuschlafen."

Sie zog ihm die immer wieder herabgleitende Decke hoch und rückte das Tischchen ans Bett, auf dem das Fläschchen mit den Tropfen stand und die *Ethik* lag. "Das EKG ist bestimmt in Ordnung. Ich bin sicher, du hast ein Herz wie eine Glocke." Sie griff nach dem Buch und blätterte darin. "Na, eben!" sagte sie lachend. "Höre, was dein Spinoza schreibt. Da steht es: *Der freie Mensch denkt über nichts weniger als über den Tod* – "

"– und seine Weisheit ist nicht ein Nachdenken über den Tod, sondern über das Leben", beendete Maurycy den Satz.

"Du hast es auswendig gelernt."

"Ich erinnere mich bloß."

"Ich gehe zum Frühstück." Sie legte das Buch weg und stand auf. "Ich komme um zwölf, später muß ich zu meiner Friseurin. So viel haben wir noch zu erledigen!"

Rita Hofberg kam nicht um zwölf. Um elf Uhr zehn war sie plötzlich in ihrem Zimmer gestorben. Der herbeigerufene Arzt stellte als Todesursache Gehirnschlag fest.²⁹

²⁹ "Deus sive natura (Gott oder Natur): Schlagwort für die Gleichsetzung von Gott und Natur durch Spinoza. Für Spinoza ist Gott dasselbe wie die allen Dingen zugrunde liegende Substanz, die sich dem Menschen in ihren zwei Attributen Denken und Ausdehnung dokumentiert. Eine allen Dingen zugrunde liegende Weltsubstanz manifestiert sich einmal in Gestalt des Denkens, zum anderen in Gestalt ausgedehnter Materie. Traditionell steht der Terminus Substanz für dasjenige, was vollkommen selbstständig ist. Für Spinoza gibt es nur eine solche Substanz. Es existiert nichts, was jenseits dieser Substanz läge. Sie ist darum in sich. Als Substanz muss sie auch durch sich selbst erkannt werden, weil sie anderenfalls von einem Erkennenden abhinge und so nicht mehr selbstständig wäre. Weil es nichts gibt, was diese Substanz von außen zum Handeln bringen könnte, muss die Substanz auch aus sich heraus tätig sein. Spinoza bezeichnet die aus sich heraus tätige Substanz als *natura naturans* und identifiziert sie mit Gott." (Thomas blume in: *UTB-Online-Wörterbuch Philosophie*)

Der gute Mensch Salomon Sznerer

Chaskiel stürmte die Treppe herauf, stolperte und setzte sich auf die kalte Steinstufe, sprang wieder auf und schrie: "Leute, Leute! Sie ist da! Leute! Sie ist schon angekommen! Sie ist schon angekommen!"

"Schrei nicht", sagte Julian, der eben aus dem zweiten Stock kam. "Geht das nicht anders, du wilder Jude?"

"Sie ist da!" wiederholte Chaskiel und rieb sich das schmerzende Hinterteil.

"Du weißt nichtmal, wie man die Treppen benutzt. Lerne Treppen gehen, Chaskiel. Du bist hier in Warschau und nicht in Radzymin oder Wólka Rybacka oder gar in der kasachischen Steppe."

"Ich weiß, daß hier Warschau ist und daß vor mir der blöde Julian steht und einen armen, kranken Juden auslacht."

"So arm bist du gar nicht! Hast ja Geld! Hast einen Schal und ein Paar Schaftstiefel verkauft."

"Ja, an Boruch, für 'n paar armselige Groschen. Und dich geht das was an? Die Stiefel waren zu groß, und der Schal war zu lang."

"Einverstanden", sagte Julian. "Wir wolln uns nicht streiten. Der Winter kommt. Boruch hat schon als Kind von einem ordentlichen Paar Stiefel geträumt. Er hat dich überredet, und alles ist in Ordnung. Soll er sie tragen zur Gesundheit. Und jetzt kannst du mir erklären, wer gekommen ist, wozu und warum."

"Sie ist gekommen."

"Sie?"

"Die Tochter von Reb Chaim."

"Aus Amerika?"

"Aus Amerika."

"Warum hast du das nicht gleich gesagt?"

"Das wollte ich ja!"

"Leute! Leute! Die Tochter von Reb Chaim ist da!" rief Julian und rannte an Chaskiel vorbei hinauf in den zweiten Stock.

Schnaufend und hustend lief Chaskiel Julian hinterher.

Małka Fimer machte gerade ihr Zimmer sauber. Sie fegte, schüttelte den Bettvorleger aus, öffnete die Tür zum Korridor und wollte eben die

volle Müllschippe hinaustragen, als sie Julians heiseren Baß und Chaskiels Husten vernahm. "Sie ist gekommen?" fragte sie mißtrauisch.

"Hab ich schonmal gelogen?" empörte sich Julian.

"Aber vielleicht ist sie's gar nicht. Hast du sie gesehen?" Und Małka Fimer lächelte, wie nur Małka Fimer zu lächeln verstand.

"Du, du bist ja eine ganz besonders Boshafte", bemerkte Julian. "Ich kenn die Fimers aus Lublin. Sehr anständige Leute! Aber du bist eine Fimerowa vom Dorf, und noch dazu von einem weit entfernten Dorf in Polesie. Dort haben ganz andre Fimers gelebt."

"Alter Ziegenbock! Alter Schafbock!" Małka hob die Schippe.

"Reg dich nicht auf, Weib!" sagte Chaskiel. "Ich hab sie gesehn und sogar mit ihr gesprochen. Ssie heißt Chana und ist sehr dick!"

"Da gibt's gar nichts zu lachen", mischte sich Ajzyk ein, der gerade aus dem dritten Stock herunterkam. "Ein guter Mensch hat ein gutes Gewicht. – Ich hab gehört, sie ist da. Ein äußerst wichtiges Ereignis! So ein Stück Weg! Zwei Wochen auf dem weiten Meer, zwei Wochen auf einem Schiff, das über hohe Wellen hüpf! Danke vielmals für eine solche Fahrt!"

"Ein Tag", bemerkte Chaskiel schüchtern.

"Was heißt das, ein Tag?" fragte Ajzyk.

"Nu, sie ist einen Tag geflogen. Hat einen Aeroplan bestiegen um sechs Uhr abends und ist in Warschau am andern Morgen ausgestiegen."

"Chaskiel hat den Verstand verloren", sagte Ajzyk. "Er ist komplett verrückt. Er hat eine Amerikanerin gesehen, und nun ist ihm alles durcheinandergeraten."

Vor Małka Fimers Tür hatte sich inzwischen eine Gruppe Heimbewohner angesammelt. Alle waren sich darin einig, daß man die Amerikanerin angemessen empfangen müsse.

"Na gut," meinte Ajzyk, "aber wo ist sie, diese Amerikanerin?"

"Sie hat sich gleich bei Frau Janka, unsrer Hausmeisterin, eingemietet. Für sieben Tage hat sie im voraus bezahlt."

"Und ich hab gedacht, sie wohnt im Hotel", sagte Małka. "Amerikaner wohnen sonst immer im *Bristol*. Sie ist geizig und will bei Frau Janka billig wohnen."

"Oh, nein!" opponierte Chaskiel. "Wirklich, Małka, wie boshaft du doch bist! Die Sache ist die, daß Chana sehr fromm ist und alles für sie kosher sein muß."

"Bei uns gibt's eine koschere Küche", betonte Julian. "Bestimmt wird sie da bei uns Mittag essen."

"Wird sie nicht!" erklärte Chaskiel bestimmt. "Chana traut keinem. Sie kocht selber. Sie hat zwei Kasserollen, zwei Pfannen und ein paar Töpfchen mitgebracht. Alles Blaue ist milchern und alles Rote fleischern. Selbst Löffel, Gabeln und Messer haben blaue oder rote Griffe. Außerdem hat sie allerlei Konserven mit der Aufschrift *Koscher* im Gepäck."

"Wie man sieht, haben die amerikanischen Juden keine anderen Sorgen", ließ sich der bisher schweigsame Fajwel vernehmen.

Chana Nusan erschien bei ihrem Vater Chaim Gutberg um vier Uhr nachmittags.

"Die Tochter ist gekommen", sagte die Pflegerin Marysia, die Chana ins Zimmer führte.

Chaim stand vom Tisch auf und schob den Teetopf zurück. Er schwieg.

"Vater! Vater! – Der Vater erkennt mich nicht?" fragte Chana und zog ein weißes Taschentuch aus der Handtasche, um es sich an die Augen zu halten.

"Wie soll ich meine Tochter erkennen, wenn ich sie so viele Jahre nicht gesehen hab? Du bist groß und dick geworden ... Irgendein Mann soll herkommen", wandte er sich an Marysia. "Er soll herkommen."

"Nachum?" fragte Marysia.

"Nein. Bloß nicht Nachum! Salomon Sznerer soll kommen."

Die Pflegerin ging. Chaim musterte Chana und schwieg.

"Der Vater erkennt mich nicht ..."

"Aber du erkennst den Vater", entgegnete er nach einer Weile.

Jetzt schwieg Chana.

Salomon Sznerer klopfte zweimal an die nur angelehnte Tür und fragte dann, ob er eintreten dürfe.

"Tritt ein! Du verhältst dich wie ein frommer Jude, Salomon. Das ist gut, das ist sogar mehr als gut. Die Leute vergessen die Höflichkeiten. Der Talmud lehrt, daß man ohne anzuklopfen nicht einmal das eigene Haus betritt. Gott ist nicht einfach ins Paradies gegangen, sondern hat Adam gerufen: *Adam, wo bist du?* Solches ist die Lehre unseres Gottes. Die Engel, als sie zu Abraham kamen, fragten nach Sara, also gehört es sich, einen Mann nach seinem Weib zu fragen."

"Ich hab keine Frau."

"Ich weiß, ich weiß. Auch ich hab keine Frau. Deine haben die Deutschen ermordet, und meine haben die Deutschen ermordet, aber du kannst dich nach der Gesundheit meiner Tochter Chana

erkundigen. Unterbrich nicht! Du hast bis zu diesem Augenblick nicht gewußt, daß meine Tochter lebt? Ich hab's auch nicht gewußt, doch diese Frau sagt, daß meine Tochter lebt. Welches ist deine Ansicht?"

"Ich vermute, sie ist Eurer Frau ähnlich, Reb Chaim, und außerdem ist sie sehr fromm und trägt, wie Ihr seht, eine Perücke. Erlaubt Ihr, Reb Chaim, daß ich frage?"

"Bitte, fragt!"

"Ihr hattet eine Tochter namens Chana?"

"Hatte ich."

"Sie ist vor dem Krieg nach Amerika gegangen?"

"Ist sie."

"Mit ihrem Mann?"

"Mit ihrem Mann."

"Und er nannte sich Nusan?"

"Aron Nusan aus Stanisławowo."

"Ihr zweifelt noch?"

"Ja. Sie ist fremd. Sie ist nicht zurückgekehrt, sie ist bloß hergekommen. Ich bin zurückgekehrt."

"Ich auch", sagte Salomon Sznerer und seufzte.

"Vater! Ich bin deinetwegen gekommen. Unsre Landsleute haben ein paar hundert Dollar für deine Heimkehr gesammelt. Ich bin gekommen, dich zu holen, Vater! Dort bei uns gibt's ein jüdisches Viertel, leben Leute aus unserm Shtetl und dem Nachbarshtetl. Es gibt eine Schul und eine Synagoge, koschere Läden, koschere Fleischbänke und Restaurants, in denen man Würstchen, Tschulent, gehackte Leber, Kugel, Kartoffelplinse essen kann. Alles ist dort ..."

"Du sagst, es gibt ein jüdisches Viertel? Und auf die Weise willst du mich zur Ausreise nach Amerika überreden? Unterbrich nicht! Als ich in Usbekistan war, als einer, der aus Polen weglief, hab ich bedauert, daß ich nicht mit dir nach Amerika gefahren bin. Da bin ich hier in Usbekistan ohne Familie, dachte ich, und könnte jetzt in Amerika mit Familie sein. Als ich in unser Shtetl zurückkehrte und unser Häuschen in Trümmern, die Schul ausgebrannt, die Mühle in Schutt und Asche sah, sagte ich mir, daß ich hier Buße tun müsse für die ermordeten Söhne Israels und daß diese Buße sieben Jahre währen würde. Sieben Jahre sind vorbei, und immernoch verlangt mich nach Buße – um meiner ermordeten Frau Eстера und meines erhängten Sohnes Mojżesz willen, mit dem ich nicht zu diskutieren verstand, weil er klüger war als ich. – Ich weiß noch, es war im Jahre 1937: Ich schob einen Wagen mit Kohle und Holz in die Podgórnastraße den Berg

hinauf. Vor mir ging Eliaz Kimner mit einem Bündel. Er schnaufte, ich schnaufte. Da bog mein Mojsiele um die Ecke, nahm Eliaz Kimner das Bündel ab, warf es sich über die Schulter und trug es zum Haus der Kimners. Ich war tiefbetrübt über meinen Erstgeborenen, und abends beim Abendessen sagte ich, daß ich nie angenommen hätte, meinem Sohn mangle es an Herz und an Achtung für seinen Vater. Mojsiele lächelte – und das Lächeln stand ihm gut zu Gesicht –, räusperte sich, wie er sich stets räusperte, wenn er etwas Wichtiges sagen wollte, schloß dann die Augen, aber nur ein Weilchen, und sprach: *Im Traktat Baba Metzija steht geschrieben: Wenn Vater und Lehrer Lasten tragen, gebührt vor allem dem Lehrer Hilfe. Hier gilt es, zuerst das Verlorene des Lehrers zu suchen und dann das des Vaters; denn der Vater hat dem Sohn allein das irdische Leben gegeben, der Lehrer aber schenkt das zukünftige Leben. Eliaz Kimner war mein Bibellehrer, hat mich in Mischna und Gemara unterrichtet ...* – Und jetzt, meine Tochter, erzähl mir vom Leben der Familie Nusan."

Salomon wollte den Raum verlassen, aber Chaim hielt ihn mit einer Geste zurück. Also ging Salomon durch die weitgeöffnete Tür auf den Balkon hinaus und setzte sich in den Sessel, in dem Chaim Gutberg stundenlang zu sitzen pflegte. Auch Salomon hatte seinen Balkon, auch er saß dort stundenlang auf einem Klappstühlchen, fütterte Tauben und Spatzen und unterhielt sich mit ihnen. Die Tauben hatten Vor- und Nachnamen. Die größte Taube, eine mit einem glänzenden blauen Federkragen, hieß Samuel Hirsz. Eine Täubin, die alle Tage von den frühen Morgenstunden an auf Salomon wartete, nannte er Chajka und eine zweite, dunklere Luba Bryn, ein alter lahmer Täuberich hatte den Namen Szmul Pabianicer erhalten, drei junge Rauflustige wurden Lejbuś gerufen: Lejb der erste, Lejb der zweite und Lejb der dritte. Die Dohle, die hin und wieder herbeigeflogen kam, hieß Pesia Ryba, und die Spatzen trugen den Gemeinschaftsnamen Blumenbojm.

Salomon stand früh auf, wenn die Bewohner noch schliefen und das Hilfspersonal Baderäume und Toiletten scheuerte, entnahm einem Schränkchen abends schon vorbereitete Brötchen-, Brot- oder Kuchenkrumen und ging damit auf den Balkon hinaus. Die Täubin Chajka wartete bereits und erhielt natürlich die, nach Ansicht Salomons, schmackhaftesten Kuchenkrümel. Dann flogen die übrigen Tauben mit Samuel Hirsz an der Spitze heran. Die Lejbs waren dreist, sie setzten sich Salomon auf die Schulter, rissen ihm das Brot aus der Hand, und Lejb der dritte zeichnete sich dadurch aus, daß er dicht über

Salomons Kopf kreiste und ihm im passenden Augenblick den größten Brocken entriß. "Wenn du wüßtest, meine kleine Chaja," pflegte Salomon zu der Täubin zu sagen, "wenn du wüßtest, wer die richtige Chaja Lorman war, ach, wenn du wüßtest ... Chaja war sehr hübsch. An einem Sonnabendnachmittag, als das Shtetl ruhte, hatte sie mich auserkoren. Sie schmiegte sich an mich, umfaßte mich und weinte. Die arme Chaja, Witwe des Efraim Lorman, war einsam, und auch ich war einsam. Und ich heiratete Chaja, und wir hatten zwei Kinder, und wir fühlten uns wohl zusammen. Oft sprach sie von ihrem ersten Mann, doch ich war nicht böse deshalb, obschon ich eifersüchtig war; denn Chaja war hübsch, und unsre Kinder waren hübsch – da war was, worauf man eifersüchtig sein konnte. Und nun, da man meine Frau und meine Kinder in einem Hitlerlager verbrannt hat, hab ich dich getroffen, und ich hab gleich begriffen, daß meine Kinder und meine Frau dich zu mir geschickt haben."

Mit Samuel Hirsz zankte er sich. "Drängle dich nicht schon wieder vor, du Kapitalist! Denkst, der Stadtreiche darf ungestraft die besten Brocken schlucken? Denkst, du hast das Recht, Szmul Pabianicer die letzten Brotkrumen wegzunehmen? Erinnerst du dich noch, wie ich mich an dich wegen einer Spende für die abgebrannten Zysmans gewandt hab? Du hast großzügig zwei Złoty und fünfzig Groschen spendiert, und erst nach einem Krach mit deiner Tochter hast du drei Złoty und fünfzig Groschen zugelegt, und nach einem zweiten Krach mit der zweiten Tochter, deiner über alles geliebten Szajndla, warst du so gnädig, diese vier Złotly zuzulegen, was schließlich eine Summe von zehn Złoty machte! Und jetzt schubst du den armen Badediener Pabianicer beiseite, einen gottesfürchtigen und armen Menschen; denn, wie sich zeigt, ist jeder Gottesfürchtige arm. Du drängelst und schubst und raubst dem Armen die letzte Krume Brot!" –

Jetzt saß Salomon im weichen Sessel auf Reb Chaims Balkon und schaute sich im Hof um und auf den Nachbarbalkonen. Er wollte die Täubin Chaja zu sich rufen und Szmul Pabianicer und die Dohle Pesia Ryba, aber die Sonne ging schon unter, und die Vögel kehrten in ihre Nester und Verstecke zurück. "Ich hab ihnen so viel zu erzählen", murmelte Salomon Sznerer vor sich hin. "So viel ..."

Von irgendwoher aus dem darunterliegenden Stockwerk drangen Stimmen herauf. Salomon beugte sich über die Brüstung und erblickte auf einem Balkon im ersten Stock Małka, Aron und Abraham Miedow. "Ich hab den Eindruck," sagte Aron gerade, "daß sie ihren Vater überreden wird, unser großes Haus zu verlassen. Dort in Amerika

kutschiert unsre Chana mit einem Auto Marke *Ford* oder *Mercedes* durch die Straßen von New York, wohnt in sieben Zimmern mit Küche und ein paar Badezimmern und führt ein Juweliergeschäft in der Hauptstraße. Dort haben alle Dollar, Brillanten und Gold. Und woher haben sie so viel des Guten? Nun, dazu muß man wissen: Wenn's bei uns keinen Krieg, kleine Okkupation, keine Gettos, keine Krematoriumsöfen, keine Lager, keinen Typhus und andere furchtbare Krankheiten gegeben hätte, besäße ich, Aron Hirszfeld, ein Juweliergeschäft in Warschau, ein Auto Marke *Ford* oder *Mercedes*, fünf Zimmer mit Küche und Bad in der Królewska, dazu Diamanten und Perlen, und unsere Zloty wären zweimal mehr wert als der amerikanische Dollar ..."

"Stinkiger Kapitalist", fiel ihm Abraham Miedow ins Wort. "Stinkliger Imperialist! Höre mich an, du großer Kaufherr und Ausbeuter! Höre mich an: Hätte es keinen Krieg, keine Okkupation, kein Getto, keine Krematorien und Todeslager gegeben, gäbe es große stattliche Fabriken, große moderne Bergwerke und viele andre große Dinge, und es gäbe allgemeinen Wohlstand, wie das schon vor langer Zeit ein alter, bärtiger deutscher Jude namens Karl Marx beschrieben hat."

"Gut, meinetwegen", bemerkte Aron versöhnlich. "Du warst immer Kommunist. Jedenfalls wär's sehr viel, besser, als es ist, und ein Haus wie das unsre wäre ein Luxus pensionat und -krankenhaus. Moment mal, vielleicht wäre ein solches Haus dann überhaupt nicht nötig."

Salomon, über die Balkonbrüstung gebeugt, deutete mit dem Finger in Richtung Aron Hirszfeld und sagte laut: "Sie fährt überhaupt nicht Auto, weil sie das gar nicht kann. Sie hat kein Juweliergeschäft, sondern einenn kleinen Schuhladen im Jüdischen Viertel, und außerdem, mein Bester, mach nicht aus allen amerikanischen Juden gleich große Millionäre. Freilich, es gibt ein Dutzend oder mehr, aber mich geht das nichts an."

"Na, dann holen wir doch ihre Familie und die Familie ihrer Familie zu uns nach Warschau oder nach Krakau oder nach Lublin", bemerkte Małka.

"Genau darüber spricht gerade Reb Chaim mit seiner Tochter. – Aber trotz allem sind sie reicher als wir und kommen nicht zurück zu uns."

Endlich rief Chaim Gutberg Salomon ins Zimmer. "Ja, ja, mein lieber Salomon, sie ist meine Tochter, sie hat meinen Charakter. Ist halsstarrig und läßt sich nicht überzeugen. Jetzt sei so freundlich und geleit Chana hinaus. Ich bin zu müde, um mich mit der amerikanischen Frau weiter zu unterhalten."

Am folgenden Tag, nach Frühstück und Visite, lenkte Salomon Sznerer seine Schritte zu Laja Haftenbergs Zimmer. Laja bewohnte ein winziges Zimmerchen im dritten Stock. Im Frühling vergangenen Jahres war sie ins Heim gekommen. Laja hatte 1939 ihr Gehör verloren. Ein deutsches Geschloß war im Hof niedergegangen, wo sie gerade mit dem Mülleimer stand. Nun sitzt Laja in ihrem Sesselstuhl am Bett, und obgleich sie nichts hört, ist sie dennoch fest davon überzueugt, daß sie alles, was rings um sie vor sich geht, vollkommen versteht. Ihr Bettzeug ist weiß, und niemand muß zu ihr darüber ein Wort verlieren; ihr Morgenrock ist rosa, und am rechten Ärmel ist ein Fleck von Jodtinktur, und auch das muß niemand Laja erst sagen. Ihre Medikamente erkennt sie an der Farbe oder an der Aufschrift auf den Packungen, sie kann, Gott sei Dank, lesen, und ihre Augern sind noch gut. Zeitungen liest sie ebenfalls, und das sehr gründlich, und muß nicht erst das Radio anschalten. Häufig jedoch geht ihr durch den Kopf, was die Schwestern, Pflegerinnen, Ärzte, was Małka, Aron, vor allem aber Salomon Sznerer über sie reden.

Seit Herbst vergangenen Jahres, genauer gesagt seit Jom Kippur, hatte Salomon Sznerer begonnen, sich für Laja zu interessieren. Er hilft ihr beim Bettenbeziehen, bringt Limonade, erkundigt sich beim Doktor nach ihrer Gesundheit, und vorigen Monat hat er sich um ein ausländisches Medikament bemüht und ihr versprochen, daß in Kürze von einem Bekannten im Ausland ein passendes Hörgerät eintreffen und sie, Laja Haftenberg, mit Hilfe dieses großartigen Geräts selbst das Vogelgezwitscher aus dem hundert Meter entfernt gelegenen Park hören würde.

Laja ist mißtrauisch. Er interessiert sich sehr für meine Angelegenheiten. Woher kann er wissen, daß ich neuntausendeinhundert Złoty auf dem Sparbuch sowie einen Ring, die goldenen Ohrringe meiner Mutter und zwei goldene Zehnrubelstücke hinterlegt hab? Aber vielleicht weiß er's auch gar nicht und interessiert sich nur so aus Herzensgüte für eine arme kranke Frau? Ajzyk zum Beispiel kümmert sich um Cywia, und schließlich war, ist und bleibt Cywia arm. Sie lebt hier sogar auf Staatskosten. Oder Rubin. Der kümmert sich um Estera und ihren gelähmten Mann. – Oder vielleicht gefalle ich Salomon Sznerer? Immerhin bin ich jünger als Cywia, Estera oder Małka Fimer, die sich die Lippen schminkt und die Brauen schwärzt. Laja erhebt sich langsam aus ihrem Sesselstuhl und tritt an den Spiegel über dem Waschbecken. Bitte, spricht sie zu sich selbst,

bitte, was für einen Teint ich habe! Die Wangen rosa wie mein Morgenrock, die Brauen brauchen keinen Stift wie die von der Fimerowa. Mit den Haaren muß ich was machen; sie sind kraus und zerwühlt und brauchen eine gute Friseurin.

Nach ein paar Minuten kehrt sie erschöpft, aber zufrieden mit sich in ihren Sesselstuhl zurück. Wenn ich mich einverstanden erkläre, seine Frau zu werden, überlegt sie, dann muß ich Salomon auch alles über mich erzählen. Wenn ich das nicht tue, und er erfährt es, geht er sofort von mir weg, und ich will wirklich, daß er bei mir bleibt. Lügen kann ich nicht, die Wahrheit sagen ist auch nicht leicht. Seit ein paar Wochen erwachte Laja gegen Mitternacht und fühlte einen Schmerz in der Brust, und dann wünschte sie so sehr, daß einer bei ihr wäre. Man kann eine Pflegerin rufen, die Schwester, sogar den diensthabenden Arzt, aber Laja wollte keine Spritzen, und Tabletten hatte sie stets bei der Hand, dazu brauchte sie nicht die Schwester zu rufen. Laja dachte dann: Ich brauche einen guten Menschen, der mit seiner warmen Hand mein rechtes Handgelenk faßt, wie das manchmal Doktor Mindowski macht, und es sehr, sehr lange hält. Länger als Doktor Mindowski. Und dieser gute Mensch – er könnte Salomon Sznerer sein – würde ihr mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischen, wie es bisweilen die Stationsschwester tat. Oder dieser selbe Salomon könnte ihr helfen, das dicke, wenn auch schon grau werdende Haar durchzukämmen, wie das so geschickt Hilfsschwester Cesia machte. Ja, ja, man brauchte so einen einzigen Menschen!

Salomon braucht auch jemanden, mit dem er reden kann, der ein gutes Wort sagt, der tröstert und mitfühlt. Ein schweres Leben hatte dieser Mann, denkt Laja. Die Frau hat er verloren, drei Kinder, Haus und Tischlerwerkstatt. Ach ja, man muß das alles gut durchdenken und sich endlich entscheiden. Nur daß Salomon nicht mit Laja zu reden verstand. Er hatte Bronchitis, und oft hustete, keuchte und röchelte er. Das waren keine Gespräche, das waren Ausrufe, Schreie, die als undeutliches Geflüster an ihr Ohr drangen. Und auf einmal hat Laja einen Einfall: Ich ziehe mit Salomon zusammen, wenn er das Zigarettenrauchen aufgibt. Er wird aufhören zu husten und keuchen, und am Ende werden wir uns untereinander verständigen können. Ajzyk zum Beispiel spricht leise, aber wenn Laja seinen Lippenbewegungen folgt, versteht sie die wichtigsten jiddischen Worte.

An diesem Tag betrat Salomon Sznerer Lajas Zimmer, schloß die Tür sorgfältig hinter sich und lehnte das Fenster an.

"Warum machst du das Fenster zu?" fragte sie beunruhigt.

"Ich werde lange und sehr laut reden, werde schreien! Ich will nicht, daß die Leute was erfahren!"

"Erfahren?" fragte Laja und setzte sich aufs Bett. "Nimm einen Stuhl und setz dich dicht neben mich, vielleicht versteh ich was davon, aber vor allem mußt du aufhören zu rauchen bei dieser Unterhaltung."

"Kennst du Chaim Gutberg, meine Laja?"

"Auch 'ne Frage. Immerhin war er der klügste Mann in unserm Shtetl. Von seiner Klugheit sprach man sogar in Krakau, Lemberg, Lublin und vielen anderen Städten Polens. Sogar der Rabbi Menasze Ezra holte sich in gewissen Fragen bei Chaim Gutberg Rat, und keiner sah darin was Außergewöhnliches. Er war sehr, sehr klug. Er ist der einzige Überlebende aus unserm Shtetl. Jetzt läßt er niemand zu sich. Ich bin in dieses Haus gekommen und wollte Reb Gutberg begrüßen, aber nicht mal umgedreht hat er sich nach mir. Er las und las und las. Vielleicht hat er auch aus diesem Buch gebetet. Ich weiß nicht. Ein seltsamer Mensch: entweder klärt er oder ist krank. Ich weiß nicht ..."

Salomon sagte etwas, aber Laja hörte es nicht, wollte es nicht hören. sie dachte an Mojsiele, Chaims Sohn. Ich erinnere, erinnere mich gut, dachte sie und sagte leise zu sich selbst: Mojsiele war sehr klug. Wir waren Nachbarn, beinahe Nachbarn. Sie hatten ihr Haus auf der andern Straßenseite, und nach Wasser ging ich zu dem Brunnen, der sich nah bei ihrem Haus befand. Mojsiele hatte schöne Augen, und einmal ließ ich mich umarmen; sein Gesicht war warm, dann sehr heiß, ich weiß es noch ganz genau. Wir trafen uns heimlich auf der Wiese, wo die Kühe des Gutsherrn weideten. Dort gab es einen Hügel, und im Schatten dieses Hügels sprachen wir miteinander über mancherlei. Mojsiele lehrte mich, wie man kleine Boote aus Baumrinde schnitzt, doch häufig erzählte er von der Geschichte der Juden, die er aus dicken Wälzern kannte. Im Winter trafen wir uns in einem Wäldchen – uns war niemals kalt. Das war Sünde. Eine große Sünde, und keiner wußte davon ... Keiner? "Du wirst meine Frau", sagte Mojsiele, und ich antwortete: "Ich werde deine Frau, die beste Frau auf der Welt." Im Wald stand eine halbfertige Waldhüterhütte, und dort erfüllte sich unsere Sünde. Später hab ich begriffen, daß das Küssen nackter Mädchenbrüste und das Küssen nackter Knabenschultern noch keine Sünde ist. Aber damals ... Mojsiele zeigte sich nicht mehr, sicher betete er, und ich weinte, aber so, daß es keiner sah. Bis heute liebe ich Mojsiele; ich sehe ihn immerzu vor mir, und doch muß ich's Salomon sagen.

"Hörst du mich?" schrie Salomon Sznerer Laja ins rechte Ohr.

"Entschuldige, Salomon. Ich hab nicht gehört. Ich wollte dir sagen –"

"Sag mir jetzt nichts! Meine Angelegenheit ist im Moment wichtiger als dein Geplapper ..."

Laja lächelte. Der Augenblick war da, auf den sie so lange gewartet hatte. Gleich wird Salomon von seiner Zuneigung sprechen, wird sagen, daß es besser zu zweit wäre und Laja doch noch gar nicht so alt ist und bestimmt gesund wird, wenn sie zusammen sind, und daß er, Salomon Sznerer, versuchen wird, diese stinkenden Zigaretten aufzugeben. Doch weshalb hat Salomon nach Chaim Gutberg gefragt?

"Hörst du mich?" Salomon beugte sich zu Laja. "Gut, dann höre! Gestern ist aus Amerika die Tochter Chaim Gutbergs angekommen, Chana Nusan."

"Mojsieles Schwester", entfuhr es Laja.

"Laß mich ausreden! Chana hat gesagt, daß die Juden dort für seine Reise nach New York gesammelt haben, daß sie die Fahrkarte gekauft haben und auf das Eintreffen des klugen Chaim warten und daß sie Gutberg mit allen Ehren empfangen werden. Das jüdische Viertel dort ist groß, und in den Läden kann man koschere Butter und Sahne, in den Fleischereien koscheres Fleisch und koschere Wurstwaren kaufen. Es gibt außerde eine Synagoge und Bethäuser, es gibt Rabbiner, einen Cheder und auch Jeschibot. "Wozu erzählst du mir das?" fragte Laja erbost. "Mir ist das egal, ich fahr dort nicht hin."

"Dich geht das gerade was an! Rab Chaim hat gesagt: *Wenn Laja Haftenberg sagt, daß Chaim Gutberg nach Amerika fahren soll, dann fährt Chaim Gutberg!* Das letzte Wort in dieser Sache ist an dir, Laja. Ich hab sowas nicht erwartet, es ist reichlich merkwürdig. Er erwartet deinen Rat. Und alle sagen, daß er klug war und ist. Gleich, gleich ... Vielleicht bist du gar seine Verwandte?"

Laja überlief es erst kalt, und sie schmiegte sich in ihre Decke, dann siedendheiß, und sie fühlte, wie ihre Wangen glühten. Schweiß trat ihr auf die Stirn. Er weiß es, er hat es gewußt, und er ist sehr klug, dachte Laja. Mojsiele hat geredet? Aber wann? Und auf einmal verstand sie. Sie schloß die Augen, preßte sie fest und immer fester zusammen, aber die Tränen fanden doch ihren Weg und rannen langsam über ihr Gesicht. Er hat es vor dem Tod jemandem gesagt, ganz bestimmt, und ganz bestimmt hat er ihren Namen gerufen. Er hat mich gerufen, und sein Vater, Chaim, hat es erfahren. Der Hirte des Gutsherrn, Stefek Witek, dem sie nach dem Krieg begegnet war, hatte ihr ins Ohr gebrüllt: *Ich hab gesehn, wie sie ihn weggeführt haben! Ich hab Mojżesz gesehen, zum letzten Mal!*

"Jetzt kann ich dir ja was im Vertrauen erzählen." Salomon rückte näher. "Jetzt kann ich dir was im Vertrauen erzählen," wiederholte er, "nämlich, daß Chaim mir schon vor langer Zeit die Obhut über dich anvertraut hat. Er hat mich sehr gebeten –"

"Was? Du bist bloß hergekommen, weil Reb Chaim dir das aufgetragen hat! Vielleicht hat er sogar bezahlt ..."

"Das stimmt nicht! Das ist eine Lüge!" schrie Salomon. "Ich bin gekommen, weil ich habe kommen wollen. Hör auf, mich anzuschreien!"

"Du bist es doch, der schreit! Ich höre, ich höre immer besser, und ich sehe, was für ein Mensch Salomon Sznerer ist! Ich hab geglaubt, ich war überzeugt, daß du aus Herzensgüte –"

"Genau. Genau so ist es! Aus Herzensgüte! Nach Amerika fährst du nicht, und ich bleibe auch hier." Er erhob sich, schob den Stuhl weg und schickte sich an zu gehen.

"Salomon!"

"Ja, bitte?"

"Mach das Fenster auf! Mach auf der Stelle das Fenster auf!"

Salomon ging ans Fenster und öffnete es weit. Vom Fensterblech flogen die Tauben auf und segelte zu den benachbarten Dächern hinüber. Salomon war es, als sähe er unter ihnen seine Chaja und den alten Pabianicer.

"Sag Reb Chaim, daß er zu seinen Enkeln fahren sollte." Laja Haftenberg hatte sich beruhigt und sprach etwas gedämpfter. "Und sag ihm, daß seine Enkel und sein Schwiegersohn und seine Chana, daß alle amerikanischen Familien aus dem jüdischen Viertel von ihm erfahren sollten, wer sein Sohn Mojsiele gewesen ist und auf welche Weise Gott der Herr ihn zu sich gerufen hat –"

"Mojsiele? Du hast diesen klugen Jüngling gekannt? Entschuldige, ich hab vergessen, daß du aus demselben Shtetl stammst."

"– und wie unser Shtetl zugrunde ging", sagte Laja, jedes Wort einzeln genau artikulierend. "Und meine Mutter und alle Mütter und mein Vater und alle Väter. Darum sollte Chaim Gutberg fahren. Verstehst du?"

"Ja, ja, ich verstehe."

Salomon verließ das Zimmer. Noch eine Weile stand er auf dem Flur, zündete sich eine Zigarette an, machte einen tiefen Zug und hustete. Als er auf der Treppe war, drehte er sich noch einmal um und sah Laja Haftenbergs Kopf in der geöffneten Tür. Er lächelte und zerdrückte die nicht zu Ende gerauchte Zigarette zwischen den Fingern.

Eine Narbe am rechten Arm

Ich heiße Nabia. Efraim Nabia, aus Wlka Piaskowa. Bis zum Jahr 1935 hab ich in den Dörfern Gnsefedern und Leinen aufgekauft und ab und an mit Pferden gehandelt. Ich hatte eine Frau, Rachela, und zwei Morgen Land. 1935 kaufte ich mir drei Morgen dazu, ferner eine trächtige Kuh und eine Schimmelstute. Ich hörte auf zu handeln, ste Roggen, Hafer und Buchweizen, steckte Kartoffeln, baute einen Stall, besserte das Dach meiner alten Htte aus und grub im Hof einen Brunnen. Vier Jahre wirtschafteten wir auf dem Unsern. Dann brach der Krieg aus. Wir mußten die Wirtschaft verlassen. – 1941 befanden wir uns in Kasachstan. Ich legte Eisenbahnschienen. ber diese Schienen fuhren später die Züge mit Soldaten und Munition an die Front. Rachelka sagte immer, daß wir die dritte Front bilden. Die zweite sollten die Engländer und Amerikaner bilden, und die dritte bildeten wir aus Bahnschienen, auf denen die Züge mit den Soldaten und der Munition fuhren. Ich weiß, daß ich mich wiederhole, aber das mach ich absichtlich, um unsre schwere Arbeit zu unterstreichen. Auch Efraim Nabia und Rachelka Nabiaowa haben den Krieg gewonnen.

Rachelka starb 1943 an der Ruhr, und ich legte weiterhin Schienen, aber nun nicht mehr in Kasachstan, sondern in der Nähe der Stadt, die jetzt Perm heißt. In einem kleinen Häuschen hinter der Stadt wohnte die Familie Padnicki. Aljoscha Padnicki mit seiner Schwester Luba Padnicka. Mein Gott ...

Efraim Nabia ist auch mal jung gewesen. Ja, ja, ich war stark und jung, na, sagen, wir, mitteljung. Und einsam und traurig. Keine geliebte Rachela mehr, die immer von der dritten Front sprach, aber eine würdige Nachfolgerin – die se Luba Padnicka! Rachelka war ein bißchen klger, Luba ein bißchen hübscher. Ich war verliebt. Luba briet wunderbare Kartoffelplinsen, jede Plinse war anders, jede besser als die vorherige. Goldbraun, knusprig, manchmal mit etwas Zwiebel und manchmal mit Zucker bestreut, auch mit Rübensirup übergossen. Mit diesen Plinsen hat sie mich für sich eingenommen. Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausdrücke, aber man muß bedenken, daß Krieg war, daß die Zuteilungen für die Bevölkerung bescheiden waren, daß man

das Brot zu verschiedenen Zeiten lieferte, morgens oder abends, daß der Winter hart war und der Frost minus 36 Grad Celsius erreichte.

Eines Tages brachte Aljoscha Lubas ehemaligen Verlobten mit, Arkadij Basgun. Beide tranken sie viel Wodka, und Arkadij sagte, daß Luba nie meine Frau werden würde und daß ich mir eine in Polen suchen solle. "Bis Polen ist es weit," sagte ich, "und die Deutschen sitzen noch dort, und Luba wird so oder so die Meine." Was sollten wir machen – wir prügelten uns. Er stieß mich gegen die Wand, und ich polierte ihm die Schnauze; er trat mich gegen das Schienbein, und ich blieb ihm nichts schuldig. Wir wurden ganz schön handgemein, wälzten uns sogar auf dem Boden. Ich versuchte, Basgun aufs Kreuz zu legen, und er mich, ganz so wie bei den Ringkämpfen im Zirkus vor dem Krieg. Aljoscha schrie: "Genug, Jungs! Chwatit!"³⁰ und wir gaben uns die Hand.

"Du bist zwar aus Polen, aber ein ganz schön kräftiger Kerl", sagte Basgun und ging.

Luba wusch mir mein schmutziges Hemd und die fleckige Hose aus, und am Tag darauf wurden wir vor einem Beamten namens Skurcz, dessen Großvater aus Warschau stammte, ein Ehepaar. Pawel Pawlowitsch Skurcz sprach schlecht Polnisch, aber er hielt eine polnisch-russische Rede über den gemeinsamen Kampf gegen den Faschismus, worauf er uns Gesundheit und Glück auf unserem neuen Lebensweg wünschte.

Unser neuer Lebensweg zählte ein paar tausend Kilometer. Nach vielen Abenteuern gelangten wir glücklich nach Polen und machten in einer Kleinstadt in den Westgebieten Station. Nur daß Luba und mich in dieser Stadt nichts hielt. Zwar hatte man uns eine schöne, von Deutschen verlassene möblierte Wohnung zugeteilt, doch wir sehnten uns nach der Erde, nach Feldern und Wäldern. Luba stammte aus Podolien und wiederholte ständig, daß es solche Gärten wie in Podolien nirgendwo auf der Welt gäbe. Da wollte ich ihr natürlich beweisen, daß meine Pflaumen- und meine Birnen- und meine Apfelbäumchen die besten Früchte auf der Welt hervorbrachten. Wir neckten uns, besonders abends, und weil wir noch jung waren, endeten all unsere Kabbeleien im Bett. Luba war immer schön, und wenn sie bei mir lag,

³⁰ Zufallsfund: "Am 11. April 1945 erschien Ilja Ehrenburgs letzter Kriegsartikel in Krasnaja Swesda unter dem Titel *ХВАТИТ!* (*chwatit* – „Es reicht!“). Er stellte darin die Frage, wer in Deutschland eigentlich kapitulieren wolle, wo es doch gar kein Deutschland mehr gebe – nur noch eine „kolossale Gangsterbande“, die auseinanderlaufe, sobald es um die Verantwortung für Krieg und Massenmord gehe. Und er formulierte den Verdacht, die Deutschen seien bereit, gegenüber den Westalliierten zu kapitulieren, weil sie so einer gerichtlichen Verantwortung zu entgehen hofften, während sie gegen die Rote Armee erbitterten Widerstand leisteten." (*Wikipedia*)

schien mir, wir lägen im Heu und durch das nur angelehnte Scheunentor drängten die Gartendüfte herein. Ich weiß nicht, ob ihr wißt, wie ein Garten im späten Frühling, im Sommer oder im Frühherbst duftet. "*Jede Woche ist der Duft ein anderer*", pflegte mein Vater zu sagen.

Ich kann beschwören, daß er täglich anders war, jede Nacht anders. Der Duft der Matthiola, der Kamille, des Flieders, später der Duft der mehr oder weniger reifen Früchte, der Duft des Fallobstes im Gras, der Duft des Grases nach dem Regen. Du gehst um einen Pflaumenbaum herum, und er begrüßt dich mit seinem Duft, wie dich der Apfelbaum und der Birnbaum je mit ihrem Duft begrüßen. Und du weißt nicht, welchen vorziehen, wo ausruhen, wo sich in den Schatten legen, wenn die Sonne brennt und der Schweiß von Stirn und Nacken rinnt. In Wahrheit aber riecht am besten das reine Gras, das Gras nach dem Regen, duftet am lieblichsten ein Teerosenstrauch und ein zwischen den Fingern zerriebenes Blättchen der Akazie.

Luba war mein Gras nach dem Regen, und ich sagte es ihr wieder und wieder in unseren Nächten, und sie lachte leise in sich hinein, wickelte eine Strähne meines Haars um ihren Zeigefinger und flüsterte: "Und du bist ein starker Bursche vom Land, doch ich halte dich – siehst du! – mit einem einzigen Finger." Und das tat sie! Ich folgte ihren Befehlen wie ein Frontsoldat.

Auf der Straße traf ich ein paar demobilisierte Soldaten. "Wir kehren nach Hause zurück", sagte einer von ihnen. "Und wo seid ihr zu Hause?" fragte ich. Zwei waren aus Lublin, einer aus Warschau, und einer stammte aus der Gegend von Sandomierz. Den fünften hab ich schon nicht mehr gefragt: Józek Zielonka war aus meinem Dorf. Ich lud sie alle zu mir ein, und Luba machte ein großes Mittagessen, das von ein Uhr mittag bis zwölf Uhr nachts dauerte.

"In deinem Haus hat Ruchlacz gewohnt", erzählte Józek. "Die Deutschen wollten das Haus niederbrennen, aber der Gemeindevorsteher hat den alten Ruchlacz drin untergebracht, der dann 1944 gestorben ist. Es hatte schon durchgeregnet, und die Scheiben waren gesprungen. Der Stall hielt kaum zusammen, nur die Scheune war gut. Kuh und Pferd und die übrige Habe hat sich der Schulze genommen. Die Obstbäume sind verwildert, einer ist verdorrt. Haus und Hof sind von hohem Gras umwuchert. Komm zurück und bring die Wirtschaft in Ordnung. – Aber ich muß dich warnen, es kann auch anders kommen ..."

"Was heißt *anders*?" fragte Luba.

"Die Wirtschaft der Majerowicz' hat Birmus übernommen," erklärte Józek, "und ich weiß nicht, ob er sie zurückgäbe, aber die Majerowicz' leben ja nicht mehr. Wer euer Land und eure Hütte genommen hat, weiß ich nicht mehr."

"Vielleicht gar keiner", sagte Lubas.

Ich schwieg, aber ich dachte bei mir, daß mein Land mir keiner wegnimmt. –

Ich will mich nicht mit Reiseabenteuern aufhalten, schildre nicht, wie viele Kilometer wir auf Militärlastern zurückgelegt haben, und nicht, wie viele mit Güterwagen. Werde nicht von unserm Fußmarsch durch verbrannte Wälder und über halbzerstörte Brücken, durch niedergebrannte Shtetl und niedergebrannte Dörfer erzählen, erzähle nicht, wie wir in eisigen Hütten, in einem Stabsbunker der Wehrmacht und im zerstörten Gutshaus eines Grafen genächtigt haben. All das werd ich ein andermal berichten.

Von der Eisenbahnstation Liszki bis zu unserem Dorf waren es fünf Kilometer. Ein schlechter, im Herbst und Winter schlammiger Sandweg. Beim zweiten Kilometer begegneten wir Michał Ziarno, der Pfeife rauchend auf einem Stein saß.

"Ich an deiner Stelle, Efremek, würde sofort umkehren", sagte Ziarno. "Hütte und Land hat Listacz übernommen."

"Soviel ich weiß, hat Listacz schon eine Hütte, und Land genug", sagte ich.

"Er hat seine Wirtschaft und auch Land genug," bestätigte Ziarno, "aber deine Hütte hat er genommen, um seinen jüngeren Sohn dort einzurichten. Geh dorthin zurück, woher du gekommen bist, Efremek. Listacz hat hier das sagen, und da richtest du nichts aus."

"Aber auf wen hört das Dorf?" fragte Józek Zielonka sachlich.

"Auf den Herrn Pfarrer," sagte Ziarno, "aber auch der Herr Pfarrer kommt gegen Listacz nicht an."

Am Dorfrand trafen wir den Herrn Pfarrer. Er verließ gerade das Haus der Leokadia Pawłowska, der er die Letzte Ölung erteilt hatte.

Im Pfarrhaus war es warm.

"Du bist nie im Pfarrhaus gewesen, aber dein Vater, Mordko Nabiał, ist oft zu mir gekommen, in verschiedenen Angelegenheiten, und jetzt ist sein Sohn da, in einer schwerwiegenden Sache", sagte der Pfarrer. "Ich rate dir, Efremek, kehr in die Stadt zurück. Hier ist's gefährlich. Die Leute sind ordentlich, die Frauen haben ein weiches Herz. Die Gajermans haben sie gerettet, und Salek Muślin versteckt. Listacz ist zweifellos ein Sünder, zur Beichte erscheint er nicht, und in die Kirche

kommt er zweimal im Jahr, wobei er noch vor der Predigt verschwindet. Er hat sich mit drei Strolchen aus der Stadt zusammengetan. Bolek, sein Knecht, ist stärker als ein Stier."

"Ich geh so oder so zu meinem Haus," sagte ich, "aber ich möchte Hochwürden um einen kleinen Gefallen bitten, nämlich, daß Luba vorläufig im Pfarrhaus bleiben darf, bis die Sache mit Listacz ausgestanden ist." Aber Luba wollte mit mir gehen, was ich nicht erlaubt hab.

Ich näherte mich meiner Hütte von der Feldseite. Aus der Ferne sah ich den Schornstein, dann das Dach und schließlich tauchte das ganze Haus auf, von einem Zaun, einer hohen Himbeerhecke und Beerensträuchern umgeben. Ich sprang über den Zaun. Kein Hund bellte. Stille. Allerdings stieg aus dem Schornstein eine dünne Rauchfahne auf. Aus dem Fenster drang Männerlachen. Ich ging um das Haus herum und blieb bei der Scheune stehen. Vor mir hatte ich den Hof, auf dem ein schwarzes Pferd mit Wagen stand; am Brunnen faulenzte ein weißer Kater. Ich stand reglos und starrte in die Hundehütte. Wo ist unser Krällchen? Warm bellt er nicht, warum bleibt er in der Hütte? Ich hatte immer wieder an unseren schwarzen Hofhund denken müssen. Dort in der fernen Stadt Molotow, die jetzt Perm heißt, und fern in der kasachischen Steppe, immer und immer hab ich an unser Krällchen gedacht. Der Hund war ein Jemand, war etwas, zu dem ich zurückkehren konnte, und nun – nichts. Er begrüßt mich nicht, er bellt nicht. Ich ließ mich auf dem Hacklotz nieder und wartete. Schließlich trat eine Frau heraus, ihr folgte Listacz. Er streckte sich und gähnte.

"Władek!" rief ich. "Morgen komm ich her. Pack dein Gelumpe, morgen zieh ich wieder hier ein!" Ich ging bis zur Mitte des Hofes, lehnte mich an die Wand meines Brunnens und wartete auf Antwort.

"Scheißkerl!" rief Listacz. "Verschwinde, Hurensohn! Ab mit dir ins Getto! Sonst bring ich dich um!" Er ergriff die vor ihm liegende Harke und hob sie hoch über den Kopf. "Hau ab, Judenbengel!"

Ich spuckte aus und lenkte meine Schritte in Richtung Gartenpforte. Ein Knall und ein Pfeifen über meinem Kopf betäubte mich für einen Augenblick, aber ich verlor nicht die Besinnung. Ich drehte mich um und verharrte so: "Du bist ein Feigling, Władek! Und ein Bandit! Jetzt schieß – aber nicht in den Rücken!"

Listacz kam hinter dem Pferdewagen hervor. "Stehengeblieben, Jude! Das war ich nicht. Das war mein blöder Franek! Ich sag dir nur eins: Mach dich auf die Socken, Efremek, so lange ich noch bei Laune bin!"

Und da gewahrte ich Bolek, wie er sich hinter mich schlich. In der erhobenen Hand hielt er eine Axt. Ich beugte mich vor, um mit einem Satz die offene Pforte zu erreichen, aber ich stolperte über eine Kette im Gras. Ich riß die Kette hoch und schleuderte sie gegen Bolek. Bolek lag auf einmal im Gras und schrie, und ich rannte mit meinem Verteidigungsinstrument auf Franek zu, der eben die Hofmitte erreicht hatte.

"Steck dein Schießseisen weg!" rief ich. "Leg die Flinte aus der Hand, Grünschnabel!"

Er zielte auf mich und schoß erneut. Ich spürte einen leichten Schlag im Arm, ließ die Kette fallen und warf mich auf Franek, packte ihn um die Taille, hob ihn hoch und schleuderte ihn zu Boden, doch er behielt die Flinte fest in der Faust. Schließlich entriß ich ihm die Waffe und warf sie in den Brunnen. Er sprang auf die Füße und versetzte mir einen Kinnhaken. Ich fiel, wir rollten durch den Sand, und Bolek lag noch immer bei der Pforte und schrie um Hilfe. Ich machte mich von Franek los, da hörte ich die Stimme des Pfarrers. "Jesu Christe! Haltet ein! Haltet ein!" rief er. "Im Namen unseres Herrn, haltet ein!"

Mir schwindelte, und ich fühlte es feucht im Ärmel. Ein dünner Faden Blut rann auf meine Hand herab.

"Mischen Sie sich nicht ein, Herr Pfarrer!" rief Listacz, zog sich aber zum Haus zurück.

Der Pfarrer folgte Listacz und redete auf ihn ein. Was er sagte, habe ich nicht verstanden.

Etwas schwach auf den Beinen, kehrte ich ins Pfarrhaus zurück. Nach wenigen Stunden fühlte ich mich wieder ausgezeichnet. Die Kugel hatte den Knochen nicht beschädigt, sie war durch die Muskeln hindurchgegangen.

Nachts stieg Feuerschein auf über dem Dorf. Mein Haus brannte, es brannten meine Scheune und mein Stall.

"Mach dir nichts draus," sagte der Pfarrer, "den Boden kann man nicht verbrennen, der Boden ist dir geblieben."

Im Morgengrauen kehrte ich mit meiner geliebten Luba zur Bahnstation zurück.

In unserm Kreisstädtchen traf ich Rachmil Kac. "Ich heiße Kleofas Kornopacki, Sohn des Sebastian," sagte er, "und ich weiß nicht, ob ich zu meinem richtigen Namen zurückkehren soll."

Wir saßen auf der Veranda von Paweł Rudziks Haus. Kac erzählte: "Hundertmal täglich hab ich mir wiederholt: Kleofas, Sohn des Sebastian und der Honorata, Sohn Sebastians, Sohn Sebastians ... Ich hab wegen meines neuen Namens und des Namens meines neuen Vaters fast durchgedreht. Nachts bin ich aufgewacht und hab ich mich selber gefragt, wie ich heiße. Im Juli 1943 bin ich auf der Straße angehalten worden. Sie stellten uns an die Wand eines zerstörten Hauses. Ein deutscher Offizier nahm, meine Kennkarte. *Name des Vaters?* fragte er und stieß mit dem Peitschengriff den Hut von meinen blonden Haaren.

Mojżesz! sagte ich laut, und meine Antwort entsetzte mich. Der Offizier brüllte vor Lachen. *Ein Witzbold von einem Polen! ha, ha, ha. Ich kann nicht mehr, ha, ha, ha. Dieser Pole hat Courage!* Und wieherte und klopfte mir mit dem Peitschengriff die Wange. *Siehst du den Itzik dort?* sagte er, mir unaufhörlich dabei mit der Peitsche die Wange tätschelnd. *Der heißt Moses! Kapiert? Und das soll dein Tate sein? Nein, das ist kein Vater, das ist ein jüdischer Scheißdreck. Und diesen Scheißdreck werd ich gleich bum, bum!* Er trat zu dem Betreffenden, führte ihn aus der Reihe und erschoss ihn auf einer Grünfläche. Darauf kam er zurück und händigte mir meine Kennkarte aus. *Daß du mir den Witz nicht noch einmal erzählst,* sagte er gutmütig. *Es könnte ihn einer für die Wahrheit halten, und für dich dann bum, bum.*

Seit diesem Augenblick saß es fest in meinem Kopf: Mojżesz Kac, geboren in Słowatycze, ist nicht dein Vater. Mojżesz Kac ist ein Witz. Ein deutscher Witz. Frau Marcholewiczowa fragte mich, ob ich einer Adelsfamilie entstamme, und ich sagte ja und kaufte mir einen Siegelring mit Wappen. Frau Marcholewiczowa lud mich zu ihrem Mittagessen ein, und alle waren stolz, das bescheidene Mahl in Gesellschaft eines Herrn Grafen verzehren zu dürfen. – Und jetzt, Efrenek, kehren wir zu deiner Wirtschaft zurück. Du kaufst Pferd, Wagen, Säge, Axt, Hammer und alles, was man sonst noch braucht. Wir bauen ein Haus."

"Ich hab kein Geld", erklärte ich Kac oder Kornopacki.

"Aber ich hab welches", entgegnete Rachmil Kleofas Kac Kornopacki. "Ich lege das Geld unter einer Bedingung aus: Über der Haustür bringst du in großen Lettern die Aufschrift *Mojżeszówka* an. Zu Ehren jenes erschossenen Mojżesz ..."

"Wär's nicht besser, wenn du, Rachmil, zu den Deinen zurückkehrtest und wir dir würden wirtschaften helfen, bis sich alles beruhigt hat?" fragte ich den Kac.

"Vielleicht wär's besser," antwortete er, "aber du weißt ja, daß ich bereits lange, lange vor dem Krieg das Haus meiner Eltern verlassen hab und jetzt keine Sense mehr wetzen könnte, viel weniger noch mähen oder pflügen, und außerdem komme ich allein, ohne Frau, nicht zurecht. Mich zieht's in die Stadt, Efremek, und darum bin ich hier, um unser Land zu verkaufen. Aber wenn du so redest, dann geb ich, Klepofas Kac, dir dieses Stückchen Schwarzerde kostenlos auf drei, vier Jahre. Dann sehen wir weiter."

Rudzik vermietete uns einen Wagen mit Pferd, und noch am selben Tag machten wir uns auf nach Klonowice. Der Mai war schön wie immer, und auch der Weg am Fluß entlang war schön. Wir fuhren in ein duftendes Wäldchen hinein und dann immer geradeaus sechs Kilometer durch grünende Felder zu einem Dorf, das auf einem Hang lag, der zu einem Fluß hin sanft abfiel. Rachmil hielt das Pferd vor dem ersten Haus an und trat ein. Nach ein paar Minuten kam er mit einer alten Frau wieder heraus, die ihn am Weg verabschiedete. Er stieg wieder auf den Wagen, "Hü!" und wir fuhren weiter.

Kac schwieg, und wir schwiegen; der Wagen knarrte, das Pferd schnaubte, und ein rotbrauner Köter lief kläffend hinter uns her. Unterwegs begegneten wir ein paar Männern und ein paar Frauen, Kinder spielten vor den Hütten, wir aber durchfuhren schweigend das Dorf; denn keiner wußte, war es uns freundlich oder feindlich gesinnt.

Solche Zeiten waren das, und du brauchst dich gar nicht zu wundern. Ein Fremder war auf dem Land immer verdächtig. Heere hatten die polnischen Dörfer durchquert, feindliche Armeen und Armeen von Freunden, böse und gute Menschen.

Aber kehren wir zu Rachmil Kac zurück. Hier muß ich noch hinzufügen, daß wir uns zu dem Ausflug nach Klonowice nur deshalb entschlossen hatten, weil Rudzik uns versichert hatte, daß unser Militär im Dorf stationiert sei. Und so war es auch: Die Geschütze standen mit Zeltplanen zugedeckt auf dem Acker, und über die Dorfstraße spazierten Soldaten. Rachmil lenkte das Pferd auf einen Hof, seinen eigenen, wie sich herausstellte. Die Holzhütte war hier und da mit Moos bewachsen, das Strohdach schwarzfaulig und vermutlich undicht. In der Küche trafen wir eine Greisin an: im Gesicht hundert Fältchen, die Hände knochig und zittrig, die Augen tränend. Gekleidet

war sie adrett mit ihrem rosablaugeblühten Tuch, dem buntgestreiften Rock, der weißen Schürze und den sauberen Gumstiefeln an den Füßen.

"Sie sagen im Dorf, Ihr heißt Natalia Lach", sagte Kac und nahm hinterm Tisch Platz.

"Ich weiß, wie ich heiße. Und du bist wer?" fragte sie leise.

"Rachmil Kac, Sohn des Mojżesz Kac aus Klonowice. Der Vater ist in Słowatycze geboren."

"Laß dich ansehen." Sie trat zu Rachmil. "Siehst nach einem Städter aus, aber trotzdem scheint mir, du hast recht. Kac, sagst du? Na, dann sag, wo deine Schwester ist."

"Meine Schwester, Sara Kac, ist vor dem Krieg gestorben. An Diphtherie."

Die Greisin setzte sich Kac gegenüber, an die andere Seite des Tisches. "Die kleine Sara Kac hab ich auf dem Arm getragen", sinnierte sie. "Die Deutschen haben deinen Vater und deine Mutter geholt ... Sie haben sie im Schtetl umgebracht ..."

"Ich hab's nicht gewußt, aber ich weiß – "

"Und du nimmst jetzt Haus und Hof. Uns bittest du hinaus ... Es ist dein gutes Recht. Der Boden ist deiner, und die Wirtschaft ist deine. Ich hab sie bewahrt, so gut ich konnte. Ich bin alt, ich muß abtreten. Ich erinnere mich noch an deinen Großvater, Szmul Kac. Erinner dich gut. Er gefiel mir. Ich war damals jung und hab geglaubt, wir würden heiraten. Das römisch-katholische Bekenntnis hat's nicht erlaubt und das mosaische ebenfalls nicht. Ich mehm meine Sachen, und Barbara kommt mit. Wir treten ab, Rachmil, das ist dein Boden. Ich bin alt und zu nichts mehr nütze."

Barbara stürzte in die Küche. In der Hand hielt sie einen dicken Knüppel. Nase, Wangen, Stirn waren schmutzverschmiert. Sie trug eine dunkelblaue, zu weite Hose, eine grüne deutsche Soldatenbluse, die sie in der Taille mit einem Ledergürtel zusammenhielt, und Gummistiefel, an denen der Stalldung klebte. "Was habt ihr hier zu suchen?" rief sie und schüttelte drohend den Knüppel.

Rachmil stand hinterm Tisch auf. "Dann bist du Barbara?" fragte er.

"Ja, und?"

"Die Enkelin", fragte er.

"Urenkelin, – und?"

"Nichts", antwortete Rachmil und ging als erster zur Tür. Ich folgte ihm, Luba blieb. Wir ließen uns auf der Brunnenbank nieder und

warteten. Nach einer geraumen Zeit kam Luba. Kac stand auf und sagte: "Wir können hier nicht bleiben, wir kehren um."

"Hab ich mir schon gedacht", sagte Luba. "Ich hab die Frauen beruhigt. Wir können zurückfahren."

Und wir kehrten ins Städtchen zurück.

Ein paar Tage, vielleicht waren's auch ein, zwei Wochen nach unserer Rückkehr, ging ich früh auf den Markt und traf Michał Ziarno.

"Ich hab auf dich gewartet, Efremek. Du mußt mir ein paar Złoty geben. Ich weiß nicht, wann ich sie dir zurückgeben kann, aber ich geb sie dir bestimmt zurück."

Ich gab ihm drei Scheine. Er nahm sie und steckte sie sofort ein. "Und jetzt will ich dir was sagen, Efremek: Ich hab damals hinterm Zaun gestanden und wollte dir helfen, aber da ist der Pfarrer angerannt gekommen. Eine gewichtige Person, hab ich mir gedacht, da mischst du dich besser nicht ein. Aber das Meine hab ich getan!" Er schaute sich nach allen Seiten um, dann sprach er flüsternd weiter: "Ich hab dein Haus niedergebrannt! Man mußte so handeln, Efremek. Ich hab mir gedacht, in die Stadt kannst du deinen Hof nicht mitnehmen, und ihn Listacz überlassen darf man nicht. Ich hatte drei Flaschen Petroleum und eine Flasche Brennspiritus. Ich hab sie angezündet. Das Feuer brach aus, und die Listaczs sprangen wie die Katzen aus den Flammen. Hübsch hat das ausgesehn. Eine gute Tat hab ich vollbracht, Efremek. Du kannst dich bei Michał Ziarno bedanken. – Vergangenen Frühling, als die Deutschen noch in Polen standen, hat der alte Listacz den Deutschen gemeldet, daß mein Schwiegersohn, Kuba, zu denen im Wald gehört und unter dem Holzboden einen Karabiner und eine Granate versteckt hält. Unsern Kuba haben die Gendarmen auf dem Hof erschossen, und Kasia – du hast sie ja gekannt, meine geliebte Kasia –, Kasia haben sie in die Stadt ins Gefängnis getrieben, und dort haben sie sie fertiggemacht. – Jetzt hab ich wieder eine gute Tat vollbracht. Ich hab mir gedacht, das den Listaczs das Leben in unserm Dorf nicht bekommen soll und sie gestern verbrannt ... Ein gutes Feuer war das, Efremek. Hell und rein. Mein Feuer. Die Flammen züngelten bis zum Wipfel der alten Eiche empor. Mein Feuer, es hat das Dorf von den Sündigen, den Gemeinen gereinigt. Und vom Geld, das du mir gegeben hast, kauf ich Petroleum – da ist noch jemand ... Auf Wiedersehen, Efremek!"

Ich versuchte, Michał zurückzuhalten, aber es gelang mir nicht, er verschwand zwischen den Fuhrwerken auf dem Markt.

Seit dieser Zeit blieb Michał Ziarno verschwunden; keiner hat je erfahren, was mit ihm geschehen ist. Im Dorf hat's weiter keine Brände mehr gegeben.

Und jetzt zwei Worte zum Schluß.

1957 begegnete mir in Warschau Rachmil Koc in Begleitung eines jungen Mädchens.

"Ich heiße Kleofas Kornopacki," sagte er, "und das ist meine Frau, Barbara Kornopacka. Erinnerst du dich an Barbara?"

"Ja," erwiderte ich, "ich erinnere mich. Damals hatte sie Nase, Wangen und Stirn mit Dreck verschmiert."

"Stimmt", sagte Klefoas, Sebastians Sohn. "So ist es gewesen."

Ein Brief aus Paris

"Müssen denn nur wir uns ununterbrochen verstellen?" erregte sich Witold. "Du spielst Frau Halina Lawińska, und ich spiele Herrn Witold Lawiński. Wir geben vor, jemand anderes zu sein. Höchste Zeit, zu unseren alten Vor- und Nachnamen zurückzukehren."

"Denkst du, Witold, daß mich das nicht quält? Doch wie können wir das lösen? Bitte, sag!"

"Ich weiß nicht. Oder vielleicht doch? Man muß den Lebenslauf ändern, den Geburtsschein, den Personalausweis, Mitgliedsbücher – mit einem Wort: alle Dokumente!"

"Selbstverständlich. Deine und meine."

"Naja, leicht gesagt. Stell dir vor, daß wir ab morgen wieder Chana und Lejzor heißen."

"Und dazu noch Libersztat."

"Na, eben. Chana und Lejzor Libersztat. Was werden unsre Bekannten, Nachbarn, Kolleginnen und Kollegen dazu sagen?"

"Und was werden die Wajsbergs, das heißt Agata und Paweł Rudnikowski, dazu sagen, oder Laja und Samuel Sznyter, heute Anna und Stefan Rozwadowicz? Was werden sie sagen?"

"Schämen werden sie sich, daß wir bereits nach Hause zurückgekehrt und sie noch immer fern davon sind."

"Was für'n Haus? Wohin kehren wir zurück?"

"Zu den eigenen Namen zurückzukehren ist so, als kehrte man nach Hause zurück!"

"Witold!"

"Ja, bitte?"

"Bist du dir bewußt, daß da ein winziges Hindernis besteht? Ein winzigkleines Partikelchen unsres Lebens?"

"Wenn es so winzig ist, hat es keine Bedeutung."

"Es hat!"

"Sag endlich, worum geht es?"

"Schrei nicht!"

"Ich bin ganz ruhig – "

"Gut. Bist du wirklich ganz ruhig? Na ja, gut ... ich werd's dir gleich erklären: Chana Bermanówna ist niemals mit Lejzor Libersztat getraut worden!"

"Was redest du da?"

"Das hörst du ja. Du hast dich nicht verehelicht, und ich bin keine Ehe eingegangen. Wir haben uns Papiere als Ehepaar zugelegt! Ja, ja – im Getto haben wir zusammen gelebt, aber keiner hat uns je getraut. Du bist zu mir in die Smocza gekommen in die zweite Etage und hast mich mit zu dir in die Pawia genommen, erste Etage. Erinnerst du dich nicht mehr?"

"Ich erinnere mich, aber wir sind vor dem Krieg zwei Jahre miteinander gegangen."

"Das schon," pflichtete sie ihm bei, "dennoch hätten wir heiraten sollen. Wir kehren nach Hause zurück – so hast du dich ausgedrückt –, und das ohne Trauung?"

"Ich bin nicht so gläubig."

"Aber ich. Ich glaube, daß Gott uns errettet hat. Er hat uns bewahrt."

"Und die andern?"

"Uns hat er ausgewählt."

"Halina! Immerhin trägst du ein Medaillon mit der Jungfrau Maria!"

"Ja, und? Du behauptest, ich hab nicht das Recht dazu? Witold, dieses Medaillon hat uns das Leben gerettet! Weißt du nicht mehr, damals, auf der Straße?"

"Natürlich weiß ich es noch. Sie kontrollierten die Papiere, und plötzlich ging die Kette auf, und das Medaillon fiel aufs Trottoir."

"Nein. Sie ist nicht aufgegangen. Die Kette ist aus irgendeinem unerfindlichen Grund zersprungen. Und da hat der Deutsche den Anhänger aufgehoben, ihn mir überreicht, salutiert und uns gezeigt, wo der Weg noch frei war."

"Ja. Er hat uns geraten, auf die andre Straßenseite hinüberzugehen."

"So war es. – Und ich soll diesen Anhänger abnehmen? Niemals!"

"Und deine Schwester ..."

"Meine Schwester versteht das ganz sicher nicht, und du mußt ihr verzeihen."

"Eli führt in New York ein Geschäft mit koscheren Produkten, und dein Schwesterchen Golda trägt eine Perücke. Wie sollen wir uns da auch verständigen?"

"Immerhin hast du geschrieben, wie wir jetzt heißen, und wir heißen so und nicht anders."

Anderntags kam er nervös nach Hause, setzte sich an den Tisch und wartete ungeduldig auf das Mittagessen. Er aß, sagte kein Wort und legte sich gleich aufs Sofa.

"Ist etwas passiert?" fragte sie.

"Ich hab mit dem stellvertretenden Direktor gesprochen. Hab ihm von unsern Plänen erzählt. Ich mußte es jemandem erzählen, und Kucharski kenn ich seit vielen Jahren; seine Ansicht halt ich für sehr wesentlich. Er kennt mich als einzigen noch von vor dem Krieg. Hat in der Dzielna gewohnt. Ich sagte: *Hör mal, Michał, ich möchte wieder meinen früheren Namen annehmen.* Er stand auf, ging um seinen Schreibtisch herum und setzte sich neben mich. *Deine Sache,* sagte er. *Aber meiner Meinung nach solltest du das nicht tun. Wir kennen dich als Witek. Hier ist noch so einer wie du. Nein, nein, ich sag nicht wer. Ich weiß nicht, ob ihm das recht wär. Du änderst deinen Namen, und was gibt dir das? Den andern wär's peinlich, und außerdem ... Witek, du wirst ein anderer, und es wird schwerfallen, sich daran zu gewöhnen. Verflucht kompliziert ist das! Du müßtest deine Unterschrift ändern. Es würde sich erweisen, daß die früheren Buchungsbelege ein anderer Buchhalter unterschrieben hat, und in der Kaderabteilung³¹ gäb's erst recht Komplikationen. Ein Haufen neue Arbeit. – Aber ich will in mein richtiges Zuhause zurückkehren,* erklärte ich Kucharski, *will meinen richtigen Vornamen wieder annehmen, meinen richtigen Nachnamen.* Und darauf er: *Witek! Wo ist dein Zuhause? Dort wohnen jetzt andre Leute in anderen Wohnungen. Das Getto ist dahin; du hast keine Chassidim mehr, keine Kaufleute in schwarzen Hüten, keine Bethäuser, in denen schamlos inbrünstig und laut die Bewohner des Nordteils von Warschau ihrer Gebete verrichten. Kein Lärm und keine jiddischen Ausrufe, keine kleinen Läden, Verkaufsstände und Händlerinnen mehr. Du hast ein neues Zuhause, ein friedliches Zuhause. Weshalb zu Vergangenen zurückkehren?* Das hat Kucharski gesagt."

"Er hat gar nicht so unrecht ..."

"Ich weiß nicht."

Mehr oder weniger um dieselbe Zeit, da sich Halina und Witold Lawiński Gedanken über die Zukunft machten, zogen Julian und Ita zusammen.

"Trauen lassen werden wir uns nicht", erklärte Julian entschieden. "Du hast bereits einmal unterm Baldachin gelobt, und ich hab bereits

³¹ Personalabteilung

einmal unterm Baldachin gelobt. Zweimal dasselbe tun gehört sich nicht. Du weißt nicht, wie und wo Menachem umgekommen ist, ich weiß nicht, wie und wo meine Rachela umgekommen ist. Aber vielleicht hat sich irgendwo weit, weit in Südamerika meine Rachela mit deinem Menachem zusammengetan, und sie sagen sich, so wie wir jetzt, daß es sich nicht gehört ..."

"Einverstanden," erwiderte Ita, "es gehört sich nicht, zweimal dasselbe zu tun. Vielleicht wohnen sie wirklich in New York oder Mexiko zusammen. Alles ist auf dieser Welt möglich. – Im Dorf haben sie gesagt, daß die Deutschen Menachem und Josek geholt haben ... Mein Josele und mein Menachem gingen durch den Wald, hinter ihnen Marian Mojkwicz und Kuźnica, Andrzej. Sie umzingelten und überwältigten vier der schönsten, vier der tapfersten Männer. Keiner weiß, was mit den vier Helden geschehen ist. Nur der Eisenbahner Lewicki hat gesehen, wie die Gendarmen Josek, Andrzej, Marian und Menachem in einen Waggon stießen. Der Zug fuhr in Richtung Warschau, und damit Schluß."

"Warum Schluß? Sie sind kurz vor Warschau abgesprungen."

"Wer ist abgesprungen?"

"Ja, wohl nicht die Gendarmen! Die vier Helden haben die Gendarmen erschlagen und sind aus dem fahrenden Zug gesprungen."

"Aus dem fahrenden Zug? Das ist unmöglich! Menachem ist immer beherrscht gewesen, also hat Menachem die Notbremse gezogen, und der Zug hat gehalten."

"Richtig! Sie sind rausgesprungen und in den Wald gerannt, und in ein paar Stunden waren sie in Warschau und haben sich versteckt, sagen wir mal bei Bekannten von Marian."

"Bojkowicz –"

"Eben. Bei Bekannten von Marian Bojkowicz."

"Das ist sehr gut möglich, Julian, bloß ich glaub es nicht. Jeder ist, wie er ist, aber Menachem hätte bestimmt Bescheid gegeben. In dieser Hinsicht ist er absolut zuverlässig gewesen. Er hat immer Bescheid gesagt."

"Itka! Meinst du nicht auch, wir dürften mal einen Tag glücklich sein? Hör zu, meine Itka! Diesen Tag hab ich schon ein paarmal angefangen, aber immer ist mir was dazwischengekommen, sei es Krankheit, sei es ein anderes unvorhergesehenes Ereignis oder sonst irgendwas. Ich bin früh aufgewacht mit dem Entschluß, eben von heut an diesen glücklichen Tag beginnen zu lassen, und hab mir gesagt: Julek, du mußt daran glauben, daß Rachela irgendwo jenseits des

Ozeans ist. Die Ärmste kann ihren Julek nicht finden, aber sie wohnt und lebt in Amerika. Szmulek, unser Söhnchen, ist bei ihr. Er hat sein Studium beendet und gerade seine Doktorarbeit verteidigt. Er ist ein bekannter Arzt und bereist die ganze Welt. Man hat ihn für den Nobelpreis vorgeschlagen ..."

"Wenn du dir so sicher bist, warum schreibst du nicht ans Rote Kreuz, daß du Frau und Sohn suchst?"

"Hab ich getan. Sie haben mir geantwortet, daß über ihren Verbleib nichts bekannt ist, aber ich hatte auch nicht den Umstand in Betracht gezogen, daß Rachelka und Szmulek schließlich ihre Namen geändert haben mußten. Eine bei uns normale Sache."

"Ganz normal", bestätigte Itka. "Auch mein Menachem kann durchaus seinen Vor- und Nachnamen geändert haben. Er kann sich zum Beispiel den Namen Kowalski zugelegt haben. Mieczysław Kowalski. Und Josek heißt jetzt vielleicht Stefan Kowalski."

"Na, siehst du! Du bist auf dem besten Wege zum Glück! Mit einer solchen Überzeugung kann man sogar länger als einen Tag glücklich sein. Zwei Tage, vier Tage, einen Monat, ein Jahr, viele, viele Jahre. Müssen wir immerzu denken, daß das Schlimmste passiert ist?"

"Nein, das müssen wir nicht; nur, daß ich während der Okkupationszeit auch versucht habe, ans Glück zu glauben, und nichts draus geworden ist ..."

"Red nicht! Du hast geglaubt, und darum hast du überlebt. Wer nicht geglaubt hat, der hat nicht überlebt!"

"Vielleicht ja, vielleicht nein ..."

"Mit einer Frau läßt sich schwer streiten!"

"Sehr schwer! Gott der Herr hat sich davon überzeugt!"

"Was hat Gott der Herr damit zu tun?"

"Du glaubst an Gott?"

"Ja."

"Du betest?"

"Ich bete."

"Und ich hab beschlossen, nicht mehr zu beten. Muß ich, Ita Rabinowicz, denn fortwährend bitten, flehen, versprechen, versichern ... ? Genug! sagte ich mir eines Tages im Jahr 1942. Ich bitte, flehe, bete, und Gott der Herr tut so, als höre er nichts. Zugelassen hat er, daß man die Juden in Nowy Dwór und in Pomiechówka ermordete."

"Nicht bloß da."

"Aber da auch. Im Lager in Pomiechówka³² hab ich aufgehört zu beten. Ich hab mit Ihm gehadert wie jener Rabbi ... Mein Großvater hat erzählt, daß bei ihnen im Shtetl ein sehr bedeutsamer Rabbi gewesen ist, vielleicht ist es sogar ein Zaddik gewesen. Und dieser Zaddik hat oft mit Gott gehadert."

"Jemand hat in einem Buch darüber geschrieben."³³

"Unterbrich nicht! Dieser Zaddik stritt sich also mit Gott. Darüber, daß kein Regen fiel und auf den Feldern alles verdorrte, daß Er zugelassen hatte, daß das Feuer von der Scheune auf die Mykwe übergesprungen war und diese bis auf die Grundmauern niederbrannte, und daß zu wenig Juden ins Bethaus kamen und so weiter und so fort. Wenn sich der Zaddik um solcher Kleinigkeiten willen gestritten hat, warum sollte da ich, Ita Rabinowicz, nicht das Recht haben, mich um immerhin doch wichtige Dinge herumzustreiten? Ich hämmerte mit den Fäusten auf den Erdboden ein; denn ich saß auf der nassen Erde. Hämmerte drauflos und schrie: *Gott! Tu doch nicht so, als ob du nichts siehst und nichts hörst! Warum gibst du Weißbrot mit Butter den Mördern, und für uns hast du nicht mal eine Krume Schwarzbrot übrig? Warum gestattest du, daß man die Kinder tötet? Antworte! Du antwortest nicht – aha! Höre, mein Gott, bring meinen Großvater nicht um. Ich, Ita, erlaube es nicht. Ich lasse es nicht zu. Ich bin nicht einverstanden, verstehst du? Und das Kind, das hier mit mir im Lager ist, muß leben! Um mich brauchst du dich nicht zu kümmern. Gott, nimm dich des Kindes an! Töte es nicht, ich erlaube es nicht!*"

"Ja, und?"

"Ich hab's nicht erlaubt. Meine Salusia lebt!"

"Ja, du hast recht."

"Sie lebt und schreibt aus dem fernen Australien."

"Was schreibt sie?"

"Sie wohnt in Melbourne, das weißt du doch."

"Hm, ich weiß."

An diesem Tag kehrte Ita ziemlich spät von ihren Einkäufen zurück; sie hatte nach Bananen angestanden, für die Julian eine Vorliebe hatte. In der Wohnung erwartete sie eine Unbekannte.

"Die Dame ist aus Paris", sagte Julian. "Wir warten auf dich."

³² In dem städtchen pomiechówka befand sich das Fort III, zugehörig zur polnisch-russischen festung modlin, in denen die deutschen nach der Schlacht um Modlin (1939) ein ghetto, nach auflösung des ghettos (durch massenexekutionen und deportationen) ein gefängnis einrichteten. Nach polnischen internetquellen waren dort fast 100.000 menschen gefangengehalten.

³³ Möglicherweise ist gemeint HIOB. ROMAN EINES EINFACHEN MANNES (Berlin 1930) von joseph roth.

"Hast du der Dame was angeboten?"

"Das Wasser kocht schon, gleich brüh ich Tee auf. Unterhaltet euch inzwischen, die Dame will zu dir."

"Ja", bestätigte diese. "Ich heiße Róza Weiss. Die Adresse der Herrschaften hat mir Hania Gutman – "

"Sie lebt! Hania lebt!" freute sich Ita. "Wir waren zusammen im Lager!"

"Ja. Ich bringe ein Briefchen von ihr. Bitte."

Ita las laut: *"Mein liebe Itunia, ich bin sehr, sehr glücklich, daß ich Dich wiedergefunden habe. Frau Róza wird Euch eine wichtige Nachricht übermitteln. Róza ist während der Okkupationszeit in Warschau gewesen. Zum Jahrestag des Gettoaufstandes komme ich nach Warschau, und dann erzähl ich von mir. Auf Wiedersehen. Ich küsse Euch ganz, ganz innig! Hania."*

Julian brachte auf dem Tablett Gläser mit heißem, starkem Tee herein. Alle nahmen am Tisch Platz. Róza Weiß holte aus ihrer Handtasche einen kleinen quadratischen Karton. "Bitte! das ist eine Porträtzeichnung von Mikołaj", sagte sie und reichte Ita den Karton.

"Josek! Josele! Wo bist du, Josele?" Sie küßte die Zeichnung. "Das ist mein Sohn! Liebe Dame, wo ist mein Sohn? Gleich, gleich auf der Stelle fahre wir nach Paris, zu euch, zu Hania ... Warum hat er sich nicht gemeldet? Warum, frag ich sie? Liebe Frau Róza, bitte verzeihen Sie mir, ich weiß nicht, was ich rede, aber ich bin sicher ... Das ist mein Sohn, mein Josele!"

"Beruhige dich!" Julian streichelte der weinenden Mutter den Kopf. "Frau Róza wird dir alles erklären. Beruhige dich, meine Ita."

"Er hat der Mutter nicht geschrieben. Warum? Frau Róza, wo ist mein Sohn? Gut, gut ... ich bin ganz ruhig ..." Sie hielt das kleine viereckige Stück Pappe vor sich und starrte auf die klare Zeichnung des Gesichts ihres Sohnes. "Ich bin ganz ruhig, ganz ruhig", wiederholte Ita.

"Ich muß Ihnen sagen ... Ich weiß nicht, wie das ausdrücken ... Er ist mir nicht gleichgültig gewesen ... Das heißt ... er stand mir sehr nahe. Ich hab ihn geliebt."

"Ich hab ihn geliebt?" Ita wischte sich die Augen. "Und schon liebst du ihn nicht mehr? Verstehe. Ihr habt euch getrennt."

"Ihr Sohn trug einen angenommenen Namen. Er nannte sich Mikołaj."

"Wie?"

"Mikołaj. – Ich hab Mikołaj geliebt; er ist 1943 umgekommen, im Dezember. Die Zeichnung hat Sommer 43 ein gemeinsamer Bekannter

gemacht, Wlodek Piekarski. Auch er ist nicht mehr am Leben. – Nur der kleine Karton ist geblieben."

"Nur der kleine Karton ist geliebt ..." Ita verhüllte die Augen mit dem Taschentuch. "Bitte, sprechen Sie! Sprechen Sie, erzählen Sie alles, was Sie wissen!"

"Mikołaj hat bei dem Tischler Marcinowski gearbeitet. Die Werkstatt war groß, in einem Schuppen untergebracht, auf dem Hof eines kleineren Mietshauses. Ich wohnte im Nachbarhaus im zweiten Stock bei sehr guten Menschen. Größere Schwierigkeiten gab es nicht; ich hab, zum Glück, ein echt arisches Profil. Ich unterrichtete die Kinder der Hausfrau und der Nachbarn – ich beherrschte schon damals die französische Sprache –, und außerdem half ich im Haushalt, nähte und machte sauber. Meine Papiere waren bestens, vor Kontrollen hatte ich keine Angst. Mikołaj kam einmal auf Wunsch des Hausherrn zu uns. Er dichtete unsere Fenster ab, reparierte zwei Stühle und das Küchenbüfett. Wir redeten übers Wetter, über die Schwierigkeiten des Alltags. Es war eine ganz banale Unterhaltung. Sonntag brachte er Pfannkuchen, und wieder saßen wir zusammen und plauderten bis zur Polizeistunde. Später hat er einmal zu mir gesagt: *Ich hab's gefühlt, daß du Jüdin bist, aber hin und wieder hatte ich meine Zweifel.* Ich dagegen war mir schon nach der zweiten Begegnung darüber im klaren, daß Mikołaj sein angenommener Name war. Ich hatte mich an ihn gewandt: *Bitte, Herr Mik, sagen Sie doch ...* – aber er reagierte nicht. *Ich war überzeugt, du sprichst zum Hausherrn,* erklärte er später. Mich hat so noch nie einer angedet. – *Wenn du von Kind an Mikołaj geheißen hättest, würdest du wissen, daß Mik für Mikołaj stehen kann, so wie Jerzy der erwachsene Juraczek ist.* Nein, er sagte nicht, welches sein richtiger Vor- und Zuname sei. Er hatte recht. Jedes Auffliegen von mir oder von ihm konnte schließlich für andere tödlich enden. Die Deutschen schlugen, folterten und forderten die Auslieferung von Juden, Partisanen und anderen gesuchten Personen. Übrigens, ich hab Mikołaj meinen richtigen Namen auch nicht genannt. – Ich erinnere mich an einen solchen Vorfall: 1943 im Mai, nach der Liquidierung des Gettos, kam Gestapo in unser Haus. Mikołaj brachte gerade die zwei Bretter, um die der Hausherr ihn gebeten hatte. Die Gestapobeamten führten eine Hausdurchsuchung bei den Nachbarn durch, und schließlich bemerkten sie uns. Mik flüsterte: *Hör mal, Kleines,* so sagte er zu mir, *hör mal, Kleines, in meinem Werkzeugkasten ist was*

Trefenes.³⁴ – *Verflixt noch mal, nehmen Sie Ihr Werkzeug und verschwinden Sie!* rief ich, *ich kann betrunkene Tischler auf den Tod nicht ausstehen!* Mikołaj erwiderte, leicht schwankend: *'tschuldigung!* und wandte sich dem Ausgang zu. Die Gestapobeamten machten ihm Platz, und Mikołaj wankte aus dem Haus und gelangte glücklich zur Werkstatt."

"Ein Wunder!" bemerkte Julian.

"Josele ist immer sehr tapfer gewesen", fügte Ita hinzu.

"Im Dezember 1943", fuhr Róza in ihrer Erzählung fort, "vor Weihnachten, fuhr er in irgendeiner Angelegenheit nach Wyszaków, und ich verabredete mit Mik, daß ich gegen drei Uhr nachmittags in die Werkstatt kommen würde. Ich kam zu spät. Um zwei Uhr waren zwei junge Leute auf der Flucht vor Gestapobeamten und Soldaten in die Werkstatt geraten. Die Deutschen umstellten den Häuserblock, führten die Bewohner auf den Hof hinaus und stellten sie an die Wand. Sie kontrollierten einen nach dem andern, und erst nach geraumer Zeit bekamen sie mit, daß sich die Gesuchten in der verschlossenen Werkstatt versteckten. Mit Kolbenstößen brachen die Soldaten die Tür auf, aber die beiden Jungs hatten Pistolen. Die Schießerei dauerte einige Minuten. Zwei Gestapobeamte wurden erschossen. Die verwundeten, blutenden jungen Männer nahmen sie zur Gestapo mit. Mikołaj war es gelungen, sich zu dem Kämmerchen hinter der Werkstatt zu schleppen. Dort fand ich ihn. Er war tot. Am dritten Januar 1944 verließ ich Warschau und lebte in Otwock. Nach der Befreiung bin ich nach Frankreich gezogen."

"Und das ist alles?" fragte Ita.

"Ja, das ist alles. Weiter weiß ich nichts."

"Wo liegt er, Róza, mein Kind? Sag einer Mutter, wo ihr Sohn liegt!"

"Auf dem katholischen Friedhof. Auf dem Grab ist ein Kreuz und die Inschrift: *Mikołaj Kurnicki, Sohn Marias und Jans.*"

"Mein Josek ist Mikołaj Kurnicki gewesen, Marias Sohn ... Sag mir, Julian, sag wer bin ich? Hab ich noch das Recht, mich weiterhin Ita Rabinowicz zu nennen? Ich bin doch jetzt Maria, Maria Kurnicka, Mikołajs Mutter. Sag, Julian, wo ist unser Gott?"

"Ich weiß es nicht", antwortete Julian und wischte sich mit Itas Taschentuch die Augen. "Ich weiß nichts und begreife nichts!"

³⁴ Trefenes (jiddisch): Treif, trefe oder auch trefe (hebräisch: תָּרֵף, "trefh") ist ein Ausdruck aus dem jüdischen Speisegesetz. Es meint Fleisch, das von der Tora explizit als nicht koscher benannt wird. Hier im übertragenen Sinn gemeint.

Tags darauf rief Róža Weiss aus ihrem Hotel Witold Lawiński an.

"Herr Witold Lawiński?"

"Ja, am Apparat."

"Mein Name ist Róža Weiss. Ich komme aus Paris und habe einen Brief, ein kleines Geschenk und Grüße für Sie."

"Von wem?"

"Von Hanka Gutman."

"Hanka Gutman? Oh – das ist doch meine Cousine. Wie hat sie mich gefunden?"

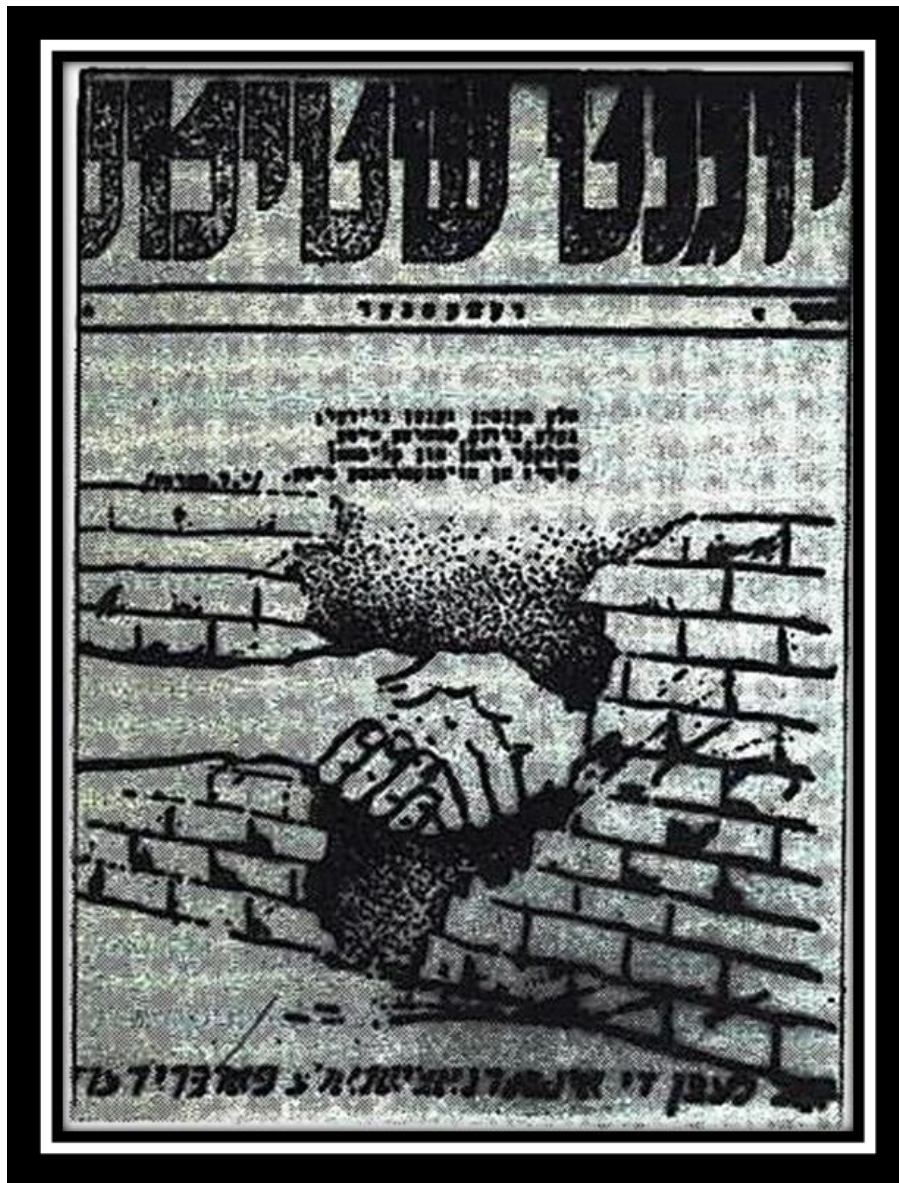
"Ich weiß nicht. Um fünf Uhr nachmittags bin ich morgen bei Frau Rabinowicz, wir könnten uns dort treffen. Ich geb Ihnen die Adresse."

"Nicht nötig, ich kenne Frau Ita und Herrn Julian. Wir kennen uns."

"Wunderbar! Dann auf Wiedersehen!"

"Ich werde pünktlich sein."

Róža legte auf, setzte sich in einen Sessel, entnahm ihrer Handtasche eine Kopie der Porträtzeichnung von Josele Rabinowicz und sagte: "Mik! Lieber Mik, verzeih! Ich konnte deiner Mutter einfach nichts von unserm Piotrek sagen. Ich hatte nicht die Kraft. Aber Pierre Weiss wird erfahren, daß sein Vater Josele Rabinowicz war. Ich schwör's dir, Mik!"



Yugnt Shtimme (שטימע יוגנט), *Stimme der Jugend*. Plakat der Żydowska Organizacja Bojowa (ŻOB) während der besetzung polens durch NS-deutschland. Text: "מענטשן אלע!
 !מעשה אויסגעטראכטע אן איז'ס - קלימאטן און ראסן, פעלקער; ווייסע שווארצע, ברוינע, געלע: ברידער זענען
 Alle Menschen sind Brüder: Gelbe, Braune, Schwarze und Weiße. Von Völkern, Farben,
 Rassen zu reden, ist erfundenes Geschwätz!"³⁵

³⁵ „Plakat wydany przez Żydowska Organizację Bojowa“, scanned by User: Piotrus. – Quelle: Stanisław Salmonowicz, *Polskie Państwo Podziemne*, Wydawnictwa Szkolne i Pedagogiczne, Warszawa, 1994, ISBN 830205500X. Lizenziert über Wikimedia Commons.

Natan Glycynders Lachen

Sie hob den Kopf, kniff die Augen zu, preßte die Lippen aufeinander und riß mit einem Ruck den Bettbezug in zwei ungleiche Teile. Sie lachte laut auf und setzte sich im Bett hoch.

"Was tun Sie!" schrie Alina, beherrschte sich jedoch gleich wieder. "Warum haben Sie das getan? Warum?"

"Nicht richtig gewaschen! So wäscht man nicht! Schmutzig! In meinem Haus war die Wäsche weiß, schneeweiß, aber ihr ..."

"Halt den Mund, Bela!" ließ sich Jenta vernehmen. "Gestern hat man dir einen halben Liter Milch extra gebracht, und du hast die Milch in den Ausguß –"

"Idiotin. Die blöde Jenta!"

"Ich bin nicht blöd! Guck hin – an deinem Bett ist es immer schmutzig. Du wirfst Papierschnipsel rum."

"Damit sie was auszufegen haben! Ha, ha, ha!" amüsierte sich Bela. "Damit sie tun, was ihre Arbeit ist! Sollen sie doch endlich richtig arbeiten. Die kriegen ihr Geld umsonst. Nassauer!"

"Das ist nicht wahr", bemerkte Alina und setzte sich auf einen Stuhl. "Von heut an werd ich nicht mehr um Ihr Bett herum saubermachen."

"Versuch's!"

"Das werd ich."

Die Schwester kam. Die Pflegerin saß noch immer auf dem Stuhl. Die Schwester blieb vor Jentas Bett stehen.

"Was geht hier vor?" fragte sie.

"Nichts", erwiderte die Pflegerin.

"Die arbeitet nicht", sagte Bela und zeigte mit der Hand auf Alina. "Die ist müde."

"Ich bin nicht müde", sagte Alina und erhob sich vom Stuhl. Sie drehte sich um und öffnete das Fenster.

"Alinka! Gib mir das Fenster und öffne es weit, weit! O ja!" Bela reckte sich im Bett auf und streckte die Hand nach dem Fenster aus. "Ich werde glücklich sein! Ich möchte so sehr, sehr gerne glücklich sein. Und du, Alinka, bist du glücklich? Nun ja, das ist ja dein Fenster. Weit geöffnet, und ich kann mir nichtmal den Blick aus dem Fenster leihen."

Wohin ihn mitnehmen? Ich versteck ihn unterm Kopfkissen? Nein, ich versteck ihn nicht; denn du findest ihn ja sofort und nimmst ihn mir weg ..."

"Sie redet immer so'n dummes Zeug", beschwichtigte Jenta die Schwester und die Pflegerin. "Keine Angst."

"Wieso Angst?" Alina zuckte die Achseln und schloß das Fenster.

"Du hast dich geängstigt. Alinka! Hast gedacht, ich flattere davon ..."

"Hab ich gedacht, ja, und darum hab ich zugemacht", erwiderte Alina.

"Bitte jetzt nicht zu mir kommen!" sagte Bela in energischem Ton, legte sich gemütlich zurecht und schloß die Augen. Die Stunde der Tränen war da.

"Laßt Bela sich ausweinen."

Bela erblickte Chaim. Er kam den Pfad vom Fluß herauf. Auf einen Stock gestützt, näherte er sich ihr, und schon hob er den Stock.

"Du schlägst mich?" fragte sie.

"Nein, das wollte ich bestimmt nicht", entgegnete er und warf den Stock hinter sich.

"Hast du Angst?" fragte sie.

"Nein. Ich hab vor dir keinen Angst." Er verstummte für einen Augenblick. "Sie sagen, daß du eine Hexe bist."

"Ich bin keine Hexe, sondern ein schönes, verzaubertes Mädchen."

"Und wer hat dich verzaubert?"

"Reb Zalman", erwiderte sie geheimnisvoll.

"Reb Zalman und zaubern? Der mit dem Ziegengesicht?" sagte Chaim verwundert.

"Der mit dem Ziegengesicht", bestätigte sie. "Genau der! Er behext mich um Mitternacht, um Mitternacht. Er steht über mir und spricht geheimnisvolle Worte aus."

"Er – er ist ein Kabbalist", stammelte Chaim.

"Ja, recht hast du, kleiner Chaim. Er ist ein großer Kabbalist, er ist ein großer Zauberer! Er herrscht über unser Schtetl. Im Winter vergangenen Jahres jagte mich ein Polizist. Ich schrie: *Reb Zalman! Rette mich!* Und gleich ging dem Polizisten das Fahrrad kaputt. Die Kette fiel herunter, und das Herunterfallen der Kette war im ganzen Schtetl zu hören. Die Leute öffneten die Fenster, traten auf den Hof hinaus, auf die Straße, kletterten auf die Dächer und schauten zum Himmel empor."

"Wieso zum Himmel?" fragte Chaim verblüfft.

"Alle war'n davon überzeugt, daß das ein Himmelsdonner war."

"Aber ich hab keinen Himmelsdonner gehört und nicht das Klirren einer fallenden Kette", empörte sich Chaim. "Wer hat mir damals die Ohren verstopft?"

"Du hast geschlafen, Chaimek, du warst damals klitzeklein und lagst in einer Wiege, trankst an der Brust deiner Mutter und hast überhaupt nichts mitgekriegt."

"Und du bist so alt?" fragte er skeptisch.

"Natürlich! Ich bin hundertfünfunddreißig Jahre alt."

Chaim entfloh. –

Auf dem Weg stand Rywka Zajączek.

"Laß mich durch", bat sie.

"Ich laß keinen durch."

"Warum nicht?"

"Kauf dich frei!"

"Ich bin arm. Laß Rywka Zajączek vorbei!"

"Und ich hab einen Schatz", prahlte Bela.

"Wo?" interessierte sich Rywka.

"Beim Gutsherrn zu Hause, hinterm große Ofen, in der siebten Wand, hinterm siebten Ziegel."

Rywka machte ein paar Schritte rückwärts und lief in die Richtung davon, aus der sie gekommen war. –

Keuchend und hustend kam Chaskiel der Bucklige des Wegs daher. Er lächelte. "Guten Tag, Bela! Bitte, laß Chaskiele vorbei, er hat es eilig!"

"Wo eilst du hin, mein Chaskiele?"

"Noch nicht der Deine", entgegnete Chaskiel.

"Gleich wirst du mein!" Sie umschlang den Jungen und biß ihn in die Wange. Er riß sich los und stürmte zum Fluß hinunter.

"Mein Chaskiel! Mein Chaskiel! Lauf nicht davon, Chaskiele mein! Bleib bei mir. Ich beiß dich in die andre Wange", rief Bela ihm nach und hüpfte dabei auf einem Bein umher.

Sie stand früh auf. Die Hähne krächten, die Sonne schob sich hinter den Bäumen des Gutswaldes hervor, der Mond verblaßte. Bela öffnete die Augen, streckte sich und sprang aus dem Bett. Danach begoß sie Gesicht und Wasser mit kaltem Wasser, trocknete sich mit einem Leinenhandtuch ab, summte ein selbstausedachtes Liedchen, kämmte sich die widerspenstigen Haare und begann ihren Arbeitstag.

Onkel Szmul stand etwas später auf und ging vorm Frühstück in den Stall. Er begrüßte sein kluges Pferd, führte es auf den Hof hinaus und prüfte, ob sich nicht die Hufeisen gelockert hatten, massierte ihm die Fesseln, kämmte Mähne und Schweif mit dem Roßkamm, rieb zum Schluß mit einem Bündel Heu oder Stroh dem Braunen den Rücken und kehrte zufrieden in die Küche zurück. *Nu, Belka, und jetzt machst du uns ein Frühstück!* pflegte er zu sagen, nachdem er sich an den Tisch gesetzt und Bela das hellblaue Tischtuch aufgelegt hatte. Das hellblaue Tischtuch nahm sie dann 1942 bei ihrer Flucht aus dem Shtetl mit.

Nach dem Frühstück ging Bela in Tante Frymas Zimmer hinüber. Sie trug die Tante aus dem Bett auf die Bank, wechselte das von der Nacht feuchte Laken und die Wachstumunterlage, säuberte die Kranke und setzte sie ins Bett zurück. Auf einen Schemel stellte sie eine Schüssel warmes Wasser; Gesicht, Ohren, Hals und Oberkörper wusch sich Fryma selber. *Das Wasser ist kalt, beschwerte sich Fryma, die Milch ist kalt, das Brot ist klietschig, du kannst kein Brot backen, und außerdem bist du dumm und faul.*

Bela war eine Waise. Onkel Szmul war nicht ihr Onkel, nicht einmal ein entfernter Verwandter, Tante Fryma war nicht ihre Tante. Szmul hatte Bela in Großmutter Dwojra Malinowiczs Haus in Sochaczew gesehen, in der Nähe des Ausspanns.

"Sie verdient sich bei mir 'n paar Groschen, kriegt zu essen und was anzuziehen," sagte Szmul zu Großmutter Malinowicz, "bei euch kommt sie vor Hunger um."

Und auf diese Weise wurde die zwölfjährige Bela Magd bei Szmul und Fryma.

Zwei Jahre nach der Hochzeit war Fryma von der Leiter gefallen. Man trug sie ins Bett, und dort blieb sie auf viele Jahre, bis zu ihrem Ende. Die Pflege übernahm jetzt selbstverständlich die neue Magd – Bela, die Enkelin von Dwojra Malinowicz aus Sochaczew.

Auf dem Markt kam Symche daher, der Schneiderssohn, und sagte: "Sie sagen, du ersetzt Szmul die Frau."

"So ist es", antwortete sie. "Und was sagen sie noch?"

"Sie sagen, du ersetzt Szmul die Frau auch in der Nacht."

Sie schlug Szmche ins Gesicht, blickte hochmütig drein und entfernte sich gemessenen Schrittes. In der Nacht ging sie in den Schlafaum. Szmul schlief unterm Fenster, Fryma in Ofennähe. Bela schob sachte die Bettdecke beiseite und legte Szmul ihre Hand auf die Brust. Der fuhr vom Lager auf. "Was machst du hier?"

"Warum schläfst du nicht mit mir?" fragte sie flüsternd und legte ihm die andere Hand auf seine Schulter.

"Barmherziger Gott", sagte Szmul und drängte Bela aus dem Bett. "Verschwinde, Mädchen! Fryma wird gleich aufwachen. Weg!"

"Sie sagen auch so, daß ich Fryma früh, beim Mittag, abends und in der Nacht vertrete."

"Wer sagt das?"

"Die Jungs."

"Geh nach oben, Bela, ich will dich hier nicht sehn."

Sie kehrte in ihre Kammer zurück, schlief aber nicht mehr ein.

Kurz vor Pessach sagte Szmul: "Frymas Schwester zieht zu uns. Wirst es leichter haben."

Ita kam mittags. Sie war Fryma sehr ähnlich, ein bißchen größer und zwei Jahre jünger. Gebracht wurde sie von ihrem Verlobten Natan Glycynder, Sohn des Sägemühlenbesitzers Nachum Glycynder, auf dessen mit zwei Rappen bespanntem Fuhrwerk. Natan hatte einen einzigen Fehler: Er stotterte. Lachend fing er an zu stottern, und dann lachte er sehr, sehr lange. Bela belustigte das, und später äffte sie Natan Glycynder ständig nach. Sie stellte sich vor den Spiegel, verzog den Mund wie Natan, kicherte und röchelte. Auf der Weise hielt sie Rywka Zajączek auf und schreckte sie mit Natan Glycynders Lachen.

"Vom Baum sollst du fallen! Kahl sollst du werden! Die Sprache sollst du verlieren!" Unter Verwünschungen rannte Rywka davon.

Bela tanzte auf der Wiese und lachte Natan Glycynders Lachen. Später schmückte sie die zerzausten Haare mit einem Kranz aus Sumpfdotterblumen und lief zum Fluß. Am Ufer setzte sie sich hin und hängte die Füße ins Wasser.

An einem Sonnabend im Morgengrauen erwachte Bela plötzlich. "Du bist dumm," sagte sie zu sich, "heute ist Sonnabend, da brauchst du nicht so zeitig raus."

Sie drehte sich auf die andere Seite, doch da war ihr, als hörte sie jemanden lachen. Sie lauschte. Stille, die eindeutig vernehmbares Lachen durchbrach. Ganz langsam und vorsichtig stieg sie vom Dachboden, wo sie schlief, und stellte sich in die Küchentür. Auf der Ofenbank lag Szmul mit Ita. Bela riß die Augen weit auf, starrte und starrte, ohne sich vom Fleck zu rühren. Nach ein paar Minuten glitt Ita von der Bank zu Boden. Dort lag sie nackt, mit hochehobenen Armen, und sagte etwas zu Szmul. Bela verzog den Mund und brach in ein

lautes, ein sehr lautes, brach in Natan Glycynders Lachen aus, lief dann auf den Boden zurück, sank auf ihr Lager und weinte lange.

Ita fuhr am Dienstag ab, und genau zwei Wochen später bekam Szmul seine Einberufung zum Militär. Die deutschen Panzer fuhren vier Wochen später ins Shtetl ein.

Bela verkaufte alles, was sich verkaufen ließ. Der Tisch, zwei Schemel, die Betten, ihre beiden Kleider, Szmuls Stiefel, in denen sie umherlief, und sein brauner Herbstmantel waren alles, was übrigblieb. Auch weiterhin versorgte sie Fryma, kochte, gab ihr zu essen und machte sauber. Fryma starb in einer Nacht kurz vor dem Abtransport der Juden ins Lager.

Bela floh mit Rywka Zajączek, und jetzt ist Rywka Zajączek in Paris und schreibt schöne Briefe. Die Briefe liegen unterm Kopfkissen. Sie sind mit einer grünen Schleife zusammengebunden, duften nach Wiese.

Schnee war gefallen. Sie umwickelten ihre löchrigen Stiefel mit Stroh, deckten sich mit Szmuls Mantel zu und versuchten einzuschlafen.

"Ich kann nicht schlafen, wenn die Hunde bellen", sagte Rywka.

"Und mich schläfert das ein", versicherte Bela. "Ich liebe Hundegebell, ich fühl mich dann sicher. Die Hunde passen auf. Du kannst ruhig schlafen. Das sind meine Hunde ... ich hab Tausende von Hunden. In jedem Dorf ist ein Hund von mir! In den Städtchen und Städten sind es sogar zwei."

"Seltsam bist du, Belka, und deshalb kommen wir bestimmt durch."

"Weißt du, Rywka," flüsterte Bela und legte die Arme und das Mädchen, "ich möchte, eh ich sterbe, noch ein Kind gebären. Das ist mein Traum. Winzig, rosa, mollig warm – du drückst es an deine Brust, küßt ihm das Köpfcen. Szmul wird sein Vater sein. Das weiß ich ganz sicher."

Szmul schnitt eine dicke Scheibe Brot ab und wickelte sie ein, die hartgekochten Eier steckte er in eine Pappschachtel. Aus der Schublade nahm er zwei Leinensäckchen, schüttete in das eine eine Handvoll Salz, in das andere eine Handvoll Zucker. Alles packte er in die Segeltuchtasche, die er stets unterwegs mit hatte. Seit ein paar Jahren fuhr Szmul Waren aus Warschau an, die die Kaufleute des Shtetls bestellt hatten: Für Małka Rozenfeld Knöpfe, Stumpfbänder, Perkal, Socken, Gamaschen und Strümpfe. Teller und Töpfe für den Kleinen Lubliner. Lubliners gab es drei. Für den Großen brachte Szmul Kerzen,

Stiefelwichse, Bohnerwachs, Wachs und allerlei Bürsten mit; für den Roten Lubliner Bonbons, Schokolade und Halwa. Selbst der Apotheker Sawadzki nahm von Zeit zu Zeit Szmuls Dienste in Anspruch. Vor der Reise nach Warschau füllte zunächst Fryma, später Bela die Segeltuchtasche mit Reiseproviant. Bela backte Brötchen aus Weizenmehl mit Marmeladenfüllung, für Szmul ein besonderer Leckerbissen. Sie wickelte heimlich jedes einzelne in weißes Papier ein und steckte sie ihm in die Tasche. "Das wird eine Überraschung für ihn", flüsterte Bela vor sich hin, und nach seiner Rückkehr bedankte sich Szmul bei Bela für die marmeladengefüllten Weizenbrötchen.

Jetzt trat Szmul zu Bela. "Ich muß weg, kleine Bela, ich zieh in den Krieg. Es ist alles aus. Sie sagen, wir gewinnen. Möglich. Weiß nicht. Für mich ist alles aus. Auch das Pferd ist zu den Soldaten gegangen, und Szmul ohne Pferd ist nicht Szmul. Ich vertrau dir Fryma an. Du weißt ihr zu helfen. Geld liegt unterm Strohsack in meinem Bett. Jetzt kannst du in diesem Bett schlafen." Er umarmte Bela und küßte sie auf die Stirn. "Wenn ich zurückkomme, kriegst du eine Brautausstattung und heiratest Chaim Bender. Ich weiß, daß er sich um dich bemüht. Seine Mutter ist die Tochter eines Rabbiners. Ich will versuchen, die Benders zu überzeugen, daß das eine sehr, sehr glückliche Ehe wird." Er küßte Bela auf die Wange. "Bist ein gutes Mädchen, Belka."

Bela schwieg, und als Onkel Szmul aus dem Haus ging, sah sie ihm aus dem Fenster nach, und ihr kam es vor, als seien es zwei: der eine Szmul schließt eben die Pforte hinter sich, und der andere hält sie, Bela, noch immer umfaßt und streicht ihr übers Haar.

Später führte sie Chaskiel auf den Boden. "Siehst du, hier hab ich geschlafen. Jetzt schlafe ich in Frymas Schlafzimmer. Du kannst hierbleiben."

"Gut, ich bleib hier", erklärte er sich einverstanden.

Das Häuschen, in dem er mit der Mutter gewohnt hatte, war in der Nacht von deutschen Panzern zu Trümmer gefahren worden. Chaskiels Mutter, die dicke Chana, die Witwe von Lejb dem Lumpensammler, hatte ein herabfallender Balken erschlagen. Sie brachten Chana noch ins Krankenhaus, doch sie starb nach drei Tagen.

Chaskiel half Bela in der Wirtschaft. Eines Tages sagte er, daß er mit den Jungen nach Białystok gehe und später weiter nach Wołkowysko fahren werde, zu Chanas Bruder.

"Dort sind die Russen! Das sind ganz andre Menschen. Komm mit uns, Belka! Die Deutschen schneiden den Juden die Bärte und die Pejes ab. Die Russen machen das nicht", versuchte er Bela zu überzeugen.

"Ich hab keinen Bart und keine Pejes", entgegnete sie. "Außerdem hab ich Szmul versprochen, mich um Fryma zu kümmern. Auch das Haus muß ich bis zu seiner Rückkehr erhalten. Ich werde auf Szmul warten."

"Du mußt Geld verdienen", bemerkte Chaskiel. "Ohne Geld erhältst du das Haus nicht."

"Selbstverständlich nicht. Ich verdiene viel Geld. Erinnerst du dich noch an den Zirkusartisten? An seine Kunststücke am Trapez?"

"O ja, ich erinnere mich noch sehr genau", versicherte Chaskiel. "Er machte das Trapez an dem Baum beim Haus von Reb Zalman fest und führte dort seine Kunststücke vor, hing an den Händen, turnte auf mancherlei Art. Das war nicht gefahrlos. Das Geld von den Gaffern sammelte seine Tochter ein, ein kleines Mädchen in Krakauer Tracht."

"Ich mach mir ein Trapez," erklärte Bela energisch, "und zeige den Leuten bessere Kunststücke. Bei uns im Hof ist ein noch viel höherer Baum. Ich hab ein Seil über einen Ast gehängt und bin bis in den Wipfel hinaufgeklettert. Das ist nicht schwer. Ich hab mit einem Bein am Ast gehangen. Hab unser Schtetl mit den Beinen nach oben betrachtet. Furchtbar komisch. Statt Himmel das Schtetl. Unser Schtetl im Himmel ..."

"Oj, Belka, wann wirst du dich einmal ändern?" sagte Chaskiel lächelnd.

"Nie, Chaskiele, nie!"

Die Frau führte Bea und Rywka Zajaczek zur Kirche.

"Rührt euch nicht vom Fleck!" Sie wies in eine dunkle Ecke, dann ging sie zum Priester. "Ich hab zwei Judenmädchen hergebracht. Magre, hungrige Dinger, durchgefroren und schmutzig. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Eine von denen sagt, daß sie heilig ist und der Herrgott über sie wacht."

Bela war gerade von ihrer Essensuche zurückgekehrt. Bei dieser Suche war sie in einen Stall gekommen. Sie sah sich um und wollte schon gehen, als sie in der Futterkrippe einen Schwarzbrotkanten gewahrte. Flink steckte sie ihn in den Sack. Im Stroh, bei der Tür, lag eine Puppe ohne Arme. Der Hund auf dem Hof kläffte immer lauter. Sie

schob die Puppe in den Sack, rannte aus dem Stall, übersprang einen Zaun und war in ein paar Minuten wieder bei Rywka.

"Ich hab ein Kind", verkündete sie dem verblüfften Mädchen. Sie nahm die Puppe heraus, säuberte sie vom Schmutz und zeigte sie.

"Und wo sind die Arme?" fragte Rywka.

"Es ist noch nicht ganz geboren. Wart ein bisschen." Sie wickelte die Puppe in einen Mantelzipfel und drückte sie an die Brust.

In dem Augenblick betrat die Frau die Scheune.

"Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! Was macht ihr denn hier? Die Scheune stürzt ein, es ist kalt hier, und ihr?"

Bela drückte Rywka Zajączeks Hand und flüsterte: "Ruhig, keinen Mucks!" Und selbst antwortete sie: "Ich hab eben ein Kind geboren, und hier wohn ich mit ihm."

"Zeig her das Kind – " Die Frau kam näher. "Das ist ja eine Puppe! Du bist verrückt!"

"Nein, eine Jüdin! Du kannst mich totschiagen, denunzieren oder verjagen! Aber mir passiert nichts, ich bin heilig."

"Komm mit! Die Deutschen postieren in der Nähe Geschütze und Autos. Auf der Chaussee steht Gendarmerie." –

Der Pfarrer fragte: "Hat's jemand gesehen?"

"Nein, keiner", erwiderte die Frau.

"Bring sie in meinen Keller."

"Man muß sie taufen", fügte die Frau hinzu.

"Nicht jetzt", entgegnete der Pfarrer und drängte die Frau zur Eile.

Im Keller war's sehr warm. Rywka und Bela legten sich auf den Fußboden und waren auf der Stelle eingeschlafen.

Bela erwachte. Das Laken war naß, das Kopfkissen war ihr unter den Rücken gerutscht. Sie hob den Kopf. Jenta schnarchte und ächzte im Schlaf.

"Ich hab mich naß gemacht", sagte sie zu Alina, die zur Tür hereinschaute. "Hilfst du, Alinka?"

Die Pflegerin wechselte das Bettzeug und wusch Bela.

"Gut hast du das gemacht", lobte Bela.

"Ich hab den Brief aufs Tischchen gelegt, 'n ausländischer", sagte Alina.

"Was macht Jenta?"

"Schläft."

"Lies mir den Brief vor. Bloß leise."

"Ich les keine fremden Briefe!"

"Aber ich bitte dich!"

"Nein."

"Alinka, setz dich her zu mir aufs Bett und lies vor."

"Sie haben Einfälle – "

"Gut, lies nicht, aber setz dich her."

Alina setzte sich. Bela nahm das Kuvert zur Hand und sagte: "In dem Brief lädt mich meine Freundin, Madame Zajaczek-Aron, zur Trauung und Hochzeit ihrer Tochter, Mademoiselle Nathalie Aron, mit dem stattlichen Claude-Michel Perelman ein. *Du setzt Dich*, schreibt sie, *in einen Rollstuhl, und irgendjemand in Warschau transportiert dich zum Flugplatz. Wir erwarten dich dann auf dem Pariser Flughafen. Wir kümmern uns um Dich. Keine Sorge, wir haben eine versierte Pflegerin für die Zeit Deines Besuchs engagiert*, so schreibt Rywka Zajaczek-Aron. Sie schieben Bela ins Flugzeug, und Bela schwebt in ihrem Rollstuhl über deutschen Boden. Aus dem Fensterchen sieht sie das Land, aus dem die Leute kamen, die Bela Unrecht zugefügt haben. Ich bitte den Piloten, das Flugzeug ein Weilchen, eine Sekunde, anzuhalten, daß ich alles ganz genau betrachten kann. Und wir fliegen weiter zur Trauung und Hochzeit. Zum Abschied erhalte ich ein Ölgemälde von einem berühmten Maler, vielleicht sogar Chagall. Das Bild stellt eine große, armlose Puppe vor dem Hintergrund eines kleinen Shtetls dar. Weit, weit hinten sieht man winzige Häuschen und winzige rote Schornsteine, aus denen schwarzer Rauch aufsteigt, und noch weiter hinten sieht man eine grüne Wiese. Und jetzt mach den Brief auf und lies!" Sie reichte Alina das Kuvert.

"Gut, ich lese", die Pflegerin nahm das Kuvert, aber da hatte es Bela schon wieder in der Hand. Sie riß den Brief mittendurch, verzog die Lippen, brach in lautes Gelächter aus und zerfetzte den Brief in winzige Stückchen, die sich über Bett und Fußboden verstreuten.

Ein Anruf aus London

"Hallo! Ist da Herr Cygielsztajn?"

"Ja, bitte?"

"Beniek?"

"Nein."

"Cygielsztajn?"

"Nein."

"Ist da Warschau?"

"Ja."

"Na, wenigstens ein Ja. Also, ist da Beniek Cygielsztajn?"

"Nein. Hab ich doch gesagt."

"Dann entschuldigen Sie bitte."

"Momentchen. Ich kenn Cygielsztajn."

"Mein Herr, ich rufe aus London an, und es wird mich 'ne schöne Stange Geld kosten. Ich hab hier die Nummer von Beniek Cygielsztajn – "

"Aber das ist nicht – "

"Was nicht? Nicht der Cygielsztajn?"

"Nein."

"Es gibt 'nen andern Cygielsztajn?"

"Weiß ich nicht."

"Aber Sie haben gesagt, daß es einen andern Cygielsztajn gibt."

"Ich hab gesagt: *das ist nicht* ... – die Nummer nämlich."

"Aha, er hat die Nummer gewechselt. Dann geben Sie mir doch bitte seine neue Nummer."

"Ich kenn keine andre Nummer. Ich kenn Cygielsztajn."

"Dann bestellen Sie ihm bitte, daß Mandelgold aus London angerufen haqt und er so freundlich sein möchte zurückzurufen. Mich kostet so'n Anruf 'n Haufen Geld; bei euch sind andre Preise."

"Ja, eben."

"Sind Sie einverstanden? Sagen Sie ihm, daß ich angerufen hab."

"Ich bin einverstanden, was die andern Preise betrifft, aber wie soll ich Beniek das bestellen?"

"Normal – "

"Aha."

"Hören Sie mich?"

"Sehr gut. Aber ich weiß nicht, wo Beniek ist."

"Wo soll er sein? Zu Hause. Oder er ist spazierengegangen. Ins Kino. Seine Sache."

"Interessant."

"Was ist interessant?"

"Er bummelt in Warschau umher – und ich kann ihn nicht treffen."

"Bitte, das Gespräch kostet mich schon einen Haufen Geld, aber ich bin sicher, daß Sie Beniek meine Nummer mitteilen werden."

"Ich kann nicht."

"Wozu dann diese Unterhaltung?"

"Entschuldigen Sie, aber seit September neununddreißig hab ich Beniek Cygielsztajn nicht mehr gesehen."

"Waaas? Das sagen Sie noch einmal! Ach nein, lieber nicht. Das kostet und kostet! Herr –"

"Rodziwił."

"Wie Radziwił? Der Graf?"

"Rodziwił. R wie Roman, O wie Olga, D wie David –"

"Halt! Hören Sie auf, Herr Roodzwił, was heißt das, daß Sie Beniel seit September neununddreißig nicht mehr gesehen haben?"

"Das ist wahr. Und wahr ist auch, daß ich von Ihnen, Herr ... erfahren hab, daß Beniek lebt. Wie heißen Sie eigentlich?"

"Hab ich doch gresagt."

"Undeutlich und mit englischem Akzent."

"Ich heiße Mandelgold."

"Mit wem sprech ich?"

"Nu, mit Moniek Maaandeelgoold. Mandelgold. Hören Sie mich? Beniek ist mein Cousin. Seine Mutter und meine Mutter sind Schwestern."

"Dann muß ich Sie kennen!"

"Woher? Aus London?"

"Nein. Aber schließlich sind Sie immer zu Beniek gekommen. Ich hab's: schlank, rothaarig, ein paar Sommersprossen."

"Reden Sie keinen Unsinn! Schlank, rothaarig, sommersprossig war mein Bruder Nachum, und ich war groß, nur rotblond, ohne Somersprossen."

"Moniek!"

"Was soll das heißen?"

"Aber wir kennen uns doch! Erinnerst du dich nicht mehr an Heniek Rodziwił? Und wer hat mit dir, du Schacherer, gepokert, mit zwei Groschen Einsatz?"

"Und ich hab dir alles abgewonnen. Geweint hast du wie ein Mädchen."

"Ja, das bin ich!"

"Gott, was das kostet!"

"Moniek! Auf diese Weise gibst du das Geld zurück, das du mir damals abgeluchst hast, ersetzt es mir, Schacherer, du. Nach so vielen Jahren begleichst du deine Schulden. Ich hab dir damals gesagt, daß wir noch miteinander abrechnen werden!"

"Gut, schon gut. Und was machst du so? Wie lebst du?"

"Ich hab geheiratet, und wir haben ein Töchterchen."

"Ich hab geheiratet und hab einen Sohn. – Und Beniek?"

"Das weiß ich doch nicht."

"Ach ja, hab ich vergessen. Schreib dir meine Nummer auf: Acht, null, null, acht, zwo, sieben, eins, vier."

"Ja, ich hab."

"Machen wir Schluß. Ruf an!"

"Moment noch. – Dann bist du dieser Rotfuchs ..."

"Ja, bin ich. Aber du spotte lieber nicht über die Rothaarigen. Unsere Familie ist nur deshalb am Leben geblieben, weil mein Vater rote Haare hatte und wir alle nach ihm – hundertzwanzig Jahre soll er leben! – geschlagen sind. Die Deutschen haben nicht begreifen können, daß ein Jude eine rote Rübe haben kann, einen roten Bart und blaue Augen."

"Dein Vater lebt?"

"Unser Tate war Gärtner bei den Nonnen. Die Nonnen wollten ihn taufen, aber es ist nochmal so abgegangen. Ich hab ihn mit nach London genommen, und jetzt pflanzt er Blumen in unserm Garten."

"Grüß deinen Vater!"

"Danke. Nu, dann auf Wiederhören. – Hallo, hallo! Beniek soll anrufen!"

"Gut!" Henryk legte den Hörer auf und ließ sich aufs Sofa fallen.

"Ich hab gehört! Ich hab alles gehört!" sagte Mirka. "Das war aber eine Überraschung. Deine Familie?"

"Nein, nein. – Ich bin ganz durchgedreht. Nach so vielen Jahren ruft plötzlich jemand aus London an. O mein Gott! Aber er hat mir ja gar nicht Benieks Telefonnummer gegeben! Schöne Geschichte! Na, und was wird jetzt?"

"Ruf London an."

"Nu ja, die Nummer hab ich mir notiert. Schwierig. Aber vielleicht steht er im Telefonbuch ..."

"Wer? Beniek?"

"Komm, gib das Telefonbuch her, wir gucken mal, C ... Co ... Cy ... Nein, nichts! Ich werd die Auskunft anrufen. – Hallo! Geben Sie mir die Telefonnummer von Be ... Be ... Nein, gleich. Einen Moment. Cygielsztajn Benon oder Bruno oder Bolesław. Cy – giel – sztajn. Ja!"

"Die Adresse bitte."

"Die Adresse hab ich nicht."

"Bitte warten Sie! – Leider, der Name ist nicht aufgeführt."

"Danke! – Mirka, ich bring mich um. Die Auskunft hat Cygielsztajns Nummer nicht."

"Ruf London an", sagte Mirka lachend. "Jetzt wirst du wohl täglich London anrufen."

"Ich ruf an, ja! – – Hallo! Hallo? Moniek? London? Waas! Irgendwelche Störungen. Ich hör nichts!"

"Sie schon wieder? Du? Heniek?"

"Ja, ich bin's. Hör mal, du hast mir Benieks Telefonnummer nicht gegeben?"

"Nein? Warte."

"Ich hab keine Zeit. Das kostet."

"Bei euch kostet's wenig. Aber hör mal, hast du Dwojra Kacbergowa nicht gesehen? Nu, die aus der Nowolipkistraße. – Wenn du Dwojra nicht gesehen hast, dann vielleicht Szymek Gotberg?"

"Gib mir endlich Benieks Nummer, Moniek, sei nicht boshaft. Du verdienst Pfunde und ich Złotys, und meine Währung ist für mich teurer als deine Pfund Sterling."

"Tate will dich sprechen! – Willst du nicht meinem Vater sprechen?"

"Heniek, mein Lieber! Ich bin's, der alte Mandelgold! Was gibt's? Wie geht's deinem Mamele?"

"Im Getto umgekommen."

"Mamele und Tate – ?"

"Mutter und Vater und Bruder."

"Entschuldige, Heniek. Sie hatten eben keine roten Haare. Unangenehm. Ich hab unsere Gehenna schon ganz vergessen.³⁶ Ich pflanz immerzu Blumen. Grau bin ich geworden, aber ich halte mich."

³⁶ Gehinnom (hebr.) ist in der bibel ein ort der spirituellen strafe und/oder reinigung. Gehenna ist jiddisch, hier (unangemessen) auf den naziterror bezogen.

"Herr Mandelgold, wissen Sie nicht Beniek Cygielsztajns Telefonnummer? Mir liegt sehr daran ..."

"Nein, weiß ich nicht. Ach, Heniek, mein Lieber, ich erinnere mich noch sehr gut an dich. Ich hab dir die kleine Nase gewischt. Du bist immer verrotzt gewesen. Der Schnodder lief dir wie Wasser aus der Nase. Wie heißt das doch gleich? A ja, weiß schon: Heuschnupfen! Schwester Eugenia hatte genau solchen Heuschnupfen."

"Wessen Schwester?"

"Die Ordensschwester."

"Entschuldigen Sie, aber Benieks Nummer – "

"Heniek, ich hab einen Vorschlag! Moniek ist im anderen Zimmer und hört nichts. Hör mal, Heniek, hol mich von hier weg. Ich kann mich mit diesen Engländern nicht verständigen. Eine wilde Sprache! Ich sag dir ... Ich kehre nach Warschau zurück und atme endlich auf. Ich hab Angst, auf die Straße zu gehen, hier kann man sich leicht verlaufen. Die englischen Juden sprechen nicht jiddisch. Komisches Land. Moniek und seine Frau schwatzen Englisch bei Tisch. Heniek, hör mal ... Ich werde meine Schwesterchen besuchen und gleich den Garten kontrollieren, in dem ich so viele Jahre gearbeitet hab. So einen Gärtner finden sie nicht mehr."

"Herr Mandelgold, aber Benieks Nummer – "

"Moniek bittet dich eben, in einer Stunde nochmal anzurufen."

"Nein, ich ruf nicht mehr an. Soll er doch anrufen. Ich warte." Heniek legte seufzend den Hörer auf.

"Na, und?" fragte Mirka.

"Mit dem hab ich immer Zores gehabt. Bei denen waren alle zerstreut. Mutter, Vater und sein Bruder. Wie sie bloß den Krieg überlebt haben?"

"Durch ihre Zerstreutheit. Sie haben ihn einfach nicht wahrgenommen."

"Das war unmöglich."

"Und doch ... – Das Telefon klingelt, nimm den Hörer ab!"

"Hallo?"

"Warschau?"

"Ja."

"Heniek?"

"Ja."

"Fünf, vier, sechs, sechs, sieben, eins. Das ist Beniek! Ende."

"Hallo! Hallo! – Aufgelegt! Was für ein Geizkragen. – Momentchen. Mirka?"

"Ich hör ja."

"Mirka, wie kommt es, daß Moniek das erstemal mich angerufen und dann gesagt hat, er habe sich geirrt, wo doch Benieks Nummer nicht mal annähernd Ähnlichkeit mit unserer Nummer hat. Merkwürdig."

"Wirklich merkwürdig", stimmte Mirka zu.

"Ich werd jetzt Beniek anrufen. – Hallo?"

"Ja, bitte? Wohnung Doktor Kierowski."

"Hm. Ich hätte gern Ihren Gatten gesprochen."

"Meinen Vater ..."

"Verzeihung. Ich hab gedacht, die Ehefrau ist am Apparat."

"Meine Mutter ist tot. Bitte warten Sie einen Augenblick."

"Entschuldigen Sie vielmals."

"Mein Vater kommt gleich."

"Ja, bitte?"

"Beniek!"

"Ich versteh nicht – "

"Cygielsztajn?"

"Sie irren sich."

"Entschuldigen Sie, aber überlegen Sie doch bitte. Henryk Rodziwił am Apparat. Hier meine Telefonnummer: Fünf, eins, eins, sieben, null, zwei, neun. Ich habe Empfehlungen aus London, von – "

"Sie irren sich."

"Verzeihung. Auf Wiedersehen."

"Na, und?" fragte Mirka.

"Ich weiß nicht. Entweder er ist es, oder er ist es nicht."

"Ich brüh uns Tee auf und mach was zu essen. Ich geh in die Küche, und du bleib hier sitzen. Vielleicht ruft jetzt jemand aus Japan oder Neuseeland an. Man weiß ja nie. – Na, bitte! Schon klingelt's. Mach ein Schwätzchen. Ich komm gleich wieder."

"Hallo! Rodziwił. – Ich höre."

"Sie haben mich angerufen. Vor einer Weile."

"Ja, das war ich."

"Ich hab eine herzliche Bitte. Streichen Sie bitte meine Telefonnummer und vergessen Sie sie. Und bitte, bestellen Sie das auch der Person in London. Bitte, streichen und vergessen!"

"Entschuldigen Sie, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten."

"Verstehe."

"Aber Sie haben meine Nummer notiert."

"Ich vernichte den Zettel sofort."

"Bitte tun Sie das nicht. Und Ihre Bitte übermittle ich ganz bestimmt der betreffenden Person in London. Bitte, entschuldigen Sie noch einmal, ich wollte nicht – "

"Auf Wiedersehen. Auch ich möchte Sie um Entschuldigung bitten. Auf Wiedersehen."

Mirka kam aus der Küche. "Und was hat er gesagt?"

"Das war nicht Beniek Cygielsztajn. Beniek ist aus Warschau abgereist."

"Wohin?"

"In unbekannte Richtung."

Schweigend tranken sie ihren Tee.

Blick auf den Central Park

Nachum Glik beschloß, einen Roman zu schreiben. Nachum Glik wohnte in der 21. Straße, unweit der I. Avenue. Aus seinem Zimmerfenster sah er einen großen Hof, auf dem Mädchen und Jungen Korbball spielten oder Rollschuh liefen. Nachum stand früh auf, trank einen Kaffee, verließ die Wohnung, verschloß die Tür hinter sich, stieg langsam die Treppe hinunter und ging gleich nach Verlassen des Hofes auf die andere Straßenseite hinüber. Vor einem kleinen Laden blieb er stehen, betrachtete einen Moment lang die Auslage, einige Paar Schuhe unterschiedlicher Art und das große Schild *Kunstman Shoe Store*, betrat den Laden und sagte laut: "Good morning!"

Seit drei Jahren arbeitete er im Geschäft seines entfernten Verwandten Majlech Kunstman, seit Jahren probierte er Kindern, Frauen und Männern Schuhchen, Pumps und Stiefel an. Seit drei Jahren betrat er täglich, die Feiertage ausgenommen, den Laden und sagte: "Good morning."

Majlech hatte den Namen geändert und nannte sich jetzt Martin – *Mister Martin*. Die Arbeit im Laden von Mister Martin war langweilig, der Ledergeruch unerträglich und die Verkäuferin Mary zänkisch und rechthaberisch. Nachum sehnte sich nach Warschau, radebrechte das Englische, konnte sich mit Mary nicht vertragen, sich nicht mit den Nachbarn (*Hamburger-Verkäufern*), oft auch mit den Kunden und schon gar nicht mit dem schwarzen Straßenkehrer Murphy Carter verstehen. Nachum Glik ging nur selten in die Stadt. Die verstopften Straßen, der Straßenlärm, das Motorengeräusch der vielen Autos, der Benzin- und Dieselgeruch erschreckten ihn. An den Montagen besorgte er sich Zucker, Öl, Eier, Wurstwaren, Obst und Gemüse für die ganze Woche und kehrte schleunigst in sein Zimmer zurück.

Die Nachbarn nannten Glik einen Einzelgänger und hörten nach einer gewissen Zeit auf, sich für den schweigsamen Nachbarn zu interessieren.

Nachum beschloß, einen Roman über sein Leben zu schreiben. Das erstemal dachte er daran, nachdem er ein Buch von Izrael Jozue Singer

gelesen hatte, das JOSIE KALB hieß.³⁷ Das alles fügt sich doch sehr merkwürdig, dachte Glik. Singers Romanhelden sind Nachum und Surele, und die Tochter von Nachbar Majlech Radomer aus der Nowolipiestraße hieß ebenfalls Sura; noch heute erinnert er sich an ihre langen Zöpfe, ihre großen Augen und die schlanke Gestalt.

Nachum paßte Sura häufig im Treppenhaus oder vor der Tür ab und sagte: "Guten Tag, Surele!"

Aber das Mädchen war stolz und antwortete nicht. Das war nicht erstaunlich: Die Radomers waren reich, wohnten in der Beletage, und Nachum wohnte mit seinen Eltern im Hinterhof, Parterre. Als das dümmste, aber hübscheste Mädchen im ganzen Haus erwies sich Cywia Lichtowicz. Singers Cywia ist die Tochter eines Schammes, während Cywia Lichtowicz die Tochter eines Bäckers war, Aron des Weißen, so gerufen, weil sein Gesicht und seine Hände weißer als Weizenmehl waren.

Bäcker oder Schammes, was ist das schon für ein Unterschied, dachte Nachum und lächelte seinem Spiegelbild zu. Die Kapitel seines zukünftigen Romans legte er sich beim Rasieren vor dem Spiegel zurecht; aus diesem Grunde dauerte das Rasieren seines spärlichen Bartwuchses oft fast eine halbe Stunde, an Sonntagen noch länger.

Am Sonnabend rasierte sich Nachum nicht. So hatten es sein Vater, seine Onkel und Elias, sein älterer Bruder, gehalten.

Rozenholc hatte Nachum am Zeitungskiosk kennengelernt. Der Zeitungsverkäufer hatte ihn mit den Worten begrüßt: "Wie geht's, Mister Rozenholc? Wir warten auf ein paar sensationelle Nachrichten!"

Frank Rozenholc hatte früher in der Redaktion einer vielgelesenen Zeitung gearbeitet, war sehr befähigt, doch nach dem Unfall in Greenport hatte er zu schreiben aufgehört. 1948 war er nach Greenport gefahren, um die Familie des unter geheimnisvollen Umständen verstorbenen Edward Rosconi zu interviewen. Als er aus seinem Ford stieg, wurde er von einem grünen Cadillac angefahren, an dessen Steuer der betrunkene Robert Lang saß.

Zu diesem Thema war viel gesagt und geschrieben worden, Frank jedenfalls konnte nicht mehr mit der Rosconi-Familie sprechen, sondern lag sieben Wochen im Krankenhaus. Er kehrte nach New York zurück, doch seit dieser Zeit schrieb er nicht mehr.

³⁷ Israel joschua singer: JOSCHE (Freiburg i. Br. 1967)

"Sag, Frank, warum hast du aufgehört zu schreiben?" fragte Nachum Frank Rozenholz während eines Lunchs bei Eliaz Katz.

"Ich hab nicht aufgehört zu schreiben", entrüstete sich Frank. "Ich schreibe vorläufig für mich, es wird ein dickes, dickes Buch."

"In welcher Sprache schreibst du es?"

"Weder in Polnisch noch in Jiddisch, bloß in Englisch."

"Wie alt bist du gewesen, als du Warschau verlassen hast?"

"Zehn. – 1932 hab ich mit Vater und Mutter den Ozean überquert."

"Erinnerst du dich an Warschau?"

"Doch. Aber Polnisch sprech ich schlecht. Hast ja gehört, wie ich red."

"Nu, da hab ich was für dich, Frank, einen guten Vorschlag. Ich, mein lieber Frank, bin zweimal aus Warschau weggefahren. Das erstemal 1942 mit dem Zug ins Lager nach Treblinka, aber es gelang mir, auf der Hälfte des Weges aus dem Waggon zu springen, und das zweitemal, als ich für kurze Zeit aus dem Wald nach Warschau zurückkehrte – das war 1945."

"Und – ?"

"Und ich hab erfahren, daß es kein Getto mehr gibt, daß es meine geliebte Straße nicht mehr gibt, nicht mehr das Haus und den Hof und kein Mädchen namens Surele, vor allem aber keine Familie und keine Freunde mehr."

"Und der Vorschlag sieht wie aus?"

"Schreib für mich einen Roman über mich ..."

"Versteh nicht."

"Du kannst Englisch?"

"Kann ich."

"Du verstehst zu schreiben?"

"Sicher."

"O.k., Frank. Ich kauf dir 'nen Haufen Papier, eine alte, aber noch ordentliche Schreibmaschine. Ich hab so eine Maschine in einem Geschäft in der Nähe der Penn Station gesehen. Du setzt dich in einen bequemen Stuhl und schreibst meinen Roman. Du verabredest dich mit einer Zeitung oder einem Buchverleger – ich hoffe, du kennst solche Typen –, soll'n sie ihn in der ganzen Welt rausbringen."

"Oj, Nachum – !"

"Ja, Frank?"

"Das ist nicht so einfach."

"Hab ich gesagt, daß das einfach ist? Hör mal, Frank – stell dir vor, ich, Nachum Glik, bin Millionär, wohne in der V. Avenue in einer

ungewöhnlich komfortablen Wohnung. Stellst du's dir vor, Frank? Ja? – Nu! Aus meinem Schlafzimmerfenster blicke ich auf den Central Park und weiter auf die dunstverhangene VII. und VIII. Avenue. Während ich im Frühstückszimmer mein erstes Frühstück verzehre, schaue ich durch das große Fenster und sehe den Central Park und weiter, dunstverhangen, die Häuser der VII. und VIII. Avenue. Aus dem Eßzimmer spreche ich während des Lunch telefonisch von Geschäften und sehe wiederum den Central Park und, im Nebeldunst liegend, die Häuser der benachbarten Straßen. Und jetzt, Frank, stell dir vor, daß du noch immer bei deiner seriösen Zeitung arbeitest und im bequemen grünen Sessel von Mister Nachum Glik in dessen Appartement in der V. Avenue sitzt. Du sitzt unweit des großen Fensters, vor dem sich als Panorama der Central Park erstreckt."

"Hör schon auf mit diesem Fenster und dem Central Park!"

"Moment! Du sitzt im Sessel und trinkst was Gutes, Alkoholisches, und ich nehme einen Schluck klares Wasser aus einem Kristallglas, schnalze mit der Zunge und sage: *Wer aus der Pfütze getrunken hat, dem schmeckt das klare Wasser aus der Wasserleitung. Notier das, Frank!* So sage ich und füge hinzu: *Unterbrich nicht, Frank, sondern schreib's auf! Bücher schreibt man, Bücher spielt man nicht auf Band. Schalt das Tonband aus, Frank. Du wirst der Verfasser meines Buches sein und mußt dich an Nachum Glik's Aussprüche, Scherze und Anweisungen gewöhnen. Verstehst du?* – Jetzt mußt du was antworten, Frank. Und du sollst dir auch einbilden, daß ich Millionär bin."

"O.k., Mister Glik! In unserm großen Wochenblatt nimmt man alle Interviews auf Band und später – "

"Mister Rozenholc, ich bezahle fürs Schreiben!"

"O.k., Glik, du zahlst fürs Schreiben ..."

"Ich möchte mein Leben schildern, das ist eine große Sache."

"O.k., Glik, das ist eine große Sache. Du hast Geld und kannst schreiben."

"Ich weiß nicht. Hab's nie versucht, darum hab ich ja dich engagiert, Frank. Das Schreiben ist 'ne ungeheuer schwierige Sache. Du, Frank, schreibst dummes Zeug, aber wenn ich dir das Thema vorgebe ..."

"O.k., Glik, ich hab Erfahrung."

"Zeitung ist noch nicht Erfahrung, – vielleicht find ich 'nen andern. Aber vorläufig ..."

"Vorläufig steh ich zur Verfügung."

"Wieviel?"

"Du weißt selbst ..."

"Ich weiß, ich weiß. Du bist verdammt teuer. Ich geb dir 'ne Anzahlung. Reichen tausend?"

"Zwei."

"Meinetwegen auch zwei!" seufzte Nachum, griff in die Tasche, zog einen zerknitterten Dollar heraus und legte ihn auf den Tisch.

"Danke", sagte Rozenholz ernst und legte die Hand auf den Schein. "Jetzt können wir an die Arbeit gehen."

"O.k., Frank, doch ich will dir gleich im voraus sagen, daß meine Geschichte einen glücklichen Ausgang haben muß; in den heutigen Zeiten ist das unmöglich, und darum beginnen wir mit dem Ende."

"Das heißt?"

"Im ersten Kapitel bin ich in Amerika, im zweiten: Ende des Gettos, im dritten: Leben im Getto, im vierten: Leben im Getto, im fünften dasselbe, im sechsten auch."

"Und im siebten?"

"Das siebte Kapitel handelt von meiner Jugend, das achte von meiner Schulzeit und meinen Großmüttern, die mich sehr, sehr geliebt haben. Im letzten Kapitel werde ich in die glückliche Ehe zweier junger, schöner Glik's hineingeboren. Verstehst du?"

"Verstehe. Doch das ist außerordentlich schwierig."

"Der Ausgang muß schön und glücklich sein."

"Nachum, bist du noch weiterhin Millionär?"

"Natürlich!"

"Also dann: Mister Glik, da haben Sie Ihre Zweitausend zurück. Meine Vorstellung von diesem Roman ist eine völlig andere. Freilich, der Schluß ist glücklich, aber in umgekehrter Reihenfolge. Wir beginnen normal mit der Geburt des Nachum Glik, dann kommt das Getto, Getto und nochmals Getto, und zum Schluß Amerika. Sie, Glik, sind hier doch Millionär, nicht wahr?"

"Rozenholz, kehren wir zur Realität zurück."

"Wenn das so ist, könnte ich mich eventuell mit deinem Romanentwurf anfreunden; nur, da es bei uns kein Getto gegeben hat, Nachumek, empfiehlt es sich eben, das Buch mit einem starken Amerikaakzent ausklingen zu lassen!"

"Gib Ruhe, Frank! In den Straßen Nowolipie, Pawia und Geşia starben die Juden wie die Fliegen, und ehrlich gesagt, weiß ich, Nachum Glic, bis heute nicht, ob ihr uns nicht hättet retten können. Ich weiß nicht, Frank, ob du alles Menschenmögliche in dieser Angelegenheit unternommen hast ..."

"Ich hab auch schon darüber nachgedacht, Nachumek, ich auch, aber mir ist nichts in den Sinn gekommen. Nichts Gescheites. Die Menschen bei uns haben nicht geglaubt – "

"Das hab ich vermutet, Frank. Genau das hab ich vermutet."

Im *Kunstman Shoe Store* in den Morgenstunden, wenn keine Kunden zu bedienen waren, grübelte Nachum über jede nächste Begegnung mit Rozenholz nach. Er legte sich die Kapitelinhalte zurecht, rief sich Details in Erinnerung, zeichnete die Pläne von Straßen, Höfen, Wohnungen, listete die Namen von Nachbarn und Bekannten auf und fügte jedem Namen Hinweise hinzu wie: *brünett, Glatze, alt, groß, klein, phlegmatisch, korpulent, hübsch, schön, hab von ihr geträumt, schießfreundlich, zärtlich, dumm, reich oder arm*. Den Namen von Polizisten, Gendarmen und Gestapomännern fügte er bei: *Bulldogge, Pferd, Hund, Scheißer, Drachen, Säufer, Kotzer, Dickarsch, Schwanz, Fräulein, Frosch oder Frosch*. Fortwährend jedoch mußte er daran denken, wie und an welcher Stelle geschildert werden konnte, was im August 1942 geschehen war:

Nachum lief mit Janek Syta auf die zerstörte Schmiede zu. Sie wollten zu dem steilen Pfad, der auf einen Abhang führte und weiter hinunter zum Fluß, als sie Schüsse und Schreie hörten. Sie warfen sich auf die Erde und robbten unter dem Schutz der Büsche bis an den Rands des Abhangs vor. Und da bot sich ihren Augen folgendes Bild: Eine wunderbar verkleidete Ziege setzte ein paar spärlich bekleideten Männern, Gendarmen, wie sich später herausstellte, nach. Auf dem sandigen Ufer fiel die Ziege einen von ihnen an und schlitzte ihm mit ihren Hörnern den Bauch auf, dann griff sie den anderen an, der seinem Kameraden zur Hilfe geeilt war, warf ihn zu Boden und jagte davon, dem dritten Gendarmen nach. Dem gelang es, die am Baum hängende Uniform nebst Pistole herunterzureißen und ein paar Schüsse abzugeben, doch offenbar verfehlte er sein Ziel. Die Ziege stürzte sich auf den Schützen und warf ihn um, dann machte sie ein paar Schritte rückwärts, verharrte, drehte sich plötzlich um und hetzte auf den Dorfweg unterhalb des Abhangs zu. Da erst gewahrte Nachum, daß die Ziege in einen breiten Tallis gewickelt war und auf dem Rücken des Tieres ein Kind lag, mit einem dicken Seil festgezurt. Der Kopf des kleinen Mädchens hob und senkte sich im Bewegungsrhythmus der erschreckten Ziege. Nachum sieht noch immer die verängstigte Ziegenschauze und das Gesicht des toten Kindes ...

"Ein Filmthema", sagte Rozenholz. "Das ist eine ungeheuer starke, eine fantastische Szene! Die Rache einer jüdischen Ziege, die die Gendarmen in einen jüdischen Tallis gekleidet und auf die sie ein jüdisches Kind gesetzt haben. Die Rache der Ziege! Die Rache der Ziege ... Das wär was für Hollywood, Nachum. Doch die Ziege hat's nicht gegeben und nicht das tote Kind! Das hast du dir ausgedacht, Nachum. Sag, das hast du dir doch ausgedacht?"

"Genau so ist es gewesen, Frank. Bloß daß du es nicht verstehst", entgegnete Nachum.

"Ein gewaltiges Thema!" wiederholte Rozenholz und schrieb etwas in sein dickes Heft.

"Erlaub, Frank, daß ich das schreibe", meldete sich Nachum. "Ich versuch's, es wird mir leichter ... Ich seh das immerzu vor mir ... Ich werd schreiben und mich beruhigen; ich denke, so ist es besser."

Während der letzten Tage waren wiederholt Anrufe aus Chicago gekommen, und man hatte wissen wollen, ob Nachum Glik in New York lebte. Martin Kunstman unterrichtete seinen Angestellten davon.

"Einmal hat ein Mann angerufen und vier- oder fünfmal eine Frau", sagte Kunstman. "Und immer abends, wenn du schon weg warst."

Nachum beunruhigten diese Telefonanrufe. Die Nachricht, daß Sonnabendnacht eine Unbekannte die Wohnung von Kunstman angeläutet hatte, um sich nach der Gesundheit von Mister Glik aus Warschau zu erkundigen, warf ihn aus dem Gleichgewicht.

"Nachts mich zu wecken, um sich nach der werten Gesundheit unsres Nachumeks zu erkundigen! Ich hab ihr die Nummer deiner beiden Nachbarn gegeben, solln die sich rumplagen!"

"In einer Woche hab ich auch Telefon", besänftigte Nachum Kunstman. "Entschuldige bitte vielmals, Martin. Es ist nicht meine Schuld!"

Von nun an wartete Nachum auf einen Anruf aus Chicago. Der schwarze Apparat stand auf einem Tischchen am Fenster und hatte, seit er installiert worden war, nur ein einziges Mal geklingelt; es war die Telefonzentrale gewesen, eine angenehme Männerstimme hatte sich erkundigt, ob der Apparat einwandfrei funktioniere.

Es kam jedoch der Tag oder vielmehr der Abend. Die Klingel ertönte, und Nachum glaubte anfangs, daß das Geklinge vom Hof käme. Er lehnte sich aus dem Fenster, doch im selben Augenblick war ihm klar, daß das sein Telefon war. Schüchtern näherte er sich dem Tischchen, stand einen Moment lang, ohne sich zu rühren, griff endlich zum Hörer.

"Hallo."

"Mister Glik?" fragte eine Männerstimme. "Mister Glik? Mister Glik?"

"Yes."

"Oh! – O.k.! ..." Der Mann sprach laut und schnell. Nachum verstand kein Wort. Verstört legte er den Hörer auf und verließ das Haus. Nach einer Stunde kam er zurück und schnitt mit einer Schere die Telefonleitung durch. Den Apparat plazierte er auf dem Schrank, dann trank er eine halbe Flasche Wein und legte sich aufs Kanapee. Er schlief bis zum Morgen.

Tags darauf begrüßte Martin Kunstman seinen Angestellten vor dem Laden. "Ich warte hier schon ungeduldig, Junge. In wenigen Minuten kommen Gäste zu dir. Anwalt Ralf Brecker und sein Assistent. Eine renommierte Firma. Ralf Brecker kommt nicht zu jedem Klienten. Das muß eine außerordentlich wichtige Angelegenheit sein. Regierungssache."

"Ich bin kein Klient von Ralf Brecker", entgegnete Nachum. "Er hat sich geirrt." Nachum war bestürzt. Der gestrige Anruf und jetzt der Besuch eines so bekannten Anwalts! – Durch die Schaufensterscheibe sah er Rozenholz die Straße überqueren. Er bat ihn, in den Laden zu kommen.

"Ich denke, die werden mich arretieren", erklärte er Frank Rozenholz. "Irgendwas geht da um mich herum vor. Eine Frau ruft nachts Kunstman an, ein Mann hat mir gestern was durchs Telefon geschrien, und heute schickt schon einer Anwalt Brecker zu mir."

"Was? Brecker? Ralf Brecker? Das ist der beste Anwalt auf der Welt! Naja, vielleicht nicht auf der Welt, aber der beste an der gesamten Ostküste bestimmt ... Und der will zu dir?"

"Ich hab niemand umgebracht, Frank."

"Nachum, das ist was sehr Wichtiges!"

"Wir werden sehen. Aber bleib hier bei mir. Du wirst mein Dolmetscher sein."

"O.k., Nachum, ich werde dein Dolmetscher sein."

Mister Ralf Brecker, ein hochgewachsener Mann mit grauem Haar, erschien pünktlich um zehn, wechselte mit Kunstman ein paar Worte. Martin verbeugte sich und trat zu Nachum.

"Für heute geb ich dir frei, Nachumek. Er möchte, daß du mit ihm ins Anwaltsbüro kommst. Er ist sehr nett."

"Was soll man machen", seufzte Nachum. "Aber Rozenholz fährt mit mir."

"O.k.", stimmte Ralf Brecker zu.

"O.k.", sagte Rozenholz.

"O.k.", fügte schüchtern Nachum hinzu.

In der Limousine des Anwalts war es angenehm kühl, die Klimaanlage funktionierte tadellos. Nachum schwieg, Brecker schwieg, der Assistent des Anwalts schwieg ebenfalls, nur Rozenholz redete laut auf Englisch, und Nachum verstand bloß so viel, daß er Brecker noch immer für die Einladung dankte. Der Anwalt lächelte, aber bis zum Ende der Fahrt durch die überfüllten Straßen sagte er außer ein paarmal "Yes" und "Okay" nichts.

In Breckers Arbeitszimmer servierte die Saekretärin den Gästen große Gläser Tomatensaft. Nachum trank die kalte Flüssigkeit in einem Zug und fühlte sich sogleich besser.

"Und jetzt wollen wir zur Sache kommen", sagte Frank Rozenholz feierlich. "Sie möchten wissen, ob du Nachum Glik heißt und ob du ein Sohn von Hirsz und Chana – "

"Ich heiße von Geburt an Glik und dazu Nachum, Sohn des Hirsz und der Chana."

"Sie fragen, ob du einen John Urbinger gekannt hast."

"Meine Mutter war eine geborene Urbinger, und ihre Bruder hieß Jojne, der ist lange vor dem Krieg nach Amerika gegangen."

"Seine Frau ist vor einem Jahr gestorben ..."

"Wessen Frau, Frank?"

"Jojne ... hm, das heißt John Urbingers Frau ..."

"Red deutlicher."

"Sie sagen, daß nach dem Tod von Ethel Urbinger du der Alleinerbe bist."

"Woher wissen sie das?"

"Die wissen gut Bescheid. Haben alles geprüft. Sie haben dich in Polen gesucht und in Amerika, in Martin Kunstmans Schuhgeschäft, gefunden. Sie waren das gewesen, die dich gestern angerufen haben."

"Was für ein Erbe?"

"Ein großes."

"Wieviel?"

"Sie müssen das erst berechnen, die Steuern abziehen, die eigenen Kosten."

"Wieviel bleibt?"

"N bißchen mehr, als du denkst ..."

"Das verdirbt meinen Roman! Keiner wird mir die Erbschaft glauben. Keiner wird mir glauben, daß mich Jojne Urbingers Anwälte gefunden

haben, keiner, daß eines Tages irgendwer Nachum Glik hunderttausend Dollar übereignet hat."

"Ein bisschen mehr ist es schon, Nachumek."

"Ich schlag die Erbschaft aus. Das paßt nicht in mein Buch!"

"Verrückter Kerl! Sie sagen, das Geld, die Aktien und Immobilien gehören dir, und was du damit machst, ist deine Sache."

"Frank, wie willst du das beschreiben?"

"Weiß mir schon zu helfen."

"Frag die Herren Anwälte, ob ich mal telefonieren darf."

"Telefoniere. So einer wie du muß nicht mehr fragen." Rozenholz schob ihm das Telefon über den Schreibtisch zu.

Der Anwalt lächelte. Nachum erwiderte das Lächeln und wählte.

"Hallo! Kunstman?"

"Ja, ich bin es, mein Nachumek."

"Ich muß dir was sagen, Martin."

"Ich auch."

"Hör mal, Martin."

"Nachum! Jemand fragt nach dir, hörst du? Fragt nach dir!"

"Schon wieder ein Anwalt?"

"Nein! Eine Frau! Eine gewisse Cecylia Zawadzka."

"Kenn ich nicht."

"Aber sie kennt dich. Sie ist aus Warschau und lebt jetzt in Chicago."

"Sie soll ihren allerersten Vor- und Zunamen angeben."

"Ich verstehe nicht. Ich gebe ihr den Hörer. Sie kommt gleich an den Apparat, Nachum."

"Gut."

"Nachumek! Ich bin's!"

"Zawadzka?"

"Nein! Ja! Nein – ich ... ich weiß es schon selber nicht mehr."

"Aber ich weiß. Das kann nur Cywia sein. Cywia aus der Nowolipiestaße!"

"Ja – ja – ja – ja!"

"Hör auf."

"Nachumek, ich bin's! Ja, ich!"

"Hör gut zu, Cywia! Du rufst zur rechten Zeit an. Ich hab mir gerade überlegt, wie ich mir eine Reise nach Warschau besorgen kann. Wir fahren zusammen, Cywia!"

"Ich hab Angst vor Warschau. Muß das sein?"

"Dummkopf! Wir fahren zusammen nach Warschau, um unsre Ruinen wiederzusehen. Hörst du? Dein Chicago und mein New York

gehn mich nichts an. Ich muß jetzt gleich – auf der Stelle – sehen, was in der Nowolipie- und im der Gesiastraße vor sich geht! Dann kommen wir wieder, keine Angst, Cywia. Nimm ein Taxi und komm hierher, zu meinem Anwalt in die Madison Avenue, Kunstman gibt dir die genaue Adresse. Zwölfter Stock. Ich wart auf dich, Dummkopf! Cywka, hörst du mich? Ich muß dir sagen, daß Glück sich immer zu Glück gesellt."

"Ich weiß nicht ..."

"Das schadet nichts. Und das Taxi soll warten. Ich zahle! Verstehst du?"

"Ja, Nachumek! Endlich. Endlich. Endlich hab ich jemanden, mit dem ich reden kann. Nicht böse sein, Nachumek. Sag noch einmal, daß ich ein Dummkopf bin!"

"Gut! Dummkopf – ich warte!"

"Ach, mir ist so wohl, Nachumek!"

"Na, dann wart ich also!"

Als nach einer Stunde Frank und Nachum mit dem Fahrstuhl ins Parterre hinunterfuhren, sahen sie in der Halle Cywia Lichtowicz sitzen.

"Verzeih mir bitte, Nachum, aber ich hab vergessen, auf welcher Etage dein Anwalt wohnt und wie er heißt."

"Das hab ich mir schon gedacht", sagte Nachum und küßte Cywia auf die Wange. "Kleine, dumme Cywia. Mein Gott, wie hübsch du bist! Ganz ehrlich, Cywia, du hast mir immer gefallen. Ich hab's dir nie gesagt. Aber deine Mutter hat immer zu meiner Mutter gesagt: *Sie werden sehen, Nachumek wird mal meine Cywia heiraten. Ich sag's Ihnen!* So hat sie gesprochen. Nie hab ich gedacht, daß wir einmal zusammen sein werden."

"Und du hast nie in Betracht gezogen, daß ich von Natur aus hellblond bin und sehr blaue Augen habe?"

"Kapiertst du, Rozenholc?"

"Du hast eine Vorliebe für Blondinen?"

"Äh, Frank, du bist dümmer als Cywia. Stimmt's, Cywia? Er weiß nicht, daß die Farbe deiner Haare und deiner Augen für die Deutschen eine kolossale Bedeutung hatten. Er weiß überhaupt nichts und kapiert nichts. Du hast kein Glück, Frank. Du warst nicht in Warschau, als man dort gewesen sein mußte! Wir hatten das Glück."

Abends nach einem Abendessen im *Apollo* ging Cywia Lichtowicz mit Nachum in dessen Wohnung. Cywia plapperte und lachte, machte sich aber unverzüglich ans Aufräumen. Dazu zog sie Nachums Hose und eine alte Arbeitsjacke an. Sie sah komisch und wunderhübsch darin

aus. Sie schaltete den Staubsauger ein, reinigte Läufer und Teppich, sie wusch Teller, Gläser und lang vernachlässigte Töpfe ab, überprüfte den Kühlschranksinhalt und wechselte zum Schluß die Bettwäsche auf der Couch.

"Und jetzt nehm ich ein Bad", sagte sie und küßte Nachum auf die Stirn.

Nachum setzte sich in den Sessel, aber nach ein paar Minuten erhob er sich wieder und öffnete die Tür zum Badezimmer. Cywia stieg gerade in die Wanne, und Nachum erblickte ihre kleinen Brüste und ihr gelöstes Haar. "Wir baden zusammen, Cywia, wir baden zusammen."

"Gut, Nachumek, wir baden zusammen."

Um Mitternacht weckte Cywias Nachum. Sie knipste die Nachtlampe an. "Fortwährend denk ich an dein Buch, Nachumek." Sie nahm ihn fest in die Arme und küßte seine Schulter. "Du, du wirst ein großer Schriftsteller. Wenn du unser Leben im Getto beschreibst, wirst du ein großer, berühmter Schriftsteller. Zieh nicht Rozenholz in das mit hinein. Der versteht nichts, der fühlt das nicht, der schildert ohne Herz. Nur du kannst derlei schaffen. Ich bin ein Dummkopf, Nachumek, aber ich versichere dir, daß du es mit meiner Hilfe schaffen wirst. Ich werde ständig bei dir sein, werde Stenographie und Schreibmaschine lernen, und den Verlegern auf die Finger gucken. Ich bin schon ein bißchen Amerikanerin und weiß, wie man mit Amerikanern redet. Dazu gehört eine entsprechende Reklame. Wenn wir den Amerikanern sagen wollen, wie die Okkupation war und was im Getto passiert ist, dann müssen wir die ganze Sache auf Amerikanisch zubereiten, einen anderen Weg gibt's nicht. Was nützt es, daß du die Wahrheit schreibst, wenn Mister Smith aus Ohio oder Freeport denkt, all das sei eine Erfindung für die paar hundert Dollar, die du an dem Buch verdienst. – Sie müssen das begreifen und glauben!"

"Hör mal, Kleine. Frank ist mein Freund, er spricht und schreibt Englisch, und zwar gut. Und jetzt, Cywia, stell dir vor, daß wir in einer Woche in meine gute alte Wohnung in der V. Avenue ziehen. Frank hat das Appartement bereits kennengelernt. Wir haben dort die ersten Kapitel meines Buches besprochen. Eine sehr schöne Wohnung. Vom Fenster des Schlafzimmers aus, in dem Cywia und Nachum morgens erwachen, sieht man den Central Park und weiter im Nebeldunst die VII. und VIII. Avenue, vom Fenster des Zimmers aus, in dem wir unser erstes Frühstück zu uns nehmen, sehen wir den Central Park und die angrenzenden Straßen. Derselbe Ausblick bietet sich aus dem

Eßzimmer und aus dem Arbeitszimmer von Mister Glik. In einer Woche kehr ich in meine schönen Salons zurück, und darum kann ich Rozenholz nicht beiseiteschieben. Er war mein erster Gast in dieser Wohnung gewesen, und mit keinem andern als mit Frank Rozenholz hab ich meinen Roman zu schreiben begonnen."

"Dann bist du schon einmal reich gewesen?"

"Ja, Cywia, was soll ich dagegen tun? Rozenholz hat ebenfalls Geld gehabt, viel Geld!"

Am Morgen erwachten sie spät. Nachum sprang von der Couch auf, rief Kunstman an und benachrichtigte ihn, daß er sich verspäten, aber bestimmt zur Arbeit kommen werde. Kunstman lachte. "Oj Nachum, bei mir arbeiten keine Millionäre!"

"Ich komme, Martin, ich komme ganz bestimmt."

"Grüß Cecylia Zawadzka von mir", beendete Martin Kunstman das Gespräch.

Cywia erschien mit dem Frühstückstablett, und da läutete das Telefon.

"Hier Frank!"

"Ja, was gibt's?"

"Nachum, mir scheint, mit deinen Millionen steht's schlecht."

"Drück dich klarer aus, Frank."

"Breckner hat mich gebeten, ich solle dich benachrichtigen, daß er die Sache aufschieben muß. – Ach, was wird ich drum herum reden: Es hat sich ein Verwandter von Ethel und noch ein anderer von John gefunden ... Was sich daraus ergeben wird, weiß ich nicht, aber das Häuschen am Meer gehört dir, soviel steht fest!"

"Frank!"

"Ja?"

"Wegen der Schreibmaschine mußt du dir keine Sorgen machen. Ich hab von Kunstman noch achtzig Dollar zu kriegen. Eine gebrauchte Maschine kostet viel weniger. Mach dir also keine Sorgen, Frank!"

"Was ist passiert, Nachum?" fragte Cywia und steckte sich ein Wurstscheibchen in den Mund.

"Nichts, meine Liebe, ich hab eben nur einen großartigen Einfall für den Schluß des ersten Kapitels meines Buches gehabt", sagte Nachum Glik und legte sacht den Hörer auf die Gabel.

Rosinen, Datteln, Mandarinen

Herr Arnold setzte sich in den Sessel. Izaak rückte einen Stuhl heran und nahm neben Herrn Arnold Platz. Chana brachte zwei Hocker, einen für Róza, einen für sich. Die übrigen Gäste ließen sich auf den Betten nieder.

"Na, endlich, alle Eingeladenen sind da", sagte Abram und fügte hinzu: "Eine schöne Tasse Tee mit einem Törtchen oder einem Stückchen Käsekuchen wäre jetzt genau das Richtige."

"Muß er gleich essen?" fragte Chana.

"Abram ist immer hungrig", bemerkte Izaak.

"Das ist kein Hunger, das ist ein Traum", erklärte Abram.

"Was für ein Traum?" fragte Jakob erstaunt. "In jeder Konditorei verkaufen sie Kuchen, Torten, Striezel und Gebäck."

"Aber ich hab davon im Getto geträumt, hab unentwegt von Gemüsesalat mit Majonnaise geträumt und von Schokoladentorte. Kaum hatte ich mich hingelegt und die Augen geschlossen, schon glitt eine Salatschüssel mit Gemüsesalat auf den Tisch. Das war ein Traum ... Ein Salat aus Eiern und gekochten Kartoffeln, gekochten Mohrrüben und Tomaten, grünen Gurken und eingelegten Gurken, gesalzen, fein angerichtet ... Mein Traumsalat! Mit der Torte war das anders. Bis zum heutigen Tag weiß ich nicht, was eine Schokoladentorte enthält und woraus sie sich zusammensetzt. Für mich sind der Schokoladenguß und die Mokka-creme das Wichtigste."

"Hör auf!" ermahnte ihn Chana energisch. "Gib Ruhe! Schließlich verlier ich noch die Nerven und mach dir so'ne Torte, damit – "

"Machst sie ihm aus Bosheit?" fragte Jakob.

"Ja," bestätigte Chana, "aus Bosheit. Soll er essen, bis er nicht mehr kann, und aufhören zu schwatzen."

"Hab schon aufgehört."

"Ich möchte einen Brief vorlesen", sagte Herr Arnold. "Erlaubt ihr?"

"Wir erlauben", sagte Chana lachend. "Darauf warten wir doch schließlich."

"Genauso ist es", unterstrich Abram.

Herr Arnold zog einen Brief aus der Jackettasche und legte ihn vor sich auf den Tisch. Die Anwesenden erhoben sich von ihren Plätzen, besahen sich ein Weilchen das beschriebene Blatt Papier. Herr Arnold räusperte sich, setzte die Brille auf die Nase, räusperte sich ein zweites Mal und fragte: "Darf man?"

"Man darf", antwortete Abram.

"Nazareth – Elith, 22. April 1970. Sehr geehrter Herr, verzeihen Sie mein langes Schweigen, aber ich konnte meine Gedanken nicht zusammennehmen. Ich bin jetzt schon sechs Monate in Israel. Der Winter war regnerisch, nun ist es bereits sehr warm. Ich arbeite nicht. Man gibt mir monatlich 100 Pfund zum Leben. Es reicht gerade. Ich hab zwei Zimmer mit Küche und Bad. Soweit was mich betrifft. Ich bin im Oberen Nazareth. Hier ist der Berg Tabor, wo das Grab von Jesus Christus ist. Im Tal liegt das historische, zweitausend Jahre existierende Nazareth. Hier gibt's schöne Kirchen und viel Touristen aus der westlichen Welt, die die historischen Stätten besuchen. Israel ist ein schönes Land für Leute mit Geld; den Armen geht's überall gleich. An Warschau muß ich sehr viel denken, und Sie, Herr Arnold, halt ich in bester Erinnerung. Überhaupt erinnere ich mich an alle aus unserem Haus, vor allem aber an Sie, sehr geehrter Herr Arnold, und an Frau Bela. Wie haben Sie die Feiertage verlebt? Ich nicht besonders. Am Sederabend saß ich mit einem Kameraden zusammen, und wir hielten zusammen die Haggada. Auf dem Tisch eine Flasche Wein, vier Eier, vier Mazzes und drei Gefäße. Eins für den Gast Eljahu. So verbrachten wir in Stille und Trauer den Sederabend, und an Sie hab ich gedacht und an alle in unserm Haus in Warschau. Wäre an diesem Abend ein Fotograf mit seinem Apparat erschienen, er hätte was zu fotografieren gehabt ... Solche traurigen Festtage hatt ich noch nie in meinem Leben. Aber was soll's! Mit Gottes Hilfe möchte ich Sie noch einmal im Leben wiedersehen. Aber wird das möglich sein? Schade, daß ich mich dieser Wanderung angeschlossen hab. Mir ging's nicht gut, ich wollt es besser haben. Wie geht es meinen Bekannten dort? Abram, Chana, Róza, Jakubek, Lejzor, Izaak, Julian und Juliusz? Ich muß immerzu an sie denken. Und Sie? Bleibt mir noch, Sie und Frau Bela aufs herzlichste zu grüßen – Menachem, der nicht vergessen kann. Ich grüße auch alle, alle aus unserm Haus sowie Frau Marysia, Janina, die Pflegerinnen, Schwestern und Ärzte – gesund solln sie sein! Ich bitte viel, viel an mich zu schreiben. Und bitte, lesen Sie diesen Brief meinen Freunden aus dem Haus vor. Menachem."

Herr Arnold setzte die Brille ab und legte sie auf den Tisch. "Soweit Menachem. Das ist alles. Nichts weiter."

"So ein Brief! So ein Brief! Nu, nu!" meldete sich Abram.

"Nu, nu!" setzte Lejzor hinzu.

"Ihr wundert euch?" fragte Julian schmunzelnd. "Ich wundere mich nicht. Dem Reichen geht's überall gut, dem Armen überall gleich."

"Was für ein Geschwätz!" entrüstete sich Abram. "Was ist das für ein Geschwätz! Im Gelobten Land sollte es sehr gut sein. Übertreibt er nicht?"

"Bitte sehr," sagte Julian, "bitte sehr. Meld dich zur Ausreise. Du besteigst ein Schiff, schwimmst bis Haifa, steigst aus, guckst dich um, gehst ins Geschäft, kaufst ein Brot, Butter, Zucker, Tee, danach ißt du in einem mittleren Restaurant zu Mittag, in einer Imbißstube zu Abend, übernachtet in einem Hotel, unterhältst dich mit Juden, betest, kaufst ein Schiffsbillet, steigst in Gdynia aus, kaufst ein Brot, Butter, Zucker, Tee, ißt in einem mittleren Restaurant zu Mittag, in einer Imbißstube zu Abend, übernachtet in einem Hotel, früh fährst du nach Warschau, betest, unterhältst dich mit Juden, kehrst in dieses Zimmer zurück und erzählst uns, wer recht hat, Menachem oder du ... Nu, bitte sehr!"

"Die unterschiedlichsten Menschen emigrieren in die unterschiedlichsten Gegenden", kommentierte Chana.

"Und aus den unterschiedlichsten Gründen", ergänzte Jakob.³⁸

"Selbstverständlich!" Nachum stand auf und lief zwischen den Betten auf und ab. "Selbstverständlich! Mein Freund Romek Lipszyc zum Beispiel glich einem deutschen Offizier aufs Haar. Dieser Offizier spazierte mit einem kleinen schwarzen Hundchen über den Markt. Die deutschen Offiziere besaßen große Hunde, Schäferhunde oder Dobermänner, unser Offizier aber hatte an einem giftigen Rattenpinscher Gefallen gefunden, und darum nannten wir Leutnant Reichert *Rattler* und Romek nannten wir ebenfalls *Rattler*. Ehrlich gesagt, hat Leutnant Reichert mir und Romek das Leben gerettet. Er holte uns von der Rampe kurz vorm Verladen. Der Transport ging nach Treblinka. Aber kommen wir auf Romek Lipszyc zurück. Nun, Romek kündigte an, daß er gleich nach dem Krieg Polen verlassen werde. Er träumte von Australien so wie Abramek von Schokoladentorte. Dort, pflegte Romek zu sagen, ist es ganz anders. Andre Menschen, andre

³⁸ Zum hintergrund: Ab 1969 standen die jüden in polen im mittelpunkt einer staatlich organisierten kampagne, die jüdische abstammung mit zionistischen sympathien und demnach unloyalität gegenüber polen gleichsetzte. Der wirtschaftliche, politische und polizeiliche druck trieb von 1968 bis 1970 etwa 25.000 jüden in die emigration.

Tiere, andre Pflanzen und bestimmt ganz andre Luft. In Australien hat's keine Kriege, keine Gettos, keine Mauern, keinen Hunger oder auch bloß Revolution gegeben. So träumte Freund Lipszyc, Rattler genannt, nach dem Spitznamen eines deutschen Offiziers, der ganz genau so aussah wie er. – Gleich, gleich, unterbrecht mich nicht, ich sag gleich, um was es mir geht."

"Wir unterbrechen bestimmt nicht", sagte Jakub. "Du kannst reden. Bitte sehr."

"Also, 1945, Ende Mai, treff ich Lipszyc in Warschau. *Ich fahr nirgends hin*, sagte er, *nirgends. Was soll ich in Australien? Andre Menschen, andre Tiere, andre Pflanzen und andre Luft; keine Kriege hat's dort gegeben, keine Gettos, keine Mauern, nicht mal Revolution. Das ist nichts für mich.*"

"Was hab ich mich mit Rachelka Łazawertowicz abgeplagt. Oj, was hab ich mich geplagt!" Róża nieste zweimal, wischte sich die Nase mit einem hellblauen Taschentuch, faltete es wieder zusammen und steckte es unter den Blusenärmel. "Die Łazawertowicz war außerordentlich starrköpfig", fuhr Róża fort. "Sie ließ sich nicht überzeugen. Sag ich: *Rachela, bezähm dich! Du leidest an verschiedenen Krankheiten, die Hände zittern dir, kaum kannst du einen Löffel Suppe zum Mund führen, grüner Star auf den Augen, Zucker im Blut und Atemnot in der Brust, und du machst dich auf nach Jerusalem!* Darauf sie: *Du belehr mich nicht! Ich weiß, was ich tu. Ich hab das Vorkriegspogrom überlebt, hab Getto und Lager überlebt – ich hab keinen Wunsch mehr. Wozu das alles? Warum?* Meine Worte halfen nichts, es halfen keine Nachtgespräche, Rachela beharrte auf dem Ihren. Ich wache auf, sie sitzt im Bett und keucht. *Nimm eine Tablette*, sagte ich, *nimm, dann geht's dir gleich besser. – Ich fahre, bestimmt fahre ich, die Atembeschwerden vergehen, der grüne Star verschwindet*, antwortet Rachela und nimmt natürlich keine Tabletten. Was ich mit Rachela durchgemacht hab, weiß Gott allein ..."

"Ja, ja, ich hatte mit Josek auch so meine Schwierigkeiten", seufzte Jakub. "Ich frage Josek: *Wozu fährst du da hin?* Und er antwortet mir: *Stell dir vor, ich verlasse in Haifa gerade das Schiff, und an Land ruft einer aus der Menge: Ist ein Josek Romanowicz mit an Bord gewesen? Also antworte ich, Josek Romanowicz aus Soligrad, natürlich: Und was geht das wen an? Und darauf sofort der Frager: Ich bin der Sohn von Josek Romanowiczs Bruder Aron. – Sei gegrüßt, Neffe! – Sei gegrüßt, Onkel!*"

"Aber Aron und sein Sohn Motke sind doch tot", bemerkte Aron.

"Naja, sicher! Ich sage: *Josele, sie sind doch 1942 in Zielone Błoty am Hunger gestorben. Josele erwidert lächelnd: Leg dich nicht mit Gott an, Jakub! Wenn Gott will, dann werden sie in Jersusalem leben, in einem Kibbuz wohnen oder in der Stadt, was am wahrscheinlichsten ist, werden Inhaber eines Lebensmittelladens sein, wo man wie vor dem Krieg ein bißchen Salz., ein bißchen Zucker, ein bißchen Trockenobst, Datteln und Honig wird kaufen können.*"

"Datteln braucht man nicht zu führen. Datteln wachsen doch da", korrigierte Mojżesz.

"Rosinen, Datteln, Mandarinen! Das ist alles, woran ihr denkt. Rosinen, Datteln, Mandarinen!" Abram sprach laut, hob und senkte die Arme, hüstelte, unterbrach sich für einen Augenblick, redete dann weiter: "Es gibt wichtigere Dinge. Was sag ich! Die allerwichtigsten! Im Jahre 1945 hat mein Freund Efraim Reznik gesagt: *Wenn mich, Efraim Reznik, einen Mann mit einem solchen Namen und mit einer solchen Abstammung und mit einem solchen Aussehen, Zofia Maciejewska und Adam Maciejewski und ihr Sohn Franek Maciejewski zwei Jahre lang versteckt gehalten haben, dann kann ich, Efraim Reznik, nicht aus Polen weggehen. Und jetzt sag ich, Abram Brander, es euch noch anders: Wenn die Gebeine meiner Eltern, meiner Großmutter, die Gebeine von vier meiner Onkel und die meines Bruders in der Erde von Treblinka ruhen, dann kann ich, Abram Brander, nicht aus Polen fortgehen.*" Abram stand auf, ging ans Fenster iund öffnete es weit, und sofort kehrte er auf seinen Platz zurück. Róza nieste zweimal.

"Zur Gesundheit", sagte Jakub.

"Zur Gesundheit", sagte auch Abram.

Herr Arnold räusperte sich. "Verzeihung. Dürfte man ... Verzeihung, dürfte ich um ein halbes Glas abgekochtes Wasser bitten? Ohne Flüssigkeit schluck ich die Tablette nicht hinunter."

"Mir geht's genauso", bestätigte Juliusz.

Chana verließ das Zimmer und kehrte mit einem Glas Milch zurück.

"Sie ist warm", erklärte sie. "Ich weiß doch, Herr Arnold mag warme Milch. Ich hab's in der Küche gehört. Dier Diätköchin Alina hat die Kunde über ganz Warschau und halb Polen ausposaunt."

"Na, dann ... na, dann ... Hm, dann will ich was bekennen." Abram erhob sich und ging zum Schrank. "Nur lacht mich nicht aus. Nein?"

"Red schon!" mahnte ungeduldig Juliusz. "Immerzu stehst du auf und setzt dich wieder, trippelst hierhin und trippelst dorthin – wie 'ne Maus im Römischen Bad."

"Ich bewirte euch mit Kuchen – !"

"Du hast Tortenstückchen mit Schokoladenguß gekauft?" fragte Jakob.

"Ja, hab ich. Hab ja nicht gewußt, daß es ein so trauriger Brief ist, und außerdem hab ich den Kuchen aus einem ganz andern Grund gekauft. Na, könnt ihr euch nicht denken, warum ich soviel Kuchen gekauft hab? Nein?"

"Ah, ich weiß," Herr Arnold räusperte sich, "ich weiß schon. Ganz einfach wegen Lag b'Omer."³⁹

"Aber ja doch!" stimmte Jakob ein. "Ja doch! Das Fest der Jungen. Mit dem Dampfer nach Młociny an Lag b'Omer. Ein Dampferausflug, den ich mein Lebtag nicht vergessen werde. Dabei hab ich Elka kennengelernt. O Gott! Liebe Leute! Der Ausflug nach Młociny ..."

"Red nicht so viel!" wies Róza Jakob zurecht. "Erheb dich, junger Mann, und hilf den Tisch decken, für das Feiertagskaffeestündchen, obwohl es bis zu eurem Ausflugsfest noch ein paar Stunden hin ist."

³⁹ "Lag baOmer (בעומר ל"ג aschkenasisch) oder Lag laOmer (sephardisch) ist ein jüdisches Fest. Sein Ursprung geht auf den Bar-Kochba-Aufstand gegen die Römer 132–135 n. Chr. zurück. Lag baOmer ist ein fröhliches Fest. Die verschiedenen einschränkenden Gebote der Trauerzeit, die für die 49 Omer-Tage zwischen Pessach und Schawuot gelten, sind an diesem Tage aufgehoben. Kinder und Erwachsene veranstalten Picknicks und versammeln sich um Lagerfeuer." (Wikipedia)



Roman Kramsztyk: Stary Żyd z dziećmi 1941 (*Alter Jude mit Kindern*)⁴⁰

⁴⁰ Der maler roman kramsztyk wurde 1942 bei der "liquidierung" des Warschauer Ghetto erschossen.
Bild: <http://fcit.usf.edu/holocaust/gallery/p172.htm>

Der Mann, der Papier aß

Sie saß auf einem Stuhl und musterte aufmerksam den bärtigen Boruch. Nach einer Weile erhob sie sich und ging zu ihm. "Was sind Sie?" fragte sie.⁴¹

"Wie das? Was soll das heißen? Sieht das Fräuleinchen nicht, daß ich ein Mensch bin? Ich bin ein normaler Mensch mit einem Vollbart." Er strich sich über den Kopf und wandte sich an mich. "Sie macht sich über mich lustig, oder was?"

Das Mädchen kehrte zu ihrem Platz zurück.⁴²

"Worum geht's?" fragte ich.

"Ich bin hier zum erstenmal. Ich möchte Juden sehen, möchte rauskriegen, wie sie sind ... Nein, nein – mehr weiß ich nicht zu sagen." Sie hob den Kopf. "Bin ich eine Jüdin?"

"Schwierig, darauf zu antworten", mischte sich der bärtige Boruch ein.

"Ja," bestätigte ich, "das ist eine ziemlich schwierige Sache. Verstehe: Du weißt nicht, wer deine Eltern waren."

Das Mädchen nickte.

"Du bist nicht die erste." Boruch stand auf und streckte sich. "Gestern ist einer hier gewesen, der hatte erfahren, daß sein Kind irgendwo bei Nonnen ist ... Im Jahre 2000 werden in einem einzigen großen Tempel Christ und Mohammedaner, der Bekenner des Buddhismus neben dem Bekenner des Judentums, wird die Frau neben dem Mann beten. Ich sage euch das, ihr werdet sehen. Gott ist Einer!"⁴³

Das Mädchen bekreuzigte sich. "Ich such die Meinen", sagte sie nach einer Weile.

"Habt ihr gehört, was Boruch gesagt hat?" meldete sich Freiman. "Er stellt sich vor, der Pfarrer läßt ihn in die Kirche und der Rabbi Frau Aniela ins Bethaus."

⁴¹ In der deutschen erstausgabe "Wer sind Sie?"

⁴² Die Übersetzerin verwendete im Zusammenhang mit "Mädchen" (substantiv neutrum) durchgängig die pronomina "es" und "sein". Dies wurde in der Neuausgabe verändert durch "sie" und "ihr".

⁴³ Das erste Projekt dieser Art wurde im Jahr 2014/15 eröffnet, das *Haus der Religionen* in Bern (Schweiz): <http://www.haus-der-religionen.ch/>

"Ich geh in kein Bethaus!" entrüstete sich die Büfettmamsell Aniela. "Ich hab meine Pfarrei und meinen Pfarrer. Herr Boruch macht immer seine Späße", sagte sie lachend. "Sie könnten sich den Bart abnehmen, Herr Boruch. Viel jünger würden Sie aussehn. Vielleicht würd ich Sie gar heiraten?"

Freiman näherte sich dem Mädchen.

"Du weißt nicht, wer deine Eltern waren?"

"Nein. Ich such die Meinen."

"Ich suche auch", sagte ich. "Ich bin gerade gekommen, um mich zu erkundigen, ob nicht einer nach mir gefragt hat. Ich hab mich eingeschrieben ... Im Parterre hängen Bekanntmachungen, Suchlisten und eine Liste Geretteter aus. Schreib dich ein!"

"Ich kann nicht", erklärte das Mädchen. "Ich weiß nicht, wer ich bin und wie ich heiße. Nichts weiß ich. Vorläufig bin ich Antonina Korodziejska, getauft in der Allerheiligenkirche im Jahr 1941."

"Hier ist irgendwo ein junger Mensch, der unablässig davon redet, daß seine Schwester lebt", ließ sich Aron vernehmen. "Er kommt täglich hierher, manchmal sogar zweimal täglich und zeigt uns die Fotografie eines kleinen Mädchens. Auf diesem Foto ist sie zwei Jahre alt."

Aron drehte sich zu Freiman. "Hast du nicht zufällig den Jüngling im langen Soldatenmantel gesehen?"

"Nein, hab ich nicht", antwortete der Gefragte.

"Aber ich hatte keinen Bruder", sagte das Mädchen und öffnete ihre Handtasche. Sie kramte eine Weile darin herum und holte eine Briefftasche hervor, aus der sie ein kleines Foto zog. "Das bin ich. Gleich nach dem Krieg. Ich hab Zöpfe getragen." Das Foto eines strahlenden kleinen Mädchens in weißem Kleidchen, weißen Strümpfen und Schuhen wanderte von Hand zu Hand.

"In dem Alter sehen sich alle Kinder ähnlich", bemerkte Boruch.

"Aber ich hab keinen Bruder", wiederholte das Mädchen.

"Woher weißt du das?" fragte Aron.

"No, ich weiß nicht. Vielleicht ... vielleicht ...", wiederholte sie zögernd, "vielleicht hab ich Bruder und Schwester. Schwer zu sagen."

"Oder zwei Brüder und drei Schwestern", fügte Aron hinzu. "Man weiß nie. Izak Lizak hatte drei Frauen: eine Vorkriegsfrau, eine Gettofrau und eine auf der arischen Seite. Izak läuft andauernd gedankenverloren umher. *Was grübelst du so?* frag ich Izak. Und er antwortet: *Stell dir vor, eines Tages kehren zu mir alle drei Frauen zurück! Was mach ich dann bloß? Es kommt zu mir Rachela, meine erste Frau, von der ich mich auf der Eisenbahnrampe getrennt hab; Rachela*

hat ein Deutscher in den ersten Waggon gestoßen, und mich stieß man in den letzten. Mein Waggon wurde abgehängt, weil was mit den Bremsen nicht funktionierte, doch meine Rachela fuhr mit dem ganzen Transport Richtung Treblinka davon. Immerhin kann sie unterwegs rausgesprungen sein und sich irgendwo versteckt haben. Sowas ist vorgekommen. Und stell dir vor, eine Stunde nach Rachelas Rückkehr taucht Sabina auf, die mit mir gemeinsam von der Rampe geflohen ist und mit der ich ein halbes Jahr in einem Keller in der Smoczastraße gelebt hab! Wir haben uns sehr geliebt. Man kann sagen, daß sie meine zweite Rachela war und ich ihr zweiter Josek, so hieß ihr Mann, der auch bei diesem Transport nach Treblinka gewesen ist. Sabina hat oft gesagt, daß die Liebe von Adam und Eva ein Nichts gewesen ist im Vergleich zu unsrer Liebe. Einmal ist sie auf die Straße hinausgegangen und nicht mehr wiedergekommen. Sie ist hier irgendwo. Sie ist in Warschau. Ich fühl's, ich weiß ... Auch Janeczka, die ich auf der andern Seite der Mauer kennengelernt habe, kann zurückkommen. Kurz vorm Warschauer Aufstand ist sie aufs Land gefahren, nach Łochów, um ein bißchen Knochenfleisch zu besorgen, und kann jeden Augenblick wieder da sein. – So spricht mein Freund Izak Lizak."

"Alles ist möglich", bemerkte Boruch. "Bei uns im Getto war alles möglich. In Polen sind während der Okkupationszeit äußerst merkwürdige Dinge passiert. Ich hab einen Mann gekannt, der Papier aß. Und Lejzor Cukier änderte sogar seinen Namen in Lejzor Sacharin. Später ließ er sich nur noch Lejzor nennen; denn es gab keinen Zucker mehr und auch kein Sacharin.⁴⁴ Der Mann, der Papier aß, nannte sich Sztajnman. Vor dem Krieg führte Sztajnman ein erstklassiges Restaurant und beschäftigte einen Koch, der bei Baron Rothschild in Frankreich gekocht haben soll. Es gibt nämlich deutsche, englische und französische Rothschilds! Sztajnman schwärmte für die französische Küche, folglich engagierte Sztajnman diesen Koch, doch mußte er ihn nach einer gewissen Zeit wieder entlassen, als sich nämlich herausstellte, daß der ehemalige Koch der Rothschilds den Soßen, mit denen man das Fleisch übergießt, ein Schlückchen Sahne zur Verfeinerung hinzufügte. Die Sache kam ans Licht, als Zelik Wajc in die Küche schaute. Er schrie Zeter und Mordio: *Ende der Welt!* kreischte er. *Ende der Welt! Hier kocht man nicht jüdisch! Hier ißt man nicht jüdisch! Hier gibt's keine koscheren Speisen!*

⁴⁴ Cukier (poln.) = zucker

Sztajzman zog Zelik Wajc ins Zimmerchen hinterm Buffet und sagte: *Du hast nichts gesehen, du weißt von nichts, du bist nicht mal in der Küche gewesen. Du hast bei mir zwei Mittagessen umsonst. Zelik überlegte. Sieben Mittagessen mit Kompott, darunter eins mit Brühe und Huhn.*

Sztajzman einigte sich schließlich mit Wajc, aber der Koch mußte gehen."

"Trinken Sie, Fräuleinchen." Ich schenkte den guten Tee ein. Aniela setzte sich zu dem Mädchen. "Man soll sich nicht grämen, man soll leben. Das ist unsre Bestimmung. Sie werden heiraten, Fräuleinchen, Frau und Mutter sein."

"Das hat auch der Herr Pfarrer gesagt." Das Mädchen lächelte. "Ich weiß noch, der junge Pfarrer besuchte zu Weihnachten seine Pfarrkinder. Er kam auch zu uns. Beim Hinausgehen sagte er: *Frau und Mutter wirst du sein, solches ist deine Bestimmung.* Und jetzt Sie ... Merkwürdig."

"Daran ist nichts Merkwürdiges", kommentierte Boruch. "Frauen gebären Kinder und ziehn sie auf. Über uns im zweiten Stock," – Boruch hob den Kopf und zeigte gegen die Decke – "dort ist ein großer Raum, in dem oft junge Leute zusammenkommen. Du lernst sie kennen. Hübsche Burschen, stark und stattlich. Hübsche Mädchen – solche wie du. Komm morgen gegen fünf am Nachmittag, Fräuleinchen. Lernst sie kennen."

"Ich weiß nicht, was das ist: koscher", sagte das Mädchen, zur Decke starrend. "Zum erstenmal hör ich von koscheren Speisen ..."

"Koscher bedeutet rein", erklärte Boruch. "Man darf nicht Fleisch- und Milchspeisen mischen. Milchernes zu Milchernem, Fleischernes zu Fleischernem. Wenn du dir ein Stück Brot mit Schmalz beschmierst und eine Scheibe kalten Rinderbraten drauflegst, darfst du zu einem solchen Frühstück keine Milch oder Sahne oder Milchkaffee trinken. Eine gute jüdische Hausfrau kocht Fleisch in einem nur für Fleisch bestimmten Topf, Milchsuppe mit Klieben⁴⁵ dagegen kocht sie allein und ausschließlich in einer für Milchspeisen bestimmten Kasserolle. Ein gläubiger Jude ißt kein Schweinefleisch. Schweinefleisch ist in jedem Fall nichtkoscher, das heißt trefe."

"Selbst dann, wenn man es in einem für Fleisch bestimmten Topf kocht oder schmort?"

⁴⁵ "Kliebensuppe, auch Klackerklieben, Klackerklüten usw., ist eine süße, mit Zimt gewürzte Milchsuppe mit Mehklößen, die so hergestellt werden, dass man den Kloßteig in die kochende Suppe fließen lässt." (*Wikipedia*) – Keine jüdische Spezialität.

"Selbst dann."

"Und Papier?"

"Was denn wieder für'n Papier?"

"Na Papier, das der Herr Sztajnman zu sich genommen hat."

"Papier, das der Herr Sztajnman zu sich genommen hat? Ah ... nu ... Papier ist wie Ei, Kartoffel, Mohrrübe. Papier ist weder milchern noch fleischern. Papier ist kein Schweinefleisch. Papier ... ist Papier. Abraham Sztajnman konnte beruhigt ein ganzes Buch aufessen."

"In der Targowastraße traf ich 1946 einen rothaarigen Juden", mischte sich Freiman ins Gespräch. "Das war im Haustor Nummer vierundzwanzig. Dieser Mensch behauptete, daß ich seinem Schwager ähnele, der im Getto Białystok ums Leben gekommen ist. Ich aß mit dem rothaarigen Juden in einem Lokal in der Brzeskastraße zu Mittag. Ich aß Graupensuppe, Beefsteak mit Kartoffeln und grünem Salat, während der Rotfuchs aus seiner Segeltuchtasche zwei hartgekochte Eier, eine Semmel und die Hälfte einer gebratenenen Zuckerrübe hervorholte. Er aß und sagte: *Den Krieg hab ich in Kasachstan überlebt, und ich habe mir und Gott geschworen, daß ich mich während des Krieges nie mit Trefenem beflecken werde. Ich habe durchgehalten, und ich werde durchhalten. Und darum hat Gott gemacht, daß meine Familie gerettet wurde.*

Und wo sind sie? fragte ich den Roten.

Das weiß ich vorläufig noch nicht, entgegnete er. Ich suche und finde sie. Das weiß ich bestimmt. Schließlich leben sie."

"Ich lerne koscher kochen", versicherte uns das Mädchen. "Ich koche, brutzle, schmurgle gern!"

"Da ist nichts Schwieriges bei", behauptete die Büfettmamsell Aniela. "Frau Róza hat mich jüdisch kochen, backen und schmoren gelehrt. Ich weiß zum Beispiel, wie man Tschulent macht, wie man Karpfen jüdisch oder Mazzebrei, das heißt Mazzes mit Ei, zubereitet."

"Hörn Sie auf, ich flehe Sie an!" Freiman rutschte ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her. "Ich hab gleich Appetit gekriegt! Ich sehe schon einen tiefen weißen Teller vor mir und auf dem Teller die braunen, knusprigen, heißen, dampfenden, wohlschmeckenden Kartoffelchen mit den weichen Rindfleischstückchen – das ist Tschulent nämlich. Warschauer Sabbattschulent, einzig auf der Welt! Ojoj, wie ich mich nach einem einzigen winzigkleinen Tschulentkartoffelchen sehne. Ich sage euch – "

"Der Lubliner Tschulent ist der beste gewesen. Meine Mutter hat immer eine Zwiebel und ein paar Stückchen Entenfleisch dazugegeben",

pries Aron. "Rindfleisch mit Ente zusammen – ein Wunder! Das aß man mit geschlossenen Augen, das zerging auf der Zunge, das war außergewöhnlich. Ich schmecke es selbst jetzt noch ..."

"Róza hat im Wald ihre Partisanen mit Tschulent gefüttert", sagte Boruch. "Ich weiß noch ... Ich weiß noch gut: Róza ritt ein schwarzes Pferd. Es hieß Awrumke. Sie ritt ohne Sattel, nein, einen Sattel duldete sie nicht. Awrumke gehorchte ihr aufs Wort. Er lief neben ihr her wie ein Hund, bewachte sie wie ein Hund, sodaß keiner in Rózas Nähe kommen durfte, wenn Awrumke nicht weit war. Er schlug aus, stellte sich auf die Hinterbeine, wieherte, schnaubte, schüttelte die Mähne. Es genügte ein Wort von Róza, und das Pferd beruhigte sich ..."

"Bei meinem Bruder im Dorf", fiel die Büfettmamsell ein, "hat der Sohn vom Dorfvorsteher, Tadek Wrona, einem Hofhund das Tanzen und einer Ziege das Meckern auf Befehl beigebracht, und das Schwein Matylida hat ihn alle Tage zur Mühle gebracht, wo Tadek gearbeitet hat."

"Aber der verehrte Herr Wrona hatte keinen Rappen", fuhr Boruch fort. "Awrumke war schnell und schön, schlanke Fesseln, Schweif und Mähne dunkelbraun, das Auge klug, das Hinterteil rund, dazu ein graziöser Kopf – "

"Sie kennen sich aber mit Pferden aus", mischte sich von neuem Frau Aniela ins Gespräch.

"Oj, ich kenn mich aus, ich kenn mich aus, und ich liebe diese Tiere sehr. Róza saß wie ein Prinzessin auf Awrumke, und sie war gekleidet wie eine Prinzessin: eine schwarze Tuchjacke, dunkelblaue Hose, Schaftstiefel, am breiten Gurt zu beiden Seiten je ein Pistolenhalter nebst Pistole und einen kleinen Trommelrevolver in der Tasche. Auf dem Kopf trug sie eine graue Radfahrerermütze, die sie während des Ritts mit dem Schirm nach hinten drehte. Man erzählte sich, daß Róza drei deutschen Soldaten, die mit dem Auto einige Säcke Mehl, ein Ferkel, Gänse und Hühner aus dem Dorf abtransportiert hatten, quer über eine Wiese nachgesetzt sei, sie kurz vor der Eisenbahnstation in Nowojelnia eingeholt, einen kurzen Kampf mit ihnen ausgefochten, den einen getötet, zwei verwundet und zur Umkehr gezwungen habe. – Da fährt also am hellichten Mittag ganz langsam auf der breiten Dorfstraße ein Auto mit deutschen Soldaten daher, und hinterdrein stapft elegant Awrumke, auf dem stolz die Partisanin Róza sitzt." Dann fügte er abschließend hinzu: "Und jetzt ist unsere Róza mollig, hat einen Mann und zwei Kinder. Awrumke ist bei einem Bauern auf dem Land geblieben, und so ist alles zu Ende gegangen ..."

"Angefangen haben wir mit koscherem Essen, und gelandet sind wir bei Róza der Partisanin, einem Pferd, einer Ziege, einem Hund und einem trefenen Schwein", bemerkte Freiman.

Aron beugte sich vor und flüsterte mir ins Ohr: "Nimm dich des Mädchens an. Man muß ihr helfen, verstehst du?"

"Verstehe", erwiderte ich leise.

Frau Aniela nahm Gläser, Zuckerdose und Kuchentablett vom Bufett, zog den Stecker des elektrischen Teekessels aus der Steckdose und schickte sich an zu gehen. Freiman rieb mit einem Tuch das Tischchen ab und schob die Stühle an die Wand. Boruch trank hastig seinen Tee aus. Das Mädchen trat auf Aniela zu: "Darf ich ... darf ich hier alle Tage herkommen?" fragte sie unsicher.

"Aber natürlich!" sagte Frau Aniela laut und gab dem Mädchen einen Kuß auf die Wange.

"Aber natürlich", sagte auch Boruch.

"Wir laden zum Tee", ergänzte Freiman.

"Ich begleite dich", schlug ich vor.

Wir gingen. Auf der Treppe sagte das Mädchen: "Ich weiß, daß man mich in einer Tonne aus dem Getto rausgebracht hat. Ich suche den Menschen, der mich auf diese Weise gerettet hat. Ob ich wohl im Parterre aushängen kann: *Suche den Menschen, der aus dem Warschauer Getto ein Kind in einer Blechtonne rausgebracht hat – ?*"

"Kannst du! Kannst du bestimmt", versicherte ich dem Mädchen Antonina. "Ein sehr guter Einfall!"

Das Mädchen Antonina lächelte.



Anatoli Kaplan: Benja Krik mit Mendel, Ljowka, Nechama und Baska ⁴⁶

⁴⁶ In: Gertrud Heider: ANATOLI KAPLAN – KERAMIK (Berlin/DDR 1977)

Ein Disput über Rabbi Akiba, Bar-Kochba und Kaiser Hadrian

Michał Arenbach ließ sich auf einem Stein nieder, legte die Hände auf die Knie und starrte auf den Trümmerhügel. Hier war mein Haus, hier im vierten Stock bin ich geboren, hab ich mit meinen Eltern und mit meiner Schwester Stella gewohnt, im vierten Stock; hab ich, im vierten Stock, Masern, Mumps und Diphtherie überstanden. Es gibt keinen vierten Stock mehr, es gibt überhaupt kein Stockwerk mehr, keine braunen polierten Türen mit blitzenden Messingschildern, von denen eines im vierten Stock "*Arnold Arenbach*" eingraviert trägt.

Geblieden ist ein kleiner Trümmerhügel. Von solchen Trümmerhügeln gibt es mehr – es sind die Gräber fünfstöckiger Wohnhäuser. Auf einem jeden Hügel sollte man eine Tafel aufstellen mit Aufschriften wie: *Hier ruht das Haus Nr. 49*, oder: *Hier liegt das schöne Haus Nr. 65 begraben*. Mit einem niedrigen Mäuerchen sollte man die Ruinenstätte des Gettos umfrieden und am Eingangstor die Aufschrift anbringen: *Hier sind zur ewigen Ruhe gebettet Menschen und ihre Häuser*.

Ich höre Geflüster ... Nein, kein Geflüster – das ist der Wind, der von Norden nach Süden durchs Getto weht. Eben hebt er über den Trümmerhügeln Sandkörnchen und die feinen Flöckchen verbrannten Papiers empor. Der Sandstaub fällt wieder herab, aber die Flöckchen schweben noch immer in der Luft. Sie sind von unterschiedlicher Größe: winzig wie Pünktchen, etwas größer, schwarzen Schneeflocken ähnlich, und noch größere, schwarze Schmetterlinge-Nichtschmetterlinge, Vögel-Nichtvögel ... Ein neuer Windstoß, stärker als der vorherige, reißt alles mit sich, was gerade noch den Blick auf zwei nicht vorhandene Fenster und den nichtvorhandenen Balkon im vierten Stock verdeckt hatte. Dort haben sich eben Großmutter Miriam, Großvater Henoch, Mutter, Vater, meine Schwester Stella und ich zu Tisch begeben. Großvater Henoch sagt: "Ich hab in Troki mit Karäern gesprochen. Sehr ordentliche Leute! Fromm bis zur Übertreibung ..."

Und Großmutter Miriam unterbricht wie immer den Großvater: "Henoch, kannst du nicht ohne deine Karäergeschichten leben?"

Doch Großvater Henoch hört nicht auf seine Frau, sondern fährt fort: "Ihre Gesetze hat Anan ben David den Karäern gegeben. In seinem Buch wird gesagt, daß man die Bibel lesen soll und nur die Bibel. Andere, aus der Tradition stammende Vorschriften sind bedeutungslos! Die Karäer begehen Chanukka nicht, weil darüber nichts in der Bibel steht, sie kennen weder Tefillin noch Mesusa, tragen überhaupt keinen Tallis, sondern hängen sie in den Synagogen auf, und Mazzes backen sie aus Gerstenmehl. Aber das ist noch nicht alles! Der Talmud empfiehlt zum Beispiel, beim Schlachten des Viehs zwei Blutgefäße zu durchschneiden, und Reb Anan ben David befiehlt das Durchschneiden von vier Blutgefäßen! Die Karäer suchen keinen Arzt auf. Reb Anan hat ihnen das Einholen ärztlicher Ratschläge kategorisch untersagt. Während des Gebets wenden die Karäer ihr Gesicht nicht nach Osten, sondern in Richtung Palästina, und dort ist in einer karäischen Synagoge auch das Aron ha Kodesch aufgestellt. Darin bin ich mit den Karäern ganz einer Meinung!"

Stella wird ungeduldig: "Mama! Ich bin hungrig!"

Mutter lächelt; sie weiß genau, daß es Stella eilig hat, zu ihrer Verabredung mit Józek Bukierman zu kommen.

"Gleich, Stellachen, gleich, schließlich muß die Suppe erst kochen ..."

Der Vater liest seine Zeitung und schüttelt seufzend den Kopf.

"Die Karäer fasten vom 13. Tag des Monats Nissan bis zum 23. Tag des Monats Siwan", sagt Großvater. "Also insgesamt siebzig tage. Und du, warum schüttelst du den Kopf? Ich sage die Wahrheit: siebzig Tge!"

Vater legt die Zeitung beiseite. "Ich weiß nicht, ob ich den Kopf schütteln, ob ich lachen oder weinen soll", sagt er. "Aber eines weiß ich gewiß: daß es Krieg gibt, ob deine Karäer nun siebzig Tage, hundertvierzig Tage oder das ganze Jahr hindurch fasten. Diesen Krieg wird keiner überleben! Die Gase vernichten alle Lebewesen auf Erden, die Gase vernichten das Leben auf der Erde!"

Stella verliert bald ganz die Geduld. Mutter bringt die dampfende Terrine herein.

Im Parterre wohnt Halina Rys. Wir sind zusammen geflohen. Durch Brok nach Zaremby Kościelne und weiter nach Białystok. Menschen waren unterwegs, wir mitten unter ihnen. Die Juden flohen nach Osten, wir mitten unter ihnen. Ich ließ Großvater mit seinen Karäern, die kluge Großmutter Miriam, Mutter und Vater zurück. Stella ging am siebten

September mit Józek Bukierman aus Warschau fort. Am vierten Oktober kehrten sie zurück.

"Ich hab Mutter zurückgelassen, mir fehlt der Duft ihres Parfums", sagte Halina.

Halinas Mutter, die schöne Lola – so nannten sie die Nachbarn, so nannte sie die Straße –, eine elegante, für ihre Extravaganz bekannte Witwe, blieb allein. Am dritten September erlag Salomon Tauberger in der Wohnung der schönen Lola einem Herzanfall. Salomon Tauberger hinterließ eine Gattin, zwei Töchter, ein Mietshaus in der Muranowskastraße, ein Damenkonfektionsgeschäft und eine verweinte Freundin.

Der erste Schnee fiel. Lola kam zu Halina. "Die Deutschen fangen nicht gut an", erklärte Lola. "Schöne, stattliche Männer, aber was sie da machen, ist nicht gut."

Mutter und Tochter sehnten sich nach Warschau. Sie kehrten zurück. Die schöne Lola ist nicht mehr, geblieben ist ein kleiner Trümmerhügel.

Stella verschlang ihr Mittagessen und rannte aus der Wohnung. Die Baskenmütze setzte sie sich im Treppenhaus auf, dort fuhr sie sich auch zweimal mit dem Lippenstift über den Mund.

"Michał, halt den Spiegel höher, ich seh ja nichts!" Und wieder ein Strich mit dem Lippenstift über die Unterlippe. "Warte, Michał, renn nicht so, ich muß mir noch die Brosche an die Bluse stecken! Klar ist das Mutters Brosche, na und? Sie weiß nichts davon, und du brauchst ihr nichts zu sagen. Ich geb sie ihr wieder. Wenn ich nach Hause komme, leg ich sie ins Schmuckkästchen auf dem Toilettentisch zurück. Halt bloß den Mund, Michał!"

Und schon war sie auf dem Geländer die Treppen hinuntergerutscht: "Tschüs!"

Ich traf Ewa auf dem Markt. "Verkaufst du was?"

"Nein. Ich kauf und verkauf nichts. Ich such Warschauer Bekannte. Die Leute treffen sich auf dem Markt."

Ich kaufte Milch bei einer Usbekin. Wir tranken.

"Wo ist Stella?" fragte Ewa.

"Sie ist in Warschau geblieben", sagte ich. "Und Józek Bukierman ist ebenfalls geblieben."

"Nu ja, Stella hat mir Józek abspenstig gemacht ..."

Ewa war hungrig. Sie aß meine siebenhundert Gramm Brot auf, küßte mich auf die Wangen und blieb.

Großvater erzählte immerzu von den Karäern. Am Sabbat kam Szmul Goldsztajn. "Laß deine Karäer, Henoch, gehen wir zu dem Fall Bar-Kochba über. Nun, nach Ansicht vieler Leute hat der Aufstand unter der Führung Bar-Kochbas am Ende zur Vernichtung des jüdischen Volkes geführt ... Ich weiß, ich weiß, gleich unterbrichst du meine Darlegungen und sagst, daß ich nicht recht hab. Daß das kaum vorhersehbar gewesenist, daß den Aufstand gegen Kaiser Hadrian immerhin der geliebte und ungemein weise Rabbi Akiba ben Josef inspiriert und daß der gewußt hat, was er tat."⁴⁷

"Du, versteck dich nicht hinter deinem Rabbi Akiba! Der Führer ist Bar-Kochba gewesen! Wie's zu so einer Schlappe hat kommen können? Aha – ", läßt sich Großvater vernehmen, "aha! Du, du bist ein Anhänger von Rabbi Joshua ben Chanania! Von diesem Rabbi ... Nein, das ist zuviel! Das ertrag ich nicht!"

Szmul Goldsztajn schmunzelt. "Nu, persönlich hab ich Rabbi Joshua ben Chanania nicht gekannt, hab nicht mit ihm geredet, doch immerhin ist nicht er es gewesen, der's dahin gebracht hat, daß am neunten Tag des Monats Aw die Festung Betar fiel, die gesamte Besatzung niedergemetzelt wurde und unser Bar-Kochba sich das Leben nahm."

"Ja, er ist ein Held gewesen", sagt Großvater voller Trauer.

"Henoch!" Szmul hebt die Stimme. "Begreifst du nicht, daß das ein einziges großes Pogrom auf jüdischem Boden gewesen ist? Hadrian hatte den Sabbat und andre Feiertage zu halten verboten, er verbot die Beschneidung, das Tefillinlegen und das Gebet überhaupt. Er verkaufte unsre Väter auf den Sklavenmärkten, die Toten durften nicht begraben werden ... Die Juden flohen nach Ägypten. Nu, und da hätte deiner Meinung nach Rabbi Akiba nicht auf den Rat von Rabbi Joshua ben Chanania hören sollen? Henoch, hör gut zu: In jedem Staatswesen, in jedem Volk teilen sich die Menschen in gute und böse. Warte, Henoch,

⁴⁷ "Als Bar-Kochba-Aufstand bezeichnet man den jüdischen Aufstand gegen das Römische Reich von 132 bis 135 n. Chr. unter Führung von Simon bar Kochba. Nach dem ersten Jüdischen Krieg 66–73 war er, je nachdem ob man den Babylonischen Aufstand 115–117 mitzählt, der zweite oder dritte jüdisch-römische Krieg. Er führte schließlich zur Zerstörung der letzten Reste eines größeren, geschlossenen, jüdischen Siedlungsgebiets in der römischen Provinz Judäa, und löste die Diaspora des Judentums bis in die Gegenwart bzw. bis zur Gründung des Staates Israel 1948 aus. (...) Rabbi Akiba, der den Aufruhr stützte, hielt Bar Kochba („Sternensohn“; eigentlicher Name vermutlich Ben Kosiba) für den langerwarteten jüdischen Messias. Deswegen prophezeite er, dass der Aufstand erfolgreich sein werde. Trotz erheblicher Anfangserfolge der Juden endete der Aufstand in einer schweren Niederlage; er wurde auf Befehl des römischen Kaisers Hadrian niedergeschlagen." (www.jewiki.net)

unterbrich mich nicht! Einverstanden, es gibt mehr gute als böse, aber das bedeutet noch nicht, daß das Böse weniger ist als das gute. Wer das nicht sieht, es nicht in Betracht zieht, der verliert. Bar-Kochba und Rabbi Akiba haben nicht in Betracht gezogen, daß es in Judäa auch Verräter gibt, haben nicht berücksichtigt, daß ein Elisa ben Abuja lebte – sein Name möge ausgelöscht sein."

"Ja, ja, das war ein Verräter", pflichtet Großvater seinem Freund bei. "Man sagt, daß sich vier Gelehrte mit der Lehre der Kabbala beschäftigt hätten. Rabbi Akiba und noch drei andere. Einer hat den Verstand verloren, ein zweiter ist gestorben, der dritte war Elisa ben Abuja, der zum Verräter wurde. Allein Rabbi Akiba ben Josef bewahrte sich die Klarheit und Reinheit des Gedankens. Seitdem spricht man den Namen des Verräters nicht mehr aus. So wenigstens schreibt in seinen Arbeiten Doktor Majer Balaban."⁴⁸

Stella hat Józek geheiratet, und es ging ihnen sehr gut. Józek war findig, er trat der Jüdischen Polizei bei. Stella kaufte Gold auf und verkaufte es den Deutschen. Sie verließ das Getto ohne Hindernisse und kehrte ohne Schwierigkeiten ins Getto zurück. Sie hat am längsten gelebt. Den Vater schickten sie Winter 1942 nach Treblinka. Mutter wurde von einem Deutschen getötet, der ihr Żelazna Ecke Nowolipie den Gewehrkolben in den Bauch stieß; Großvater Henoach und Großmutter Miriam starben im Sommer 1941. Am längsten lebte Stella. Józek erschoss ein deutscher Offizier ...

"Tschuldigung", sagte der Offizier. "Ich hab auf einen kleinen Judenbengel gezielt und Ihren Mann erschossen. Ein dummer Zufall! Sowas ist mir eigentlich noch nie passiert, schließlich bin ich ein guter Schütze. Ein Geldstück durchlöchre ich aus ein paar Schritt Entfernung. – Pardon!"

"Das denkst du dir aus", sagte Ewa. "Woher willst du wissen, daß das so gewesen ist?"

"Ich weiß es. Sie gingen zu dritt: Stella, Halina und Józek. Halina lebt, sie sieht *arisch* aus – hat sich in Grochów versteckt. Stella war ja eine Brünette."

"Ja", bestätigte Ewa. "Eine sehr semitische Brünette!"

⁴⁸ "Majer Balaban (Meir Balaban, Majer Samuel Bałaban, Meyer Samuel Balaban; * 20. Februar 1877 in Lwów; † 26. Dezember 1942 im Warschauer Ghetto) war der Begründer der modernen jüdischen Historiographie in Polen. Er war der erste Historiker, der christliche, jüdische und polnische Quellen sowie rabbinische Responsen für seine Studien benützte. Balaban unterrichtete an verschiedenen jüdischen Schulen in Galizien und lehrte ab 1928 an der Warschauer Universität jüdische Geschichte und war Mitbegründer des Instituts für jüdische Studien in Warschau." (Wikipedia)

"Hör mal, was Halina erzählt hat. Hörst du zu? Also, Halina hat erzählt, meine Mutter und mein Vater hätten Stella gehaßt, doch Stella hätte den Eltern Brot, Margarine, Eier, Gemüse und Obst gebracht, dabei waren Eier, Gemüse und Obst sehr, sehr teuer. Der Vater habe Stella das Brot ins Gesicht werfen wollen, jedoch nicht getroffen. Szmul Goldsztajn habe das Brot aufgehoben und aufgeessen. Das hat Halina erzählt. Nein, Halina denkt sich nichts aus."

Ewa ging im Juli 1946. Sie verließ mit Onkel und Tante gemeinsam Polen. "Wer nicht will, der hat schon. Ich jedenfalls geh ins Ausland. Hier hält mich nichts mehr."

"Und mich alles", sagte ich zu Ewa.

Jetzt ist Halina da. "Kannst du's Stella verdenken?" fragte sie und antwortete gleich selber: "Auch sie wollte überleben."

"Und du?" fragte ich.

"Wollte das ebenfalls, ich hab bloß einen andern Weg gewählt – und jeder denkt, sein Weg ist der beste. Meine Mutter ist verstorben gewesen, *die schöne Lola*. Nein, laß mich ausreden, ich hab recht. Meine Mutter ist wirklich ein leichtlebiger Geschöpf gewesen, doch im Getto war sie eine völlig andere: außerordentlich tapfer; sie gehörte einer Organisation an, Einzelheiten weiß ich nicht. Vielleicht werden wir's einmal erfahren. Ach ja, du hast gefragt, wie das mit dem Brot war? Dein Vater warf es Stella nach, als sie das Zimmer verlassen wollte, Szmul Goldsztajn hob es, auf, aß es, ohne es vorher abzuwischen."

"Hat Großvater von den Karäern erzählt?"

"Ich weiß nicht, ich erinnere mich nicht."

In der Simonspassage warte ich auf Halina. Józek Bukierman nähert sich. "Du wartest?"

"Ich warte."

"Auf deine Schwester?"

"Nein, auf ein Mädchen."

Er nimmt die Mütze ab, fährt sich durch die Haare und grinst. "Auch aus dem Mirlasowa-Lyzeum?"

"Ja", antworte ich und füge hinzu: "Du hast Chancen ..."

Er erwidert: "Du siehst, wie ich ausseh, bin größer als du und treibe Sport; ich spiele Klavier und soll angeblich gut tanzen. Na ja, so bin ich nun mal." –

Der Vater unterwies mich: "Von Białystok aus fährst du nach Nowojelnia, über Baranowicze. In Nowojelnia steigst du aus und gehst in die Stadt ... 'n paar Kilometer von der Bahnstation entfernt."

Ich ging den breiten Weg entlang. Auf der rechten Seite ein Hügel. "Sehen Sie, eben der Hügel ist es! Ja, natürlich, über diesen Hügel hat Adam Mickiewicz geschrieben. *Geht, o Kinder* ... Ja, genau an dem Ort haben sie die Räuber getroffen. Nach Nowogródek ist es von hier nicht mehr weit, und die Anhöhe ist dieselbe. Ich fürchte mich nicht. In Nowojelnia wohne ich, aber ich arbeite im Städtchen. Ja, vorübergehend. – Woher ich stamme? Sie werden sich wundern, ich bin in Warschau geboren. Aha, Sie sind aus Warschau. – Aber nein, Räuber gibt's heute keine mehr. Hier leben friedliche Leute! Ja, Belorussen und Juden. Bitte, treten Sie doch ein, ich wohne gegenüber dem Eisenwarengeschäft." – Der Eigentümer des Hauses, in dem ich wohnte, erinnerte mich an Szmul Goldsztajn, und ich wartete nur auf den Moment, da er mich nach Bar-Kochba fragen würde, aber er fragte nicht. – "Sie sind zu spät gekommen. Ihre Braut ist längst abgefahren. Sie hat gewartet. Selbstverständlich! Sie haben das Krankenhaus aufgegeben, und alle sind abgefahren. Das nennt sich Evakuierung! Sie mußte mit ihnen weg. Militärbefehl! Die Deutschen haben die Grenze überschritten; ich nehme an, in wenigen Stunden sind sie in Baranowicze oder Lida."

Ich fahre nach Minsk, später in Richtung Beresina. Ein breiter Fluß. Mit dem letzten Zug, im letzten Wagen über die Brücke. Kurz darauf eine heftige Detonation. Die Brücke ist in drei Teile zerfallen, und alles ist, weit, weit weg. Die Entfernung von Warschau wächst, und dort ist Großvater Henoch zurückgeblieben, der seinem Freund Szmul noch immer Mangel an Phantasie vorwirft. –

"Szmul! Die Geschichte wiederholt sich nicht! Keiner wird mehr die Fehler Rabbi Akibas machen, wenn ich auch immer noch nicht endgültig davon überzeugt bin, daß Rabbi Akiba nicht recht gehabt hat."

"Nein! Er hatte nicht recht" Szmul Goldsztajn sagt es in aller Ruhe, doch Großvater gibt sich nicht geschlagen.

"Gegen Feinde muß man kämpfen, Szmulek! Bitte sehr, paktiere mit Herrn Hitler. Der wird's dir erst zeigen!"

Szmul schwiegt. Er nimmt die Jarmulke ab und streicht sich mit der Hand über den kahlen Kopf. "Hör mal, Henoch, das sind doch ganz andre Zeiten. Hitler beginnt zwar auch mit dem Buchstaben H wie Hadrian, aber es sind dennoch ganz andere Zeiten. Die Deutschen

waren und sind ein Kulturvolk und werden es bleiben, und keiner hat hier die Absicht, jemandem den Hals umzudrehen: weder wir ihnen noch sie uns. Denkst du, wir marschieren nach Berlin und ermorden eine Million Deutsche?" Szmul hörte auf, sich über die Glatze zu streichen, und setzte die Jarmulke wieder auf. "Na, und du, Henoch, was sagst du dazu?"

Józek Bukierman trug elegante Schaftstiefel. Stella besaß einige Paar Halbschuhe und mit weißem Leder benähte Filzstiefel.

"Siehst du," sagt Halina, "das ist von ihr geblieben. Bevor ich auf die andere Seite ging, gab sie mir die mit weißem Leder benähten Filzstiefel. Ich hab sie gut gebrauchen können. Am linken Stiefel ist der Absatz lose, aber das läßt sich reparieren."

"Sicher. Und was ist mit Józeks Stiefeln passiert?" frage ich.

"Weiß ich nicht. Ich nehme an, Stella hat sie Józek von den Füßen gezogen und verkauft. Er hat sie ja nicht mehr gebraucht."

"Das hat er nicht mehr", sage ich. "Er hatte größere Füße als ich; sie hätten mir nicht gepaßt."

Im dritten Stock wohnte der Eisenbahner Kowalski mit seiner Frau und seinem Töchterchen Ala. Er züchtete Goldfische, Kanarienvögel, Zwergpapageien, Frösche, Ringelnattern und Meerschweinchen. In der Küche ein Schlafzimmer, in den zwei Zimmern ein Zoologischer Garten. Terrarien, Käfige, Aquarien, zwei Zimmerpalmen, Farne, Blumen, Grün über Grün und Vogelgezwitscher. Die Zauberwohnung der Kowalskis.

"Ich schenk dir zum Geburtstag einen Kanarienvogel."

"Umsonst?"

"Umsonst. Als Geschenk!"

"Mama, Herr Kowalski hat mir einen Kanarienvogel geschenkt." – –
"Stella hat den Käfig aufgemacht! – Warum?"

"Mir ist sein hoffnungsloses Gesänge auf die Nerven gegangen."

"Aber Stella!"

Stella zuckte die Achseln. Der Kanarienvogel flog aus dem Fenster, saß eine Weile auf dem Dach und war bald verschwunden.

"Michał – !"

"Ja?"

"Ich weiß jetzt, wo mein Lyzeum gewesn ist."

"Deins, das heißt ... aha, das Mirlasowa-Lyzeum? Das ist doch in der Simonspassage. Anfang Nalewski ..."

"Auch dein Gymnasium war da."

"Selbstverständlich. Laor."

"Ja, Laor. Ich hab mir die Füße wundgelaufen, aber ich hab's gefunden."

"Vom Fenster meiner Klasse sah ich das Fenster deiner Klasse. Weißt du noch? Ich stand am Fenster und machte dir Zeichen. Du hast getan, als ob du's nicht siehst."

"So war's, aber ..."

"Was, aber – ?"

"Ins Laor ist Anielewicz gegangen."

"Ich erinnere mich. Er ist in kurzen Pfadfinderhosen zum Unterricht gekommen."

"Jetzt muß man die Entfernung bestimmen von den Trümmern der Simonspassage, das heißt von unseren Schulen, um die Stelle ausfindig zu machen, ungefähr wenigstens, wo er gefallen ist.⁴⁹ Das ist hier irgendwo in der Nähe. O da! In diese Richtung – "

"Er ist der Führer des Aufstands im Getto gewesen?"

"Er."

"Das ist sicher?"

"Ja."

"Bar-Kochba ..."

"Du hast gesagt – "

"Bar-Kochba!"

"Warum?"

"Das könnten dir ganz genau mein Großvater Henoch und sein Freund Szmul erklären."

"Kehren wir um?"

"Gut, Halina."

Sie gingen den schmalen Pfad zwischen den Trümmerhaufen zurück. Sie gingen langsam und vorsichtig.

⁴⁹ Am 8. Mai 1943 kam Mordechai Anielewicz mit seiner Freundin Mira Fuchrer und dem größten Teil seines ZOB-Stabs im Bunker der Miła 18 ums Leben. Siehe auch hier im Nachwort.

Pediculus humanus

Mirka lenkte ihre Schritte zu dem Platz hinüber, wo die Autos parkten. Sie ließ zwei große Busse hinter sich und blieb bei dem dritten stehen. Es war ein hellblauer Reisebus, auf dem in großen schwarzen Buchstaben die Aufschrift *Bayern-Tourist. A.H.K.Lichtmann und H.J.Fuchs* und darunter, in kleineren Buchstaben, *Paris – Madrid – Rom – Athen – Brüssel – London* prangte. Sie öffnete eine Vordertür, schaute hinein: kein Fahrer! Sie stieg in den Bus und hockte sich neben den ersten Sitz. Einen Moment lang blickte sie sich um, konnte aber niemanden entdecken. Auf allen vieren kroch sie durch den Bus, und erst in der vorletzten Sitzreihe, dicht bei den hinteren Türen, machte sie halt. Vom nächsten Gepäcknetz nahm sie eine Damenhandtasche, und da sah sie auf einmal einen schwarzen Lockenkopf vor sich, dann eine Brille und schließlich ein brünettes Jungengesicht.

"Guten Tag", sagte Mirka und brach in lautes Lachen aus.

Der Junge war überrascht, doch er erwiderte ihren Gruß, den sie allerdings nicht verstand.

"Ich versteh dich nicht, Rotzjunge. Sprich polnisch."

"Ein bißchen Polnisch kann ich", sagte unerwartet der Junge.

"Ich will mir nur meins wiederholen. Alles, was du hier hast in diesem Wagen, ist meins. Alles mein – wszystko, wszystko!"

"Nein! – Nie, nie."

"Was, nie?"

"Nie twoje."

"Moje. Meins. Ich sage dir doch, daß das meins ist. Ihr habt mir alles genommen während der Okkupation. Okkupacja! Ok-ku-pa-ti-on, kapujesz?"

"Nicht deins, nicht meins", wiederholte der Junge und näherte sich Mirka.

"Hör mal, mein Junge, ich brauch was zu futtern, ich muß Moneten fürs Mittag- und fürs Abendbrot haben und für die Fahrkarten. Ich hab meinen Rucksack verloren, da ist alles drin gewesen, Geld und Fahrkarten. Verstehst du? – Was fang ich bloß mit dir an? Wozu red ich soviel? Mußttest du hier unbedingt rumsitzen? Geh an den Strand,

baden, tut gut. Geh, darling, hau ab!" Der Junge dachte nach, nahm die Brille ab, setzte sie wieder auf und sagte: "Das geht nicht, das geht aber nicht!"

Mirka hängte sich die Tasche über den Arm, reckte sich empor und kommandierte: "Und jetzt gehen wir zusammen raus. *Schneller!* – Du bringst mich raus, und mach kein Theater! – *Raus! Raus!*"

Sie sprang als erste aus dem Autobus, der Junge ihr nach. "Ich will ... Ja z tobą – ", schlug er vor.

"*Halt!* – Nicht nötig! Tschüs, Kleiner! Küßchen, bye bye! *Auf Wiedersehen!*" Mirka überquert die dichtbevölkerte Promenade, wandte sich zum Strand, und schon rannte sie am Ufer entlang. Die Handtasche hielt sie fest umklammert. Sie lief immer schneller und schneller, und ihr war wohl bei diesem Lauf: Sie genoß die Erschöpfung, den knapper werdenden Atem und den Wind, der ihr in den Rücken blies und der sie bald emporzuheben, bald vorwärts zu stoßen schien, dem fern am Horizont sich abzeichnenden Wald entgegen.

Plötzlich stolperte sie und fiel auf die Seite. Sand stob ihr ins Gesicht. Sie lag im warmen Sand. Sie wartete eine Weile, drehte sich dann auf den Rücken und schloß die Augen. Sie ruhte aus. Jetzt hörte sie das Meeresrauschen, das Schmatzen der ans Ufer schlagenden Wellen und das gelle Kreischen der Möwen. Jemand rief irgendetwas, in der Ferne heulte eine Sirene auf, aber das zunehmende Rauschen des Meeres übertönte allmählich alle anderen Geräusche, und ihr war, als sei sie mutterseelenallein am Strand, und sie fühlte sich wohl, und sie dachte bei sich, daß sie für immer hierbleiben könnte in diesem warmen Sand und wohltuenden Wind. Aber sogleich fiel ihr wieder ein, daß sie einen Riemen in der Faust hielt, an dem eine Tasche hing, und da erst meldete sich der Schmerz in ihren erstarrten Fingern. Sie öffnete sie, und die Tasche fiel neben sie, und erst jetzt sah sie sie genauer an. Die Tasche war viereckig mit einem Schloß in Form einer runden Spange. Eine ähnliche Spange hatte Mirka zu Hause, sie war nur kleiner und gehörte nicht zu einer Tasche oder einem Riemen. Man müßte die Tasche aufmachen, dachte sie, setzte sich hin, nahm die Tasche, öffnete sie und schüttete ihren ganzen Inhalt in den Sand.

Die Kämmchen, Haarklammern, drei Schlüsselchen sowie eine kleine Brosche warf sie gleich wieder in die Tasche. Die Puderdose war rund und schwer, wahrscheinlich Gold. Mirka warf sie ein paarmal in die Höhe und fing sie in der Luft auf. Sie spielte mit ihr, bevor sie sie öffnete. Eine Puderwolke stob heraus und senkte sich in den Sand. Sie

klappte die Puderdose wieder zu und warf auch sie in die Tasche zurück. Jetzt nahm sie die dicke Brieftasche zur Hand und zog ein korrekt zusammengelegtes Bündel Banknoten hervor. Es waren D-Mark-, Dollar- und Hundertzlotyscheine. Zwei Fotos rutschten aus einem Seitentäschchen. Auf dem größeren sah sie eine lachende junge Frau und einen Mann in Wehrmachtsuniform, ohne Mütze, mit einem Blumenstrauß in der Hand. Auf dem anderen lachte ein nackter Säugling. Er lag bäuchlings auf einem Eisbärenfell und hatte große Augen. Mirka zerriß zuerst die große Fotografie, dann die kleinere, zerfetzte anschließend die Dollar-, Mark- und Hundertzlotyscheine. Das entstandene Häufchen farbiger Schnipsel stopfte sie in die Tasche. Zuletzt warf sie die beiden Taschentücher, den silbernen Armreif, die kleine Nagelfeile und die winzige Schere in die Tasche zurück. Die Tasche stellte sie geschlossen vor sich in den Sand. Und da ging ihr durch den Sinn, daß sie einmal hier am Meer, während eines Abendspaziergangs, dem Großvater gesagt hatte, sie, Mirka, würde nie begreifen, wie man so endgültig verlieren, schweigend und ergeben, ohne Widerstand, ohne Kampf sterben konnte. "Ich würde beißen, um mich schlagen, treten, schreien, die Fäuste gebrauchen, würde sengen und morden", sagte sie. "Ich könnte nicht den Kopf senken und so, voller Resignation, hingehen, um mich niedermetzeln und in den Ofen schmeißen zu lassen, um später einmal Seife zu werden."

Großvater Eli hatte damals seine sehnige Hand erhoben und gesagt: "Du verstehst gar nichts, meine Mirka. Nichts, aber auch rein gar nichts! Es hat solche gegeben, die sind in den Wald, in die Sümpfe geflohen, und dort sind sie umhergewandert, umhergeirrt, sind sie schmutzig, hungrig und heruntergekommen von einem Ort zum anderen gezogen. Andere haben sich Waffen besorgt und sich den Kämpfenden, Sterbenden angeschlossen, die übrigen – und sie waren in der Mehrzahl – haben geweint. Haben geweint und gebetet, geschrien oder geschwiegen, aber jeder dieser weinenden und schreienden, betenden und schweigenden Bewohner unseres schönen Shtetls ist ein Held gewesen. Das Kind in der Wiege war ein Soldat, und Großmutter Sure war ein Soldat, und der hinkende Jankiel, der blinde Mojżesz, der schwer lungenkranke Schneider Rozenbaum – alle waren sie Soldaten. Was für ein großes, mächtiges Heer! Eine Armee ohne Führer, weil jeder einzelne ein Führer war. Eine Armee, in der es keine Generäle, keine Obersten, Feldwebel oder Gefreiten gab, eine riesige Armee mit einer für die Hitlerfaschisten unsichtbaren Geheimwaffe. Einer furchtbaren Waffe!" Für einen Augenblick verstummte Großvater und hob die Hand

noch höher, und Mirka sah seine unruhigen Augen, die Lippen, um die ein seltsames Lächeln spielte, und die graue Haarsträhne, die ihm in die Stirn fiel.

"Was für ein Waffe?" fragte Mirka, und Großvater Eli antwortete: "Der Fluch! Grauenhafte Worte! Entsetzliche Flüche! Geschosse mit Spätzündung ... Die Blicke der Frauen und Kinder, die Blicke von Großmutter Sure, Schneider Rozenbaum und Jankiel dem Hinkenden. Und darum mußten die Deutschen verlieren! Sie mußten!"

Mirka erhob sich, kämmte sich die Haare, klopfte sich den Sand ab und ging ans Wasser hinunter, wo eine dickbauchige, mit Seetang bedeckte Boje lag. Unablässig kreischten Möwen und flogen dicht über ihren Kopf dahin. Mirka stand eine Weile, drehte sich dann um, nahm die Tasche auf und kehrte mit ihr ans Ufer zurück. Sie hatte ihre Sandalen ausgezogen und spürte den kalten, feuchten Sand und die kleinen, lästigen Steinchen unter ihren Füßen. Sie warf die Sandalen hinter sich. Jetzt ging sie langsam. Das Wasser reichte ihr bis an die Knöchel, dann bis an die Knie. Die Hosenbeine klebten. Jetzt reichte ihr das Wasser bis an die Taille. Eine hohe, von weitem sichtbare Welle, deren Kamm weiß schäumte, glitt rasch auf sie zu. Mirka wollte ihr mit einem Sprung ausweichen, aber es gelang ihr nicht. Eine Sturzsee kalten Wassers. Das Mädchen blieb stehen, hob die Tasche hoch über den Kopf und schleuderte sie aus voller Kraft von sich. Die Tasche verschwand im Meer, und schon rollte die nächste Welle heran. Mirka wich aus und schnellte in die Höhe. Es gelang. Der Brecher ergoß sich nur über ihren Rücken. Sie kehrte ans Ufer zurück. Sie prustete und schüttelte sich wie ein nasser Hund. Als sie den Kopf hob, sah sie Michał auf sich zulaufen. Romek folgte ihm auf den Fersen.

"Was ist denn mit dir los?" fragte Michał, noch ganz außer Atem. "Wir haben dich aus dem Bus steigen und losrennen sehen, und jetzt kriechst du aus den Fluten. Was treibst du denn im Wasser?"

"Nichts. Ich wollte 'nen Schluck trinken, ich hatte Durst."

Romek zog eine Decke aus der Tasche. "Zieh dein Zeug aus", sagte er. "Man muß es irgendwo aufhängen, vielleicht wird's trocken."

"Dreh dich um," sagte Mirka, "ich zieh mich um. Gib mir mal die grüne Hose und den grauen Pullover. Die sind in der Tasche." Der Wind wehte immer heftiger, und das Rauschen der See nahm, zu. Am Mast neben dem Rettungsturm knatterte die schwarze Fahne.

"Irgendwie bin ich traurig", sagte Michał.

"Ich auch", sagte Mirka. "Langweilig ist es hier, furchtbar langweilig, nicht, Michał?"

"Ja, Mirka, langweilig ist es hier, sehr langweilig und kühl, und außerdem hab ich Hunger", erwiderte Michał und stürmte auf die nächstliegenden Gebäude zu. Romek und Mirka, in eine Decke gewickelt, schlurften hinterdrein.

In der kleinen Imbißbude tranken sie heißen Tee. Romek schaute neugierig in die Runde und summte ein Lied.

Mirka begann als erste zu reden: "Vor einer Weile war ich bei den Deutschen ..."

"Vor einer Weile warst du am Meer", sagte Michał.

"Aber davor hab ich mich mit einem jungen Deutschen unterhalten."

"Im Bus?" Romek hörte auf zu summen.

"So ist es", bestätigte Mirka. "Eine schwierige Unterhaltung."

"Verstehe," unterbrach Michał, "er konnte kein Polnisch und du kein Deutsch."

"Nein, darum geht's nicht", erklärte Mirka. "Er sprach ausgezeichnet Polnisch. Aber er hat den Krieg nicht miterlebt und ich auch nicht, trotzdem haben wir über den Krieg geredet. Jeder was andres. Zum Schluß sind wir zu einem Einverständnis gelangt."

"Wir sind nach dem Krieg geboren, und ich glaub nicht, daß wir diese Dinge je restlos verstehen werden –"

"Was für'n Einverständnis denn?" unterbrach Romek Michał und wandte sich Mirka zu. "Eben noch hast du doch gesagt, ihr habt jeder was andres geredet."

"Stimmt ja auch! Wir haben uns gegenseitig sehr, sehr genau erklärt, warum sie den Krieg verloren haben. Ich hab ihm gesagt, daß wir eine großartige Armee hatten, daß selbst das verheulte, verrotzte Wiegenkind ein Soldat war, und auch Großmutter Sure, der hinkende Jankiel, der blinde Mojżesz, der schwer lungenkranke Schneider Rozenbaum, die hustende Halinka und der sommersprossige Josek Soldaten waren. Und daß diese große, mächtige Armee ohne Führer gewesen ist, weil jeder ein Führer war, eine Armee, in der's keine Generäle, Majore, Obersten und Feldwebel gab, eine Armee, die eine unsichtbare, geheime Waffe besaß. Eine furchtbare, gewaltige Waffe. Was für eine Waffe, fragt ihr? Nicht wahr?"

"Was war das für eine Waffe?" wiederholte Michał die Frage.

"Na, eben", setzte Romek ungeduldig hinzu.

"Ich hab meinem jungen Deutschen gesagt, daß das der Fluch war. Die Flüche waren wie Spätzündergeschosse. Doch nicht nur aus dem Fluch bestand die Waffe, sondern der Blick kam hinzu: die Blicke von Schneider Rozenbaum und Großmutter Sure, von Jankiel dem Hinkenden und der ewig hustenden Halinka."

"Ich könnte noch den Blick meines Onkels Józef hinzufügen, den sie auf einer Waldlichtung erschossen haben", sagte Romek.

"Und den Blicke einer Cousine mütterlicherseits, die im Lager umgekommen ist. Und den Blick von Herrn Doktor Korczak und seiner Waisenkinderschar", ergänzte Michał.

Sie verstummten.

Das Café leerte sich allmählich. Mirka lehnte den Kopf an Michałs Schulter und schloß die Augen, Romek stand auf.

"Wohin gehen wir?" fragte Michał.

"Ich vertret mir die Beine. Vielleicht find ich irgendwo unsern verlorenen Rucksack wieder oder vielleicht gar den Typ, der ihn uns samt Moneten und Rückfahrkarten geklaut hat", antwortete Romek und verschwand sofort.

"Ach, Mirka, Mirka. Andauernd kehrst du zu dem alten Kram zurück." Michał sprach leise, wie zu sich selbst. "Ich mag Mirka, ich mag sie sogar sehr, aber ich mag ihre Trauer nicht. Hör damit auf, Kleine. Ich bitte dich sehr. Tu's für mich."

"Ich hab einmal einen Klassenafsatz geschrieben", ließ sich Mirka plötzlich vernehmen. "Ich liebe Klasssenaufsätze; sie bedeuten Gemütsbewegung, Emotion. Und ich liebe Emotionen. Einmal habe ich mich auf ein Motorrad gesetzt. Ich hatte keine Fahrerlaubnis, aber ich hab mich draufgesetzt. Ich sag dir, Michał, 120 km die Stunde! Bäume und Telegrafmasten flogen vorbei, und kein Mensch zu sehen, bloß Schemen. Schemen von Männern, Schemen von Frauen, Hunde-, Auto- oder Fahrradschemen ... Du jagst dahin, und dir ist, als würdet du jeden Augenblick hoch, hoch in die Luft fliegen und über die Chaussee, die Felder, den Wald dahinsegeln. Die windzerzausten Haare zwingen dich, den Kopf zurückzubiegen. Ein Rauschen in den Ohren, ein Druck in der Speiseröhre und eine angenehme Kühle am ganzen Körper, und bald darauf wird dir heiß, deine Hände werden schlapp, und du kannst den Lenker kaum noch halten – jeden Augenblick rutscht er dir aus den Händen, aber nein, nein, dazu darfst du's nicht kommen lassen, und du beugst dich unter großem Kraftaufwand vor und drückst deine Finger kräftiger zusammen, bis dir die Handgelenke weh tun und die Augen tränen, obgleich du eine Brille trägst. – Ja, mein Lieber, so

ähnlich erging es mir stets vor einer Klassenarbeit. Heiß und kalt, die Zunge trocken und ein Rauschen in den Ohren. Und dann die Entspannung: ich schreibe! So war's damals. Das Thema lautete: *Die polnische Jugned im Kampf um den Frieden unter den Völkern*. Ich begann mit dem Satz: *Es waren einmal eine Blondine und eine Brünnette*. Und dann ließ ich der Feder freien Lauf ..."

"Ich verstehe nicht", fiel Michał ein. "Ich versteh kein Wort."

"Das hab ich erwartet." Lachend küßte Mirka Michał auf die Stirn. "Ich werd's dir gleich erklären. Also, es waren einmal eine Blondine und eine Brünnette. Die Blondine trug den schönen lateinischen Namen *Pediculus humanus*, die Brünnette dagegen hieß auf lateinisch *Pulex irritans*. Um der Exaktheit willen füge ich hinzu, daß eine Abart des *Pediculus humanus* der *Pediculus vestimenti* ist. Mich interessiert auch eine andere Varität der Blondine, nämlich der *Pediculus capitis*. Über diese reizenden Blondinen schrieb ich dreieinhalb Seiten. Nun ja, du verstehst davon ja nichts. Ich hab's erwartet. Du kannst kein Latein. Also ..."

"Also?" wiederholte Michał ungeduldig.

"Blondine wurde in Auschwitz ein Geschöpf genannt, das damals mit den Menschen am innigsten verbunden war: die Laus. Die Brünnette war der brave Floh. Die Läuse begleiteten die Häftlinge auf ihrem letzten Weg, gingen mit ihnen in den Ofen, ins Gas, zur Schwerarbeit, zur Selektion und zu den Appellen. Aber die Hitlerleute hatten Angst vor den Blondinen, vernichteten sie, töteten sie, rotteten sie aus, vergasteten und verbrannten sie. Eine Klippe war, die Laus ließ sich nicht zu Seife verarbeiten, die Laus verbrannte restlos! Der *Pediculus humanus* übertrug die Flecktyphusbazillen⁵⁰, tat das schlau und gerissen und mit großem Erfolg; denn sie überfielen die Deutschen im Lager plötzlich und unerwartet. So ein winziges Tierchen von wenigen Millimetern Größe, der Körper abgeflacht, mit kleinen Borsten und Stacheln bedeckt, flügellos mit einem Stechsaugwerkzeug in Gestalt eines wundervollen Rüsselchens ausgestattet, mit kurzen Fühlerchen und rudimentären Augen, legt täglich mehr als hundert Eier, das heißt Nissen. Hundert Nissen täglich! Du begreifst! Und später attackierten hundert, tausend, hunderttausend *Pediculi* den Lagerführer und nährten sich von seinem arischen Blut. Prima! Nein? Und wenn ihn ein

⁵⁰ Fleckfieber ist eine Infektion mit Mikroorganismen der Gattung *Rickettsia* (*Rickettsia prowazekii*), die durch Läuse, vor allem die Kleiderlaus, Milben, Zecken oder Flöhe übertragen werden. Früher wurde das Fleckfieber auch als *typhus levissimus*, *typhus ambulatorius*, Hunger- oder Kriegstyphus bezeichnet. Es ist aber nicht mit der (im deutschen Sprachgebrauch) als Typhus bezeichneten Krankheit verwandt, die durch Salmonellen verursacht wird.

Pulex irritans anspringt, der Sprünge von einer Höhe ausführt, die das Zweihundertfache seiner Körperlänge betragen, dann ist unser Arier, der weiß, daß der Pulex irritans zuvor das Blut eines Nichtariers gesaugt hat, völlig erledigt."

"Du redest Unsinn!" Michał war wütend. "Du schwatzt ungereimtes Zeug."

"All das hab ich in meinem Aufsatz mit dem Titel *Die polnische Jugend im Kampf um den Frieden unter den Völkern* niedergeschrieben. Natürlich hatte ich einen Spickzettel bei mir – die Seite 881 aus der Naturwissenschaftlichen Enzyklopädie. Die Seite hab ich immer mit mir rumgetragen. Einmal wollte ich sogar eine Ode auf die Laus *Blondine* und den Floh *Brünette* schreiben, aber daraus ist dann nichts geworden. Für den Klassenaufsatz hab ich eine Eins gekriegt."

"Du spinnst!"

"Du glaubst mir nicht?"

"Nein."

"Ist aber wahr!"

"Du gibst bloß an."

"Schenk mir 'ne Zigarette", bat Mirka.

Sie rauchten.

In die Imbißstube stürmte eine Kinderschar mit ihrer Erzieherin. Die Kleinen setzten sich überall an die Tischchen, lachten, schrien, quietschten, krochen wieder von den Stühlen, warfen einen Tisch und zwei Stühle um, vergossen Tee, verstreuten Zucker. Die Erzieherin und die Serviererinnen waren ratlos.

"Ich helfe Ihnen", sagte Mirka und trat an den Tisch mit der lautesten Gesellschaft. "Aufgepaßt, Kinder!" rief sie, warf die Zigarette auf den Boden und trat sie mit dem Absatz aus. "Aufgepaßt, Kinder, wir spielen jetzt Theater! Aufgepaßt, ihr Schreihälse, wir wolln zusammen singen! Also – jedes Kind nimmt seinen Teetopf ins rechte Händchen. So, sehr gut! Und jetzt singen wir: *Der Kuba trinkt dem Jakub zu, der Jakubek dem Michel!* – Alle noch einmal!"

Die Kinder wiederholten das Liedchen und tranken brav ihren Tee. Mirka tanzte zwischen den Tischen, neigte sich dem einen zu, streichelte einem anderen das Gesichtchen oder das Haar. Sie rückte Schleifen auf Mädchenköpfchen zurecht, kämmte mit einem Taschenkamm die Bubenschöpfe, nahm bald den einen, bald den andern Teetopf zur Hand, trank ein Schlückchen und gab den Teetopf dem Kind zurück. Schließlich umfaßte sie ein lachendes Mädchen mit

großen blauen Augen, drückte es an die Brust, drehte sich mit ihm im Kreis herum und stellte es vorsichtig in der Mitte des Raumes zu Boden. "Wie heißt du?" fragte sie die Kleine.

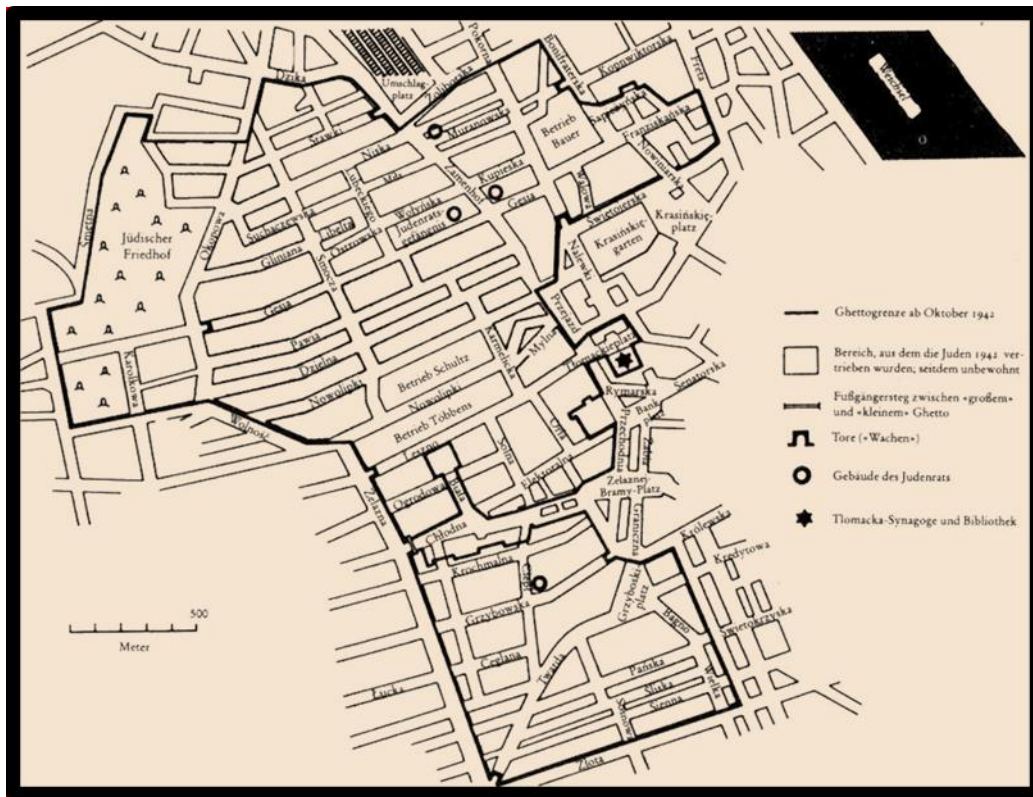
"Joola!" erwiderte das Mädchen.

"Alle Kinder stellen sich jetzt zu Jola, wir wollen Zug spielen", rief Mirka. "Der Zug kommt von weit her und kann kein Augenblickchen warten. – Tuuuu! Tuuu! Achtung! Wir spielen Zug! Jolka ist die Lokomotive. Tuuu! Tuuu!"

Die Kinder spielten Zug, und Mirka kehrte zu Michał zurück.

"Gehen wir", sagte sie. "Vielleicht haben sie unseren verlorenen Rucksack mit deiner unglückseligen Briefftasche gefunden. Wenn das so weitergeht, kommen wir vor Hunger um."

"Keine Angst," sagte Michał, "wir kommen schon nicht um."

Das Warschauer Ghetto ⁵¹

⁵¹ Quelle: Adina blady szwajgler: DIE ERINNERUNG VERLÄSST MICH NIE (München/Leipzig 1993). Siehe auch das video einer heutigen autofahrt durch das gebiet des damaligen Warschauer Ghettos, von jacques lahitte (www.shabbat-goy.com), auch auf you tube: <https://youtu.be/KnT2py7bDHE>.

AM LEBEN GEBLIEBEN – Nachwort (2015)

"Ich glaube, daß die Offenbarung der Geheimnisse unsres Lebens jetzt unerläßlich, ja sogar absolut notwendig ist. Wie Gewichte werden wir diese Geheimnisse von uns werfen. Gewichte, die da irgendwo in unserer Brust, was weiß ich, vielleicht gar in unserem Gehirn hängen. Ich öffne mich, und schon trage ich ein Gewicht weniger mit mir herum, schon ist es leichter, friedlicher. Und nun das nächste Gewicht und so weiter, bis zum Ende, bis zum allerletzten Ende. (...) Das ist kein Unrat, kein Kehricht. Das sind kostbare Steine, Brillanten des Lebens. Tauschen wir diese Brillanten unter uns. Ich gebe Ihnen einen, Sie geben mir einen."

STANISLAW BENSKI: NATAN GLYCYNDERS LACHEN

Doch er wußte, daß ein wahres Zeugnis allein nicht viel ist, obwohl es mehr bedeutet als tausend falsche Zeugnisse. Deshalb erinnerte er sich an alles, bis in die kleinsten Einzelheiten.

ANDRZEJ SZCZYPIORSKI: DIE SCHÖNE FRAU SEIDENMAN

"Umgekommen ist, er, wie jeder ordentliche Jude in jener Zeit umkommen mußte."

STANISLAW BENSKI: NATAN GLYCYNDERS LACHEN

Das perennierende Leiden hat soviel Recht auf Ausdruck wie der Gemarterte zu brüllen; darum mag falsch gewesen sein, nach Auschwitz ließe kein Gedicht mehr sich schreiben. Nicht falsch aber ist die minder kulturelle Frage, ob nach Auschwitz noch sich leben lasse, ob vollends es dürfe, wer zufällig entrann und rechtens hätte umgebracht werden müssen.

THEODOR W. ADORNO: NEGATIVE DIALEKTIK

Wer auch immer ein einziges Leben rettet, der ist, als ob er die ganze Welt gerettet hätte.

BABYLONISCHER TALMUD, TRAKTAT SANHEDRIN 37A

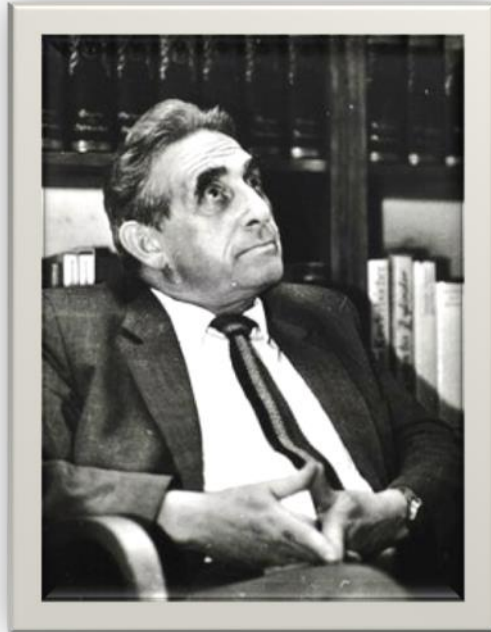
Die Tugend des freien Menschen zeigt sich ebenso groß im Vermeiden wie im Überwinden von Gefahren.

BARUCH DE SPINOZA: ETHIK

Ich werde nicht klein sein. Werde nicht durchschnittlich sein. Ich werde mich über die niedrigen, kleinen, kleinlichen Dinge erheben. (...) Werde diese Welt in dem Bewußtsein verlassen, daß ich die mir gegebene Kraft nicht vergeudet habe, daß eine Spur von mir bleibt. (...) Ins Dunkel schleudre ich den Handschuh. Ich fordere dich heraus, Zukunft!

IZABELLA RAKOWSKA (Gazeta Żydowska, November/Dezember 1940)⁵²

⁵² Die GAZETA ŻYDOWSKA (Jüdische Zeitung) war eine von den deutschen besatzern genehmigte polnischsprachige zeitung, die in allen jüdischen ghettos des "Generalgouvernements" erschien. Vorrangig diente sie der verbreitung von nachrichten im sinne der nazis, jedoch gab es auch allgemeine informationen und unterhaltsam sein sollende beiträge. Der hier zitierte beitrage einer 15jährigen gehört zur ausschreibung eines literarischen wettbewerbs für kinder. Zitiert in: Teofila reich-ranicki/hanna krall: ES WAR DER LETZTE AUGENBLICK (Stuttgart/München 2000, Seite 18)



Als Kind einer jüdischen Familie wurde Stanisław Benski am 5.8.1922 in Warschau geboren. Im Warschauer Ghetto kamen seine Mutter und sein Bruder ums Leben; der Vater wurde von den Deutschen erschossen. Benski floh 1939 in die Sowjetunion, wurde 1943 Mitglied der Armia Ludowa⁵³ und kämpfte als Partisan gegen die Deutschen. Nach 1945 studierte er Rechtswissenschaften. Ab 1964 war er zwanzig Jahre lang Leiter eines Wohnheims für Überlebende der Shoah. Als freier Schriftsteller hat er in mehreren Veröffentlichungen in exemplarischen Vignetten vom Schicksal der Juden und Jüdinnen in Polen nach 1945 erzählt.⁵⁴ Stanisław Benski starb am 5.6.1988 – bei seinem ersten Besuch im Nachkriegsberlin.⁵⁵

⁵³ Die *Armia Ludowa* (Volksarmee, AL) war eine kommunistische Untergrundorganisation in Polen ab Januar 1944. Sie wurde von der Sowjetunion im Kampf gegen die Deutschen besetzer unterstützt, um nach dem Sieg eine kommunistische Ordnung in Polen herzustellen. Sie wurde sowohl von den Deutschen wie auch von den polnisch-nationalistischen NSZ bekämpft. Vereinzelt kam es zu Zusammenstößen mit der nichtkommunistischen *Armia Krajowa* (AK, Heimatarmee).

⁵⁴ Auf Deutsch erschien neben dem vorliegenden (Berlin/DDR 1986) der Roman *Die Geretteten* (Berlin/DDR 1989). In den USA wurde 1990 von Benski *Missing Pieces* veröffentlicht; es enthält im Wesentlichen die hier wiederveröffentlichten Geschichten.

⁵⁵ Foto © Barbara Morgenstern 1988 (Deutsche Fotothek/SLUB Dresden)

In einer nur auf polnisch erschienenen biografischen abhandlung heißt es (nach dem englischen abstract): "The article is an attempt to familiarize the reader with Stanisław Benski, a Polish writer of Jewish descent. It reconstructs his biography on the basis of documents coming from a private archive of the writer's adopted son and interviews with Benski's friends. It tells about Benski's happy childhood in a Jewish quarter of Warsaw, his wartime fate and post-war life, his late debut as writer and the origins of his writings, the long years of work at a welfare home inhabited by Holocaust survivors, and finally his sudden death during his first trip to Berlin since the end of the war. The author looks at the problem of Benski's identity and his attitude to the faith and traditions of his forefathers. Next to facts about the writer's life she quotes opinions about his literary output."⁵⁶



Im jahr 1964 wurde in der ul. wójtowska 13 in warschau das alters- und pflegeheim Dom Pomocy Społecznej begründet. Jüdische überlebende der Shoah fanden dort eine art zuhause: alte und junge, ihrer familien beraubt, einsam, verwundet an leib und seele. Mitbegründer und für mehr als 20 jahre leiter dieses wohnheims war stanisław benski.⁵⁷

Im vorliegenden buch (auf polnisch erschienen 1982) erzählt der autor von überlebenden polnischen juden; vorrangig sind es bewohnerInnen dieses heims und menschen, die ihnen verbunden sind. Das von außen unscheinbare, verschlossene gebäude zeigt sich als schatzinsel menschlichen lebens und erinnert uns an alle heime für alte, beeinträchtigte, psychisch kranke und pflegebedürftige menschen. Aber es geht um mehr: diese menschen vereint ein grauenhaftes schicksal, sie alle sind überlebende eines sozialen traumas.



"Die Geschichte der Juden in Polen begann vor mehr als einem Jahrtausend. Sie reicht von einer langen Periode der religiösen Toleranz und eines relativen Wohlstands der jüdischen Bevölkerung des Landes bis zu ihrer fast vollständigen Vernichtung während der deutschen Besetzung Polens. –

Seit der Gründung des Königreichs Polen im 10. Jahrhundert war Polen einer der tolerantesten Staaten Europas. Mit dem 1264 von Herzog Bolesław den Frommen von Großpolen (1221–1279) erlassenen 'Statut von Kalisch' und seiner Bestätigung und Erweiterung durch König Kasimir den Großen im Jahr 1334

⁵⁶ Anna dobiegata: STANISLAW BENSKI (Kwartalnik Historii Żydów 01/2010, s. 101-107)

<http://www.cceol.com.aspx/authordetails.aspx?authorid=09bf490e-75d3-4b93-8bfd-17f40b6c42f4>

⁵⁷ <http://dpswojtowska.pl/category/historia-domu/>

erhielten die Juden weitgehende Rechte zugestanden und Polen wurde zur Heimat für eine der größten und vitalsten jüdischen Gemeinden der Welt. Die Schwächung der litauisch-polnischen Union durch feindliche Invasionen und interne kulturelle Veränderungen, die protestantische Reformation und die katholische Gegenreformation, schwächten Polens traditionelle Toleranz seit dem 17. Jahrhundert und führten zu einer Verschlechterung der Lage der Juden in Polen. –

Nach den Teilungen Polens und dem Ende Polens als souveräner Staat 1795 wurden die polnischen Juden Untertanen der Teilungsmächte Russland, Österreich und Preußen. Nach dem Ersten Weltkrieg, 1918, als Polen die Unabhängigkeit wiedererlangte, lebten mehr als drei Millionen Juden in Polen und bildeten eine der größten jüdischen Gemeinschaften der Welt. –

Vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges lebten in Polen rund 3.350.000 Juden. Rund 90 % von ihnen wurden während der deutschen Besatzung von den Nationalsozialisten ermordet. Der auch im katholischen Polen existierende Antisemitismus führte dazu, dass sich manche Polen, trotz anti-deutscher Haltung, an der Ermordung von Juden beteiligten, wie etwa im Massaker von Jedwabne. Andere Polen riskierten hingegen das Leben ihrer gesamten Familie, um Juden vor der Vernichtung durch die deutschen Nationalsozialisten zu retten." ⁵⁸

Ein exkurs: Die spätere soziologieprofessorin nechama tec überlebte als jüdisches kind unter falschem namen in kielce. Unterstützt wurde ihre familie von polen (gegen geld). Nechamas vater war der auffassung, der durchgängige judenhaß der polnischen kinder sei auf ignoranz zurückzuführen und sie verdienten eher mitleid als haß. Die autorin erinnert sich: "Ihre Verachtung für Juden empfand ich als ebenso verletzend wie die von Erwachsenen. Niemals hörte ich aus ihrem Mund ein Wort des Mitgeföhls für die Juden und mußte auch feststellen, daß sie jüdisches Leid ignorierten, wenn sie direkt damit konfrontiert wurden. (...) Obwohl meine Freunde sich für Juden als lebendige und leidende menschliche Wesen nicht interessierten, so fanden die Juden in Alltagsgesprächen ständig Erwähnung, als Inkarnation von Habgier, Unaufrichtigkeit und Arglist. Und dennoch spielte ich mit diesen polnischen Kindern und schätzte einige von ihnen als Freunde. Ich konnte nur schwer begreifen und akzeptieren, daß oftmals gerade jene, die ich als freundlich, besonnen und hilfsbereit empfand, die haßerfülltesten Äußerungen über Juden machten."⁵⁹

⁵⁸ Aus der einleitung zum artikel auf JEWIKI, der online-enzyklopädie zum judentum (http://www.jewiki.net/wiki/Geschichte_der_Juden_in_Polen - abruf 5.9.2015).

⁵⁹ Nechama tec: EINE ART LEBEN (Hamburg 1998, Seite 145f.)

Am 1. september 1939 wurde polen von deutschland angegriffen. Nachdem die westlichen teile des landes an die deutschen invasoren verlorengegangen waren, begann ab 17. september die sowjetische besetzung ostpolens. (Die annexion und aufteilung des polnischen staatsgebietes war zuvor in einem geheimen zusatzprotokoll zum Hitler-Stalin-Pakt beschlossen worden.) Damit begann der Zweite Weltkrieg. –

Rund 60 % der polnischen juden und jüdinnen befanden sich jetzt unter deutscher, rund 40 % unter sowjetischer besetzung. Für die letzteren war eine existenzielle bedrohung zu diesem zeitpunkt noch nicht zu erkennen; deshalb flohen zunächst viele juden aus dem westlichen in den sowjetisch besetzten teil polens sowie nach ungar. Andererseits flohen nicht wenige juden aus ländlichen gebieten nach warschau, in der (irrigen) annahme, in der großstadt leichter untertauchen zu können.

1940/41 deportierten die sowjets hunderttausende menschen in die östlichen regionen der sowjetunion, vielfach nach kasachstan und usbekistan. Etwa 52 % der deportierten waren polen, 30 % oder 264.000 juden, darunter 120.000 jüdische flüchtlinge aus westpolen.⁶⁰

Nach der besetzung warschaus durch die deutsche Wehrmacht am 28. 9. 1939 wurden ab november 1940 die juden der stadt und der umgebung im Warschauer Ghetto isoliert. Es war nach łódź das zweitgrößte jüdische "ghetto" (lager) im besetzten europa. Das verlassen des ghettos sowie jegliche hilfe für die jüdischen warschauer wurde mit dem tod bedroht.

Vom 22. juli bis zum 12. september 1942 wurde das Warschauer Ghetto "liquidiert". In dieser zeit deportierten die nazis über 310.000 menschen aus dem ghetto in den tod, hauptsächlich ins KZ Treblinka II. In warschau blieben danach noch etwa 70.000 juden innerhalb des ghettos; dazu kamen rund 35.000 personen, die außerhalb des ghettos in warschau zwangsarbeit leisten mußten, sowie diejenigen, die sich unter der polnischen bevölkerung versteckt hielten.⁶¹

Mit der polnischen widerstandsbewegung (siehe hier in der folge) verbundene nichtjuden gründeten 1942 in warschau den *Hilfsrat für Juden (Rada Pomocy Żydom Organization, deckname: Żegota-Komitee)*, mit dessen hilfe tausende polnischer juden gerettet werden konnten, meist durch falsche papiere und verstecke außerhalb des ghettos.⁶² Unabhängig von der polnischen *Heimatarmee (Armia Krajowa, AK)*, jedoch zeitweise/teilweise mit ihr

⁶⁰ Wolfgang curilla: DER JUDENMORD IN POLEN UND DIE DEUTSCHE ORDNUNGSPOLIZEI 1939-1945 (Paderborn 2011, seite 240)

⁶¹ Zahlenangaben nach bartoszewski: DAS WARSCHAUER GHETTO – WIE ES WIRKLICH WAR (Frankfurt/M. 1983).

⁶² Einer der gründer war der katholische christ władysław bartoszewski. Er wurde im september 1940 ins KZ Auschwitz verschleppt und im april 1941 schwerkrank entlassen. 1944 nahm er am *Warschauer Aufstand* teil. Sein hier zuvor erwähntes buch berichtet von vielfältigen bemühungen polnischer gruppen und einzelpersonen, die juden zu unterstützen.

kooperierend, gab es jüdische partisanen in polen, zusammengeschlossen vor allem in der (zionistisch orientierten) *Jüdischen Kampforganisation (Żydowska Organizacja Bojowa, kurz ŻOB)*, der sich jedoch auch die widerstandskräfte des antizionistischen *Bund* anschlossen, sowie dem rechtszionistischen *Jüdischen Militärverband (Żydowski Związek Wojskowy, ŻZW)*.⁶³

Am 18. 4. 1943 begann der *Aufstand im Warschauer Ghetto* unter der führung von mordechaj anielewicz (*Hashomer Hatzair*)⁶⁴ und marek edelman (*Bund*)⁶⁵. – Am 8. 5. 1943 nahmen sich rund 80 widerstandskämpferInnen im hauptbunker des stabes der ŻOB (ul. miła 18) das leben. Einige, unter anderem marek edelman, entschlossen sich zur flucht aus dem ghetto.

Bis zum 16. 5. 1943 brannten die nazis das gesamte stadtviertel nieder und sprengten zuletzt die Große Synagoge (ul. łomackie).⁶⁶ Die etwa 50.000 nach der niederwerfung des aufstands gefangengenommenen juden wurden in den KZ Majdanek und Treblinka II ermordet.

Die *polnische (nicht jüdische) widerstandsbewegung* gegen die deutschen invasoren wurde getragen von partisanen-einheiten der nationalpolnischen *Armia Krajowa (AK)* sowie der sowjetisch unterstützten *Armia Ludowa (AL)*. Die AK war die größte militärische widerstandsorganisation gegen die nazis in europa. Sie unterstand der polnischen regierungsvertretung im lande (Delegatura Rządu na Kraj), einer abteilung der polnischen exilregierung in london. 1944 besaß sie über 350.000 mitglieder. Organisiert wurden ein geheimes bildungssystem, ein gerichtswesen, radiosender und untergrunddruckereien. Im mittelpunkt des militärischen widerstands standen die zerstörung von brücken, sprengstoffanschläge auf militärische anlagen und attentate auf deutsche beamte und militärs. Die deutschen übten dafür konsequent vergeltung an unschuldigen zivilisten, unter anderem, indem ganze dörfer niedergebrannt wurden, die polnischen und russischen partisanen unterschlupf gewährt hatten. Für jeden ermordeten deutschen wurden mit

⁶³ Bei der vergleichenden lektüre unterschiedlicher dokumentationen läßt sich ein recht chaotisches mit- oder auch gegeneinander der verschiedenen jüdischen und nichtjüdischen organisationen, widerstandsgruppen und -grüppchen ahnen. Diesbezüglich gibt es offenbar noch gegenwärtig meinungsverschiedenheiten unter historikern.

⁶⁴ *Hashomer Hatzair* war eine sozialistisch-zionistische jugendorganisation, gegründet 1913/16. Ihre ursprüngliche intention war die *Alija* (die zionistisch verstandene rückkehr der juden ins Gelobte Land) und die gründung von kibbuzim.

⁶⁵ Der *Allgemeine jüdische Arbeiterbund von Litauen, Polen und Russland (Algemeyner Yidisher Arbeter Bund in Lite, Poyln un Rusland)*, allgemein genannt *Der Bund*, war eine antizionistische sozialistische (jedoch zumeist antikommunistische) arbeiterpartei, die in den jahren von 1897 bis 1935 in mehreren osteuropäischen ländern aktiv war. Die *Bundistische Bewegung* überlebte als minderheitenbewegung in jüdischen gemeinden der USA, in kanada und australien sowie in israel (*Jewish Socialist Labour Bund*). Bereits zwischen den weltkriegen waren *Bundisten* in der jüdischen emigrantengemeinde in new york aktiv.

⁶⁶ "ES GIBT KEINEN JÜDISCHEN WOHNBEZIRK IN WARSCHAU MEHR. DER STROOP-BERICHT" (Darmstadt/Neuwied 1960, 1976) dokumentiert die originalen vollzugsmeldungen der SS.

buchhalterischer exaktheit eine bestimmte anzahl unschuldiger polen umgebracht, die meist beliebig auf den straßen festgehalten worden waren.

Vom *Aufstand des Warschauer Ghettos* zu unterscheiden ist der *Warschauer Aufstand*, getragen von der polnischen *Heimatarmee*, der am 1. 8. 1944 begann. Er war die größte erhebung gegen die nazi-okkupanten in europa. Fast die gesamte verbliebene polnische stadtbevölkerung beteiligte sich. Die sowjetische armee griff nicht zugunsten der aufständischen ein. –

Der *Warschauer Aufstand* wurde überwiegend durch einheiten der Waffen-SS niedergeschlagen. Dabei kamen fast 200.000 polnische soldaten und zivilisten ums Leben. Als vergeltung wurde die mehrzahl der noch vorhandenen gebäude auf dem linken weichselufer von den deutschen truppen planmäßig gesprengt und warschau weitgehend zerstört. Die überlebende bevölkerung wurde in konzentrationslager oder zur zwangsarbeit deportiert.

Am 17. 1. 1945 marschierte die Rote Armee in eine ruinenstadt ohne einwohner ein. Die befreite bevölkerung kam zum großen teil nach warschau zurück. Den soldaten der (nichtkommunistischen) *Heimatarmee* blieb jedoch eine rückkehr verwehrt. Viele mußten emigrieren. – Die altstadt, die neustadt und die krakauer vorstadt wurden und werden in historischer rekonstruktion wieder aufgebaut.

Der stadtteil *muranów*, benannt nach der Insel murano in venedig, war im 19. jahrhundert das zentrum jüdischen lebens in warschau; hier befand sich das Warschauer Ghetto. Während seiner vollständigen zerstörung durch die nazis wurden 2,5 km² fläche dem erdboden gleich gemacht. Nur acht gebäude blieben bestehen. Auf etwa 3,4 millionen m³ schutt, auf den toten juden und ihren häusern, wurde der neue stadtteil *muranów* erbaut.⁶⁷



⁶⁷ Eine autofahrt durch die straßen des ehemaligen Warschauer Ghettos, heute:
<https://youtu.be/KnT2py7bDHE>



Warschauer Ghetto, Mauerrest ⁶⁸

⁶⁸ https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Sienna_55_mur_getta_04.JPG#/media/File:Sienna_55_mur_getta_04.JPG

40.000 bis 100.000 polnische jüden überlebten die Shoah, indem sie sich versteckten oder sich den nationalpolnischen (AK) bzw. sowjetisch unterstützten (AL) partisanen-einheiten anschlossen. Weitere 50.000 bis 170.000 wurden aus der sowjetunion und 20.000 bis 40.000 aus deutschland und anderen staaten repatriiert. Zunächst lebten wieder 180.000 bis 240.000 jüden in polen, vor allem in warschau, łódź, krakau und breslau.

Wegen erneuter antijüdischer gewaltakte, insbesondere das *Pogrom von Kielce 1946*, der weigerung der kommunistischen regierung, das jüdische eigentum aus der zeit vor dem krieg zurückzugeben und im wunsch, gemeinden, die durch die Shoah zerstört waren, zu verlassen und ein neues leben in palästina zu beginnen, verließen zwischen 1945 und 1948 100.000 bis 120.000 jüden polen. Andere behielten polnische decknamen aus der okkupationszeit bei.⁶⁹ Eine zweite auswanderungswelle mit 50.000 menschen gab es während der liberalisierung des kommunistischen regimes zwischen 1957 und 1959. – Nach dem *Sechstagekrieg* zwischen israel und den arabischen staaten brach die UdSSR 1967 die diplomatischen beziehungen zu israel ab. Diesem vorbild folgten die meisten staaten des *Warschauer Vertrags*, darunter auch polen. 1968 waren die meisten der 40.000 verbliebenen jüden in die polnische gesellschaft assimiliert, aber im nächsten Jahr standen sie im mittelpunkt einer staatlich organisierten kampagne, die jüdische abstammung mit zionistischen sympathien und demnach unloyalität gegenüber polen gleichsetzte. Der wirtschaftliche, politische und polizeiliche druck trieb von 1968 bis 1970 25.000 polnische jüden in die emigration. Die kampagne war zwar angeblich gegen jüden, die in der stalinistischen ära ämter bekleidet hatten, und deren familien gerichtet, traf aber die meisten der verbliebenen polnischen jüden, unabhängig von ihrem hintergrund. Die diskussion um das ausmaß der traditionellen jüdenfeindlichen haltung in polen ist auch unter historikern nicht abgeschlossen.⁷⁰

Um 1987 lebten in polen noch rund 5000 jüden und jüdinnen, steht in einer berührenden, liebevollen und erschütternden dokumentation, für die die autoren fünf jahre lang jüdische gemeinden in ganz polen besuchten.⁷¹ Im jahr 2000 soll die anzahl auf etwa 8.000 bis 12.000 gestiegen sein. Die tatsächliche

⁶⁹ Siehe hier die geschichten EIN BRIEF AUS PARIS, DIE SCHLANGE, EINE NARBE AM RECHTEN ARM und EIN ANRUF AUS LONDON.

⁷⁰ Siehe hierzu: POLEN UND JUDEN – GEMEINSAM UNTER EINEM HIMMEL (Sonderausgabe 2000 der Zeitschrift *Więź*). Andererseits zitiert die ZEIT (37/89, in der zitatespalte) eine formulierung von józef kardinal glemp, erzbischof von warschau und primas von polen: "Das Judentum kontrolliert die Weltmedien und betreibt eine antipolnische Kampagne." Gerade von glemp finden sich in den medien etliche hinweise auf offensichtlich antijüdische interventionen.

⁷¹ Małgorzata Niezabitowska/Tomasz Tomaszewski: DIE LETZTEN JUDEN IN POLEN (Schaffhausen/Schweiz 1987)

zahl könnte noch höher sein, da viele der in polen lebenden juden nicht religiös sind.⁷²

2013/14 wurde in warschau das *Muzeum Historii Żydów Polskich, (POLIN, Museum der Geschichte der polnischen Juden)* eröffnet. Es befindet sich auf dem gelände des früheren ghettos.⁷³



Am 2. juli 1990, dem verkaufsoffenen sonntag direkt nach der währungsunion, wurde das Centrum-Warenhaus auf dem berliner alexanderplatz gestürmt. Fast alle DDR-produkte waren über nacht durch westwaren ersetzt worden; in einer ecke wurden DDR-bücher verramscht; dort fand ich NATAN GLYCYNDERS LACHEN. – Ein paar tage später hatte ich dieses kostbare, unvergleichliche werk gelesen und schrieb vorne rein: *Wer wird solche bücher von nun an auf deutsch verlegen?* In den folgenden monaten und jahren hab ich noch etliche exemplare auf flohmärkten gefunden, mitgenommen und weitergegeben..

Zu verdanken ist die deutschsprachige veröffentlichung dieses buches⁷⁴ zweifellos der christlichen übersetzerin karin wolff, beheimatet in der deutsch-polnischen grenzstadt frankfurt/słubice, die sich seit jahrzehnten für deutsche ausgaben vom vergessenen bedrohter manuskripte polnischer autorInnen einsetzt, unter anderem von überlebenden der Shoah. Bereits 1983 erschien (ebenfalls in der DDR) der von ihr zusammengestellte sammelband HIOB 1943 – EIN REQUIEM FÜR DAS WARSCHAUER GETTO, mit von ihr übersetzten texten polnischer ghetto-überlebender und umgebrachter polnischer juden.



Idealtypisch malt der autor in dem hier wiederveröffentlichten werk gespräche, situationen, konflikte unter den heimbewohnern aus. NATAN GLYCYNDERS LACHEN ist ein poetisch verdichtete werk; auch vielfältigste lebensgeschichtliche nuancen machen die geschichten nicht zu reportagen. Niemand wird vorgeführt, nie geht es nur um effektvolle zusammenstellungen; intellektuelle exkurse fehlen ebenso wie literarische anspielungen. Fast scheint es, als habe benski sein buch für die bewohnerInnen des heims geschrieben. Das stimmt

⁷² Angaben zumeist nach http://www.iewiki.net/wiki/Geschichte_der_Juden_in_Polen#Seit_1989.

⁷³ <http://www.polin.pl/>. (Po-lin ist hebräisch und heißt: "Hier bleiben wir".) Siehe auch <http://warszawa.iewish.org.pl/> und <http://www.sztetl.org.pl/de//>.

⁷⁴ TA NAJWAŻNIEJSZA CZĄSTECZKA [Das wichtigste Teilchen] (Warszawa 1982, Kraków 1985), deutsch NATAN GLYCYNDERS LACHEN (Berlin/DDR 1986). Eine lizenzausgabe unter dem titel SPINZOA UND DIE TULPEN erschien 1987 in der BRD. 1989 erschien als eines der letzten DDR-bücher noch benskis buch DIE GERETTETEN, zur selben thematik.

aber nicht: für uns ist es geschrieben, die wir nichts mehr wissen von dieser menschenwelt hier in europa, die willentlich zerstört wurde von anderen europäern.

Im mittelpunkt der begegnungen und situationen stehen erinnerungen, die mit dem gegenwärtigen lebensalltag der heimbewohnerInnen (und anderer überlebender der Shoah) verwoben und dadurch bewahrt und zur ressource für das weiterleben werden. Nicht regressiv ist das, sondern identitätsbewahrend und -stärkend. Einbezogen sind erinnerungen an das schreckliche, die traumatischen zerstörungen. Persönliche geheimnisse und untiefen, scham und schuld, liebe und ungeklärte beziehungen von damals sind ungreifbar eingeschmolzen in der von den deutschen vernichteten welt; nichts davon läßt sich wirklich klären, heilen, weiterleben. Nur in vielen kleinen schritten kann etwas davon wenigstens teilweise verarbeitet werden, in erinnernden gesprächen, in einsamem grübeln, in der zwiesprache mit vögeln (die die namen von toten schtetl-bewohnern bekommen). – Dennoch sind alle diese tief verletzten, heimatlosen, schrulligen bewohnerInnen des heims nicht nur opfer; sie führen, im rahmen ihrer verbliebenen möglichkeiten, ihr eigenes, unverwechselbares leben in die zukunft hinein. Tröstliche phantasie und alltägliche realität, tapferkeit, müdigkeit und zuversicht, leugnen und trauern verflechten sich moment für moment. Nichts, keine kleinigkeit ist mehr belanglos in diesem leben *danach* – nachdem die selbstverständliche heimatwelt vom erdboden verschwunden ist, ausradiert. Jedes winzige moment von selbstbestimmung, bereits das erzählenkönnen, ist manifest des überlebthabens, des neuen lebens. – *"Unterbrich nicht, Frank, sondern schreib's auf!"*

Gelegentlich bleiben solche überlebenden der Shoah stecken in ihren unüberwindbar schrecklichen erinnerungen.. die kreisen im hirn, können nur immer neu erzählt werden (falls jemand zuhört).. – Das leben geht nicht über sie hinaus weiter; dann wäre therapeutische hilfe nötig, die es zu jenen zeiten kaum je gab.

Kompensierte, rationalisierte, verkapselte oder auch bewußt ausgehaltene symptome von psychotraumatisierungen lassen sich bei vielen der porträtierten heimbewohnerInnen ahnen. Benski (der heimleiter und schriftsteller) achtet die überlebenden in ihrem gewordensein, in ihrem leid, ihrer trauer, ihrer wut, der vielfalt ihrer kompensationsversuche, so schrullig und unbequem sie sein mögen, - aber achtet sie gleichwohl auch in ihrer verantwortungsübernahme für ihr soziales umfeld (im rahmen ihrer möglichkeiten). Zu ahnen ist das bemühen, sie nicht zu hospitalisieren in diesem wohnheim für überlebende der

Shoah. Diese Haltung, diese Achtung ist ein unverzichtbarer Aspekt jeder Traumatherapie.⁷⁵

Alles, jede Nuance, die beiträgt zu einem guten Leben, ist bedeutsam und wird achtsam porträtiert – bis hin zu den Farben der Kopftücher. Nichts davon ist selbstverständlich für die Überlebenden der Shoah; das Leben ist nicht mehr selbstverständlich für Überlebende existenzieller Traumaerfahrungen. Und seltsam: gerade diese Menschen, die während des Terrors der Okkupation alles verloren hatten außer dem nackten Leben, nehmen sich Zeit.. – Zeit, ihr gerettetes, ihr übriggebliebenes eigenes Leben zu leben, in all seinen Augenblicken, mit Eigenkreislaufigkeiten und Redundanzen.⁷⁶ Jedes bewahrte oder neu etablierte Moment (mit-)menschlichen Lebens, jedes Alltagsritual bedeutet Selbstvergewisserung und Selbstbehauptung. Sehr deutlich wird das tiefe Bedürfnis (bei uns allen) nach Vorhersehbarkeiten, Vertrautheit, Gewohnheiten – und damit Geborgenheit in der Welt.

Ein ironischer, kabarettistischer, manchmal bitterer Humor ist in diesem Buch, schmerzlich, in wortloser Trauer – *natan glycynders lachen* – dann wieder wie auf Bildern von Chagall..

In diesem Humor, auch in ihrer manchmal fast beschwörenden Ausführlichkeit erinnern Benskis Geschichten wohl nicht von ungefähr an alte jiddische, auch chassidische Geschichten.⁷⁷ Die Heimbewohner (alte und junge) sind jedoch keineswegs aufgrund ihres schrecklichen Schicksals *heilige* oder *weise*, – sondern Menschen mit allen Ecken und Kanten, mit Zweideutigkeiten und Zweifelhaflichkeiten geblieben. Bei aller tiefen Achtung und liebevollen Zuwendung werden sie nicht idealisiert. Dieses Buch (eines jüdischen Autors) eignet sich nicht zur Selbstbespiegelung ideologischer *philosemiten*.

In mancher Hinsicht sind diese Geschichten surreale Parabeln, die vom Terror jener Zeit genau auf der Gratlinie zwischen Phantasie und Realität berichten (gelegentlich auch darüber streiten), – und damit helfen können, schreckliches, traumatisches zu überleben. Parabeln, die (so oder ähnlich) zweifellos in diesem Heim entstanden sind, zwischen all den Shoah-Überlebenden (zu denen der Autor gehört). Manche sind herzerreißend, grauenhaft, andere wirken unpräzise, geradezu banal – beim ersten Lesen. Und alle sind es wert,

⁷⁵ Im Hinblick auf die hier vorliegenden Kollektivtraumata siehe von Anngwyn St. Just: *SOZIALES TRAUMA* (München 2005), lesenswert auch von Michaela Amering und Margit Schmolke: *RECOVERY. DAS ENDE DER UNHEILBARKEIT* (Bonn 2007).

⁷⁶ Das korreliert meines Erachtens mit der spirituellen Botschaft von Sten Nadolnys Roman *DIE ENTDECKUNG DER LANGSAMKEIT* (München 1983).

⁷⁷ Siehe unter anderem bei Martin Buber: *DIE GESCHICHTEN DES RABBI NACHMAN*, Elie Wiesel: *CHASSIDISCHE FEIER*, im Werk von Izhok Lejb Perez, bei Julian Strykowski: *ECHO* sowie in Salcia Landmanns Sammlungen zum *JÜDISCHEN WITZ*.

nochmal gelesen zu werden.⁷⁸ Tragisches und humoristisches, ungeheuerliches und triviales, heiliges und billiges geht ineinander über – hoffnungsloses durcheinander, hinter der die frage steht: Welchen wert hat das leben von menschen – nach all dem, was war?

Viele verschiedene facetten der situation, des empfindens, des selbstgefühls polnischer juden nach 1945 werden in diesen geschichten wie nebenbei deutlich und nachvollziehbar. – Vom weiterhin virulenten antisemitismus in polen ist hier fast nichts zu lesen; wie aus anderen quellen deutlich wird, unterlag dieses thema in den 80er jahren der politischen zensur in polen.⁷⁹

Jede dieser vignetten steht für hunderte, tausende ähnlicher geschichten. Von denen wiederum stünde jede einzelne für ein ganzes leben.. – All diese reste, fetzen, splitter, trümmer von erinnerungen und empfindungen, von reaktionen und ängsten, von sehnsucht und trauer, das grübeln, der rückzug und das schweigen – all das verweist auf millionen jüdischer menschenleben, deren jedes eine welt für sich war, die von den nazis, ihren taktischen unterstützern und ihren mitläufern gnadenlos zerstört wurde. In dieser poetischen dokumentation liegt nicht zuletzt die frage, wie es möglich ist, weiterzuleben mit dem wissen um die shoah. – Daß es initiativen wie dieses wohnheim gab, daß NATAN GYLCYNDERS LACHEN geschrieben und veröffentlicht wurde, gehört zu den hoffnungsvollen momenten der menschenwelt *nach Auschwitz*.

Dem gedenken an irena sendlerowa⁸⁰
und karl gideon gössele.⁸¹

Mondrian graf v. lüttichau

⁷⁸ Der vereinheitlichende duktus, bei dem gesprochene sprache zumeist als etwas betuliche schriftsprache wiedergegeben wird, könnte teilweise durch die übersetzung bedingt sein.

⁷⁹ Relativierende andeutungen finden sich in den geschichten EINE NARBE AM RECHTEN ARM, EIN BRIEF AUS PARIS und ROSINEN, DATTELN, MANDARINEN.

⁸⁰ Die polnische fürsorgerin irena sendlerowa (1910-2008) schmuggelte, zusammen mit helferInnen, ca. 2500 jüdische kinder aus dem Warschauer Ghetto und brachte sie in polnischen familien, klöstern und waisenhäusern unter. Über kontakte zu polnischen ämtern erhielten die kinder falsche papiere. Ab dezember 1942 übernahm irena sendlerowa die leitung des kinderreferats der untergrundorganisation Żegota und konnte die geretteten kinder auf diese weise finanziell weiter unterstützen.

⁸¹ Von 1939 bis 1945 war der spätere österreichische rundfunkredakteur und schriftsteller gössele deutscher frontsoldat. Mithilfe jüdischer freunde organisierte er lebensmitteltransporte ins Warschauer Ghetto, die er selbst mit einem LKW seiner einheit über monate hinweg durchführte. Dabei wurde er von seinem dienstvorgesetzten richard sander gedeckt. - Quellen: *Daseinsverlauf* (original im Franz-Michael-Felder-Archiv der Vorarlberger Landesbibliothek/Vorarlberger Literaturarchiv) sowie *Eidesstattliche Erklärung* des damaligen wehrmachtvorgesetzten gösseles, richard sander, vom 26. november 1946 (kopie der erklärung im Gössele-Nachlass des Franz-Michael-Felder-Archivs). Beide dokumente liegen mir (MvL) in kopie vor.

LITERATURHINWEISE

- Władysław Bartoszewski: Das Warschauer Ghetto – wie es wirklich war. Zeugenbericht eines Christen. Mit einem Vorwort von Stanisław Lem (Frankfurt/M. 1983)
- Janina Bauman: Als Mädchen im Warschauer Ghetto (München 1986)
- Frank Beer/Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hrsg.): Nach dem Untergang. Die ersten Zeugnisse der Shoah in Polen 1944-1947. Berichte der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission (Dachau/Berlin 2014)
- Louis Begley: Lügen in Zeiten des Krieges (Frankfurt/M. 1994)
- Adina Blady Sz wajgier: Die Erinnerung verläßt mich nie. Das Kinderkrankenhaus im Warschauer Ghetto und der jüdische Widerstand (München 1993)
- Lily Brett: Zu viele Männer (Wien/Frankfurt a.M. 2001)
- Martin Buber: Die Geschichten des Rabbi Nachman (Frankfurt/M. 1906)
- Bundesarchiv u.a. (Hrsg.): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945, Band 9: Polen/Generalgouvernement August 1941 – 1945 (Oldenburg 2013)
- Ann Charney: In Dobryd. Eine polnische Kindheit (Frankfurt/M. 1996)
- [Adam Czerniaków:] Im Warschauer Getto. Das Tagebuch des Adam Czerniaków 1939–1942 (München 1986)
- Jolanta Dylewska: Po-lin. Okruchy pamieci – Spuren der Erinnerung (Film, 2008)
- [Marek Edelman:] Hanna Krall: Dem Herrgott zuvorkommen (Berlin/DDR 1979)
- [Marek Edelman:] Witold Berés/Krzysztof Burnetko: Marek Edelman erzählt (Berlin 2009)
- Barbara Engelkind/Jacek Leociak: Przewodnik po nieistniejącym mieście (*Führer durch die nicht existierende Stadt*) (IFIS PAN Warszawa 2001)
- Dies.: The Warsaw Ghetto: A Guide to the Perished City. Reviewed by Michael R. Marrus (Yale University Press 2009)
- Helen Epstein: Die Kinder des Holocaust (München 1987)
- Bernard Goldstein: Die Sterne sind Zeugen (Hamburg 1950; Freiburg 1992)
- Chana Gorodecka: Tagebuch einer polnischen Jüdin (Leipzig 1996)
- Alexei Michailowitsch Granowski: Еврейское счастье (Jüdisches Glück) (Film 1925) <https://www.youtube.com/watch?v=8MaAs2zXlI8>

- Jan Tomasz Gross: Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne (München 2001)
- Chaim A. Kaplan: Buch der Agonie (Frankfurt/M. 1967)
- Janusz Korczak: Ein Turm aus Sehnsucht (Berlin/DDR 1987)
- Ders.: Erinnerungen (in: Das Recht des Kindes auf Achtung, Göttingen 1988, Seite 236-345); selbständige Neuauflage unter dem Titel: Tagebuch aus dem Warschauer Ghetto 1942 (Göttingen 1992)
- Esther Kreitmann: Deborah – Narren tanzen im Ghetto (Frankfurt/M. 1984)
- Kuno Kruse: Dolores & Imperio (Köln 2000)
- Eleonora Lev: Eine Waise sozusagen (Berlin 1999)
- Vladka Meed: Deckname Vladka. Eine Widerstandskämpferin im Warschauer Ghetto (Hamburg 1999)
- Anna Mieszkowska: Die Mutter der Holocaust-Kinder. Irena Sendler und die geretteten Kinder aus dem Warschauer Ghetto (München 2006)
- Kazimierz Moczarski: Gespräche mit dem Henker (Düsseldorf 1978)
- Soma Morgenstern: Die Blutsäule. Zeichen und Wunder am Sereth (Lüneburg 1997)
- William G. Niederland: Folgen der Verfolgung – Das Überlebenden-Syndrom. Seelenmord (Frankfurt/M. 1980)
- Malgorzata Niezabitowska/Tomasz Tomaszewski: Die letzten Juden in Polen (Schaffhausen/Schweiz 1987)
- Antony Polonsky/Monika Adamczyk-Garbowska: Contemporary Jewish Writing in Poland (University of Nebraska Press 2001)
- Agnieszka Pufelska: Die 'Judäo-Kommune' - Ein Feindbild in Polen (Paderborn 2007)
- Teofila Reich-Ranicki/Hanna Krall: Es war der letzte Augenblick. Leben im Warschauer Ghetto. Aquarelle und Texte (Stuttgart/München 2000)
- Marcel Reich-Ranicki: Mein Leben (Stuttgart 1999)
- Joseph Roth: Hiob. Roman eines einfachen Mannes (Berlin 1930)
- Aleksander Rowiński: Zygielbojms Reise – eine Spurensuche (Osnabrück 2004)
- Eva Scheer: Bei uns im Stetl (Berlin 1987)
- Günter Schwarberg: Das Ghetto. Spaziergang in die Hölle (Göttingen 1989)
- Anngwyn St. Just: Soziales Trauma. Balance finden in einer unsicheren Welt (München 2005)
- [Stroop-Bericht:] "Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr" (Darmstadt und Neuwied 1960/1976)
- Julian Strykowski: Echo (Berlin 1995)
- Andrzej Szczypiorski: Die schöne Frau Seidenman (Zürich 1988)
- Władisław Szpilman: Das wunderbare Überleben. Warschauer Erinnerungen 1939-1942 (München 1998)

Roman Vishniac: Verschwundene Welt (München 1996)
Angel Wagenstein [Anżel Rajmond Vagenštajn]: Pentateuch oder Die fünf Bücher Isaaks (Berlin 1999)
Fred Wander: Der siebente Brunnen (Berlin/DDR 1971)
Jan Wiernik: Ein Jahr in Treblinka (Wien 2014)
Elie Wiesel: Chassidische Feier (Wien 1974)
WIĘZ – Sonderausgabe 2000: Polen und Juden – Gemeinsam unter einem Himmel (Warszawa 2000)
Hubert Witt (Hrsg.): Der Fiedler vom Getto (Leipzig 1993)
Bogdan Wojdowski: Brot für die Toten (Berlin/DDR 1974)
Karin Wolff (Hrsg.): Hiob 1943. Ein Requiem für das Warschauer Ghetto (Berlin/DDR 1983)
Rajzel Zychlinski: di lider 1928-1991 (jiddisch und deutsch; Frankfurt/M. 2003)
Krystyna Zywulska: Tanz, Mädchen... (München 1988)

Es brent

S'brent! briderlekh, s'brent!
 Oy, undzer orem shtetl nebekh brent!
 Beyze vintn mit yirgozn
 Raytn, brekhn un tseblozn
 Shtarker nokh di vilde flamen,
 Alts arum shoyn brent.
 Un ir shteyt un kukt azoy zikh
 Mit farleygte hent,
 Un ir shteyt un kukt azoy zikh –
 Undzer shtetl brent!
 S'brent! briderlekh, s'brent!
 Oy, undzer orem shtetl nebekh brent!
 S'hobn shoyn di fayertsungen
 Dos gantse shtetl ayngeshlungen –
 Un di beyze vintn huzhen,
 Undzer shtetl brent!
 Un ir shteyt un kukt azoy zikh...
 S'brent! briderlekh, s'brent!
 Oy, es ken kholile kumen der moment,
 Undzer shtot mit undz tsuzamen
 Zol af ash avek in flamen,
 Blaybn zol - vi nokh a shlakht,
 Nor puste, shvartse vent.
 Un ir shteyt un kukt azoy zikh...
 S'brent! briderlekh, s'brent!
 Di hilf iz nor in aykh aleyn gevendt,
 Oyb dos shtetl iz aykh tayer,
 Nemt di keylim, lesht dos fayer,
 Lesht mit ayer eygn blut,
 Bavayzt, az ir dos kent.
 Shteyt nisht brider, ot azoy zikh
 Mit farleygte hent,
 Shteyt nit, brider, lesht dos fayer – Undzer shtetl
 brent!

MORDECHAI GEBIRTIG